

**ZBBS**

**Zeitschrift für qualitative  
Bildungs-, Beratungs- und  
Sozialforschung**

1/2000

ISSN 1438-8324

# Inhaltsverzeichnis

## Editorial

Heinz-Hermann Krüger u.a.	Eine neue Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung .....	3
------------------------------	--	---

## Themenschwerpunkt: Biographie und Profession

Werner Helsper/ Heinz-Hermann Krüger/ Ursula Rabe-Kleberg	Professionstheorie, Professions- und Biographieforschung. – Einführung in den Themenschwerpunkt .....	5
Eberhard Nölke	Biographie und Profession in sozialarbeiterischen, rechtspflegerischen und künstlerischen Arbeitsfeldern .....	21
Fritz Schütze	Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriß .....	49
Mariusz Granosik	Professionalität und Handlungsschemata der Sozialarbeit am Beispiel Polens .....	97
Gudrun Piechotta	Von der „Schwesternschülerin“ zur Studentin. Bildungs- und Berufserfahrungen und neue Perspektiven in der Pflege .....	131

## Allgemeiner Teil

Peter Alheit	Biographie und »modernisierte Moderne«: Überlegungen zum vorgeblichen »Zerfall« des Sozialen .....	151
Jürgen Straub	Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die „postmoderne“ <i>arm chair psychology</i> .....	167
Ulrike Mietzner/ Ulrike Pilarczyk	Bildwissenschaftliche Methoden in der erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Forschung .....	195

## Rezensionen

Arnold Otten	Sammelrezension: ‚Bescheidene‘ und ‚stolze‘ Professionen? .....	217
Regina Lorenz-Krause	Anselm Strauss/Juliet Corbin: Basics of Qualitative Research, Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. ....	230
Bernhard Boschert	Erich Renner/Sabine Riemann/Ilona K. Schneider/Thomas Trautmann (Hrsg.): Spiele der Kinder. Interdisziplinäre Annäherungen. ....	232
Ursula Rabe-Kleberg	Andrew Abbott: The System of Profession. An Essay on the Division of Expert Labor. ....	236

# Editorial

Heinz-Hermann Krüger/Winfried Marotzki/Fritz Schütze/  
Ursula Rabe-Kleberg/Jörg Frommer/Richard Huisinga

## Eine neue Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung

Im Gegensatz zur USA gibt es in Deutschland bislang kein repräsentatives wissenschaftliches Fachorgan, das die Diskurse, konzeptionellen Ansätze und Forschungsergebnisse der qualitativen Forschung zusammenfaßt und bündelt. Gerade die enorme Expansion qualitativer Forschungsansätze in der Erziehungswissenschaft, der Soziologie sowie der Psychoanalyse und Psychotherapie macht ein Fachorgan wünschenswert und notwendig, in dem die divergenten Tendenzen dargestellt werden.

Die Zeitschrift möchte erstklassige, auch internationale Beiträge über aktuelle methodologische Diskussionen und Forschungserträge der qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung in den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen und interdisziplinäre Forschungsergebnisse für Interessenten aus der Wissenschaft sowie der professionellen Praxis in pädagogischen, psychotherapeutischen und sozialwissenschaftlichen Arbeitsfeldern veröffentlichen. Durch die Zusammensetzung des Herausgeberteams sowie des auch international besetzten Beirates sollen die Repräsentanz der wichtigsten an der qualitativen Forschung beteiligten Fachdisziplinen ebenso zum Ausdruck gebracht werden wie auch ein Bekenntnis zum interdisziplinären Charakter qualitativer Forschung und eine Öffnung für internationale Entwicklungen. Die Qualität der Beiträge soll internationalen Gepflogenheiten entsprechend durch die Praxis des „Peer Review“ gesichert werden, die die anonyme Begutachtung aller Manuskript-Einsendungen durch jeweils zwei Gutachter vorsieht.

Im Zentrum eines jeden Heftes steht ein Thementeil, der Diskussionen und Ergebnisse der qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung aus ausgewählten Forschungsfeldern (z.B. Professionsforschung, Beratungsforschung, Kulturvergleichende Forschung, Medienforschung) veröffentlicht. Im allgemeinen Teil werden jeweils frei eingesandte Beiträge zu allen Gebieten der qualitativen Forschung in den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen sowie zu den Möglichkeiten und Grenzen unterschiedlicher qualitativer Forschungsdesigns publiziert. Im Rezensionsteil der Zeitschrift wird die für das Heftthema relevante Literatur in Form von Bereichsrezensionen besprochen.

Außerdem werden wichtige Neuerscheinungen zur qualitativen Forschung aus dem deutschsprachigen und internationalen Kontext in Einzelbesprechungen vorgestellt.

Die Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung ist institutionell in das 1998 neu gegründete Zentrum für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung eingebunden, das von der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften der Universität Magdeburg und dem Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Halle gemeinsam organisiert wird. Im Kern dieses Zentrums ist auch ein von der Hans-Böckler-Stiftung und dem Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt sowie den beiden Universitäten finanziertes Promotionskolleg zu dem Thema „Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen“ angesiedelt, dessen Fragestellungen uns dazu angeregt haben, uns im Thementeil dieses ersten Heftes mit verschiedenen theoretischen Ansätzen und ausgewählten Ergebnissen einer biographisch orientierten Professionsforschung zu beschäftigen.

Die Herausgeber und der wissenschaftliche Beirat erhoffen sich eine aktive Aufnahme der neuen Zeitschrift durch die scientific community und wünschen sich eine Unterstützung durch Beiträge, durch kollegiales Feedback, durch Lektüre und Rezeption. Auch sind wir uns darüber im Klaren, daß die selbstgesteckten Ziele nicht leicht und wahrscheinlich nicht von Beginn an und vielleicht auch nicht in jedem Einzelfall erreicht werden können und daß die Qualität dieser Zeitschrift auch und vor allem von der Qualität der angefragten bzw. frei eingesandten Beiträge abhängt.

Werner Helsper, Heinz-Hermann Krüger, Ursula Rabe-Kleberg

## Professionstheorie, Professions- und Biographieforschung – Einführung in den Themenschwerpunkt

Mit einer gewissen Berechtigung könnte das letzte Jahrhundert auch als das Jahrhundert der Professionen und der Neukonstituierung von Professionalisierungsentwicklungen bezeichnet werden. Im Rahmen der Expansion medizinischer, pflegerischer, pädagogischer, therapeutischer, juristischer etc. Dienstleistungen und Anforderungen expandieren nicht nur die „klassischen“ Professionen im freiberuflichen Sektor, sondern zugleich entstehen und expandieren neue professionelle und professionalisierungsbedürftige Felder, wie es idealtypisch etwa für die Pädagogik, aber auch die psychosozialen Dienstleistungen oder die pflegerischen Tätigkeitsfelder zu verzeichnen ist (vgl. etwa Krüger/Rauschenbach 1997).

Die professionstheoretische Diskussion hat in diesem Rahmen der professionellen Expansion und Ausdifferenzierung von den Anfängen, die etwa mit den Namen von Weber, Hughes und Parsons verbunden sind, eine große Wegstrecke der theoretischen Präzisierung, der Ausdifferenzierung und zunehmend der empirischen Rekonstruktion professioneller Tätigkeiten und Handlungsfelder zurückgelegt (vgl. für berufssoziologische Positionen Luckmann/Sprondel 1972; Beck/Brater/Daheim 1980; Daheim/Schönbauer 1993; Heidenreich 1999). Eine erste intensive Phase der Rezeption und Diskussion professionstheoretischer Ansätze in den siebziger Jahren – insbesondere auch im pädagogischen Bereich, und hier wiederum vor allem für die Lehrerarbeit und die sozialpädagogischen Handlungsfelder (vgl. Reinhardt 1972; Otto/Utermann 1971) – mündete in einer kritischen Sichtung der Rolle von Professionellen. Diese wurden als zentrale Akteure in sozialen, hegemonialen Normalisierungs- und Disziplinierungsdiskursen bestimmt, denen die Dominanz über und die Bevormundung der „Laien“ angelastet wurde und die letztlich als eine wesentliche Größe in sozialen Macht-, Herrschafts- und Kontrollstrukturen bestimmt und im Sinne einer expertokratischen Durchdringung und Bevormundung lebensweltlicher Zusammenhänge „enttarnt“ wurden. Professionalisierung wurde in dieser Perspektive vor allem als eine Ausweitung expertokratischer Kontrollformen und zugleich als ein Aufstiegs- und Statusprojekt für die entsprechenden beruflichen Sektoren bestimmt. Diese Kritik wies im übrigen überpointiert auf ein strukturelles Problem professionellen Handelns hin, nämlich auf seine in der „Verwaltung“ zentraler sozialer Wertbezüge und knapper Ressourcen beruhende Anfälligkeit für

Kontrollzwecke vereinnahmt zu werden und auf die Gefahr, die professionelle Macht im Rahmen sozialer Normalisierungsdiskurse auch gegen Klienten und Adressaten zu wenden oder die ökonomische Marktrationalität dominant werden zu lassen. Seit den achtziger Jahren sind nun verstärkt Bemühungen festzustellen, die Professionen in ihrer Ambivalenz theoretisch zu verorten, an makrosoziale Theorien und Bestimmungen anzubinden und damit theoretisch neu zu „vermessen“ (vgl. Olk 1986; Koring 1989; Olk/Otto 1989). Dies geht mit einer sich ausdifferenzierenden empirischen, insbesondere auch biographischen Forschung zu verschiedenen professionellen Handlungsfeldern sowie den jeweils bereichsspezifischen Logiken, Konflikten und Problemfoki professionellen Handelns einher (vgl. Dewe/Ferchhoff/Radtke 1992; Combe/Helsper 1996).

In theoretischer Hinsicht werden zum einen die professionsspezifischen Merkmalskataloge – ohne daß die Bedeutsamkeit dieser Kennzeichen prinzipiell negiert würde – zunehmend von Bestimmungsversuchen abgelöst, die auf die Rekonstruktion der Logik der professionellen Tätigkeit als einer spezifischen und herausgehobenen Strukturvariante beruflichen Handelns zielt. Auch wenn sich nach wie vor berufssoziologische Positionierungen finden, die diese Linie ignorieren oder marginalisieren (vgl. etwa Daheim/Schönbauer 1993; Heidenreich 1999), zeigen sich vor allem in systemtheoretischen, symbolisch-interaktionistischen und strukturtheoretischen Zugängen wesentliche Präzisierungen der Logik professionellen Handelns (vgl. Luhmann 1982; Stichweh 1992, 1994, 1996; Oevermann 1996, 1997; Schütze 1992, 1996, und in diesem Heft).

Im systemtheoretischen Ansatz wird die professionelle Tätigkeit im Rahmen der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft für jene Teilsysteme reklamiert, denen es nicht gelingt, ihr Operieren in binären Codierungen weitgehend zu formalisieren und zu technisieren, die also ein Technologiedefizit aufweisen, wie insbesondere anhand des Erziehungs- und Bildungssystems herausgearbeitet wurde (vgl. Luhmann/Schorr 1979, 1982). In diesen sozialen Teilsystemen fällt also die Ausbildung hochgradig formalisierter und abstrakter generalisierter Kommunikationsmedien schwer und diese Teilsysteme bleiben in weiten Bereichen und im Kern ihrer Operationen auf face-to-face-Interaktionen angewiesen. In neueren Luhmannschen Begriffen: Es handelt sich dabei um Teilsysteme, die für ihr Operieren in besonderer Weise auf Interaktionssysteme angewiesen bleiben, die besonders anspruchsvolle und voraussetzungsreiche Kommunikationsmodi entwickelt haben (vgl. Luhmann 1997; Stichweh 1996). Damit aber ist zugleich die Riskanz und Unsicherheit der Zielerreichung, also der Vermittlung zwischen zwei Dualen – etwa gesund-krank, recht-unrecht etc. • impliziert, denn komplexe Interaktionsprozesse und Kommunikationsvorgänge sind nur schwer steuerbar, Absichten können von Alter zurückgewiesen werden und die Erreichung des positiven Wertes ist nur durch gegenseitige Kooperation möglich. D.h. Professionelle können nicht garantieren, was sie versprechen. So impliziert die Absicht zu erziehen gerade die Möglichkeit der Ablehnung und Abweichung, so daß die Erziehungsabsicht zugleich deren Störung darstellt (vgl. Luhmann/Schorr 1992; Diederich 1992). Rudolf Stichweh hat diese Position weiter ausdifferenziert und für Professionen in funktional ausdifferenzierten Gesellschaften spezifiziert. Professionen sind dort situiert, wo es um die Auseinandersetzung mit der „personalen Umwelt des Gesellschaftssystems“ geht (vgl.

Stichweh 1992, S. 42) und dabei „für die Bearbeitung von Problemen der Strukturveränderung, des Strukturbaus und der Identitätserhaltung von Personen“ zuständig (Stichweh 1992, S. 42f.). Hierfür führt Stichweh die Kategorie der „Vermittlung“ ein, jenes von Unwägbarkeiten und Ungewißheiten gekennzeichnete dreistellige Verhältnis zwischen dem Professionellen und seiner Absicht, dem Klienten und seiner Haltung zur professionellen Absicht und dem zu vermittelnden Sachbezug.

Demgegenüber steht im strukturtheoretischen Zugang bei Oevermann vor allem die Strukturlogik des professionellen Handelns im Mittelpunkt. Orientiert am Modell des Idealtypus bei Max Weber begreift Oevermann die Professionen im Rahmen modernisierungstheoretischer Bestimmungen als den sozialen Strukturort der stellvertretenden Generierung des Neuen und der Krisenbewältigung. Dabei bezieht Oevermann das professionelle Handeln auf drei Foki: die Wahrheitsbeschaffung, also die systematische, methodisch angeleitete und intersubjektiv überprüfbare Bearbeitung von Geltungsfragen (Wissenschaft/Kunst), die Legitimationsbeschaffung, insbesondere im Bereich des politischen und rechtlichen Handelns sowie die Therapiebeschaffung im Bereich der physischen und psychosozialen Integritätssicherung. Für Oevermann ist die professionelle Praxis eine gesteigerte Praxisform, da sie stellvertretend deutend und damit in hohem Maße verantwortlich auf die Stärkung der Autonomiepotentiale der Lebenspraxis anderer zielt. Und zwar auf Personen, die entweder lebenspraktische Autonomie noch nicht erreicht haben oder aber vorübergehend, situativ oder irreversibel darin beeinträchtigt sind. Für diese professionelle Praxis entwirft er anhand der idealtypischen Rekonstruktion des therapeutischen Settings die voraussetzungsreiche und prekäre Struktur eines professionellen Arbeitsbündnisses, das Vorkehrungen enthält, um die hochgradige Riskanz und Anfälligkeit dieser Beziehung für Abhängigkeit erzeugende Dynamiken kontrollieren und reflektiert handhaben zu können. Dabei bleibt die professionelle Praxis – und darin relativiert Oevermann alle eindimensionalen Vorstellungen einer Professionalisierung durch Verwissenschaftlichung – durch konstitutive Spannungen gekennzeichnet, die er als widersprüchliche Einheit der praktischen Vermittlung von Theorie und Praxis, als Spannung von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung, von Rekonstruktions- und Subsumtionslogik und schließlich von unterschiedlichen Facetten einer sowohl diffusen, partikularistischen und zugleich spezifischen, universalistischen und rollenförmigen Beziehungsstruktur im Anschluß und in kritischer Reformulierung des Parsonsen Ansatzes faßt (vgl. auch Wernet 1997, S. 34ff.).

Der interaktionistische, ethnomethodologisch inspirierte Zugang im Anschluß an Hughes, Glaser u.a. geht demgegenüber stärker von der empirischen Erschließung der professionellen Praxis selbst aus. Im Unterschied zum Oevermannschen Konzept steht hier kein idealtypisches Konstrukt professionellen Handelns im Hintergrund, das etwa am Ideal der sogenannten freien Berufe orientiert ist, sondern es wird stärker von den vorfindbaren Entwicklungen im pädagogischen, therapeutischen, rechtlichen, medizinisch-pflegerischen Handeln ausgegangen, das zusehends deutlicher in organisatorischen Rahmungen stattfindet. So spricht Schütze etwa von der Sozialpädagogik und sozialen Arbeit als einer „bescheidenen Profession“ und begreift deren Entwicklung als

auch für andere Professionen richtungweisend (Schütze 1992). Von zentraler Bedeutung ist im interaktionistischen Ansatz die empirische Rekonstruktion von professionellen Handlungsproblemen und –paradoxien. Dabei lassen sich bei Schütze drei Begründungszusammenhänge unterscheiden: Erstens die empirisch-rekonstruktive Durchdringung des praktischen professionellen Handelns, in der paradoxe Anforderungen und interaktive Verknüpfungen freilegt werden. Zweitens entstammen Schütze zufolge die Handlungsparadoxien der Modernisierungsproblematik, „daß an zentralen Schnittstellen des gesellschaftlichen Konstitutionsprozesses durch das professionelle Handeln grundlegende Unvereinbarkeiten sozialer Prozesse miteinander vermittelt werden müssen. Die Professionen sind gerade aus der gesellschaftlichen Notwendigkeit der besonders umsichtigen Bearbeitung solcher Unvereinbarkeiten hervorgegangen.“ (Schütze 1996, S. 334) Diese Disparitäten verschärfen sich und führen zu gesteigerten Anforderungen und Risiken im professionellen Handeln. Schließlich begreift Schütze drittens die professionellen Handlungsparadoxien als zugespitzte Form alltäglicher Interaktionsparadoxien (vgl. Schütze in diesem Heft; Helsper/Böhme/Kramer/Lingkost 2000). In diesem Rahmen erscheint das professionelle Handeln durch Unwägbarkeiten, Risiken und Ungewißheiten gekennzeichnet, die nicht aufhebbar sind, aber durch Instanzen der (Selbst-)Reflexion kontrolliert werden müssen.

Trotz der deutlichen theoretischen Unterschiede finden sich bei diesen Zugängen – jeweils in einer eigenen Theorietradition und -sprache – doch grundlegende Gemeinsamkeiten, die es – gerade angesichts dieser strukturellen Übereinstimmungen in den unterschiedlichen Theorieansätzen – erlauben, von einem Strukturkern professionellen Handelns zu sprechen:

1. In allen drei Ansätzen erfolgt eine Einbettung der Professionen und der professionellen Praxis in modernisierungstheoretische Diagnosen und makrosoziale Zusammenhänge: Bei Luhmann und Stichweh im Rahmen einer Theorie funktionaler, sozialer Ausdifferenzierung als Kennzeichen spezifischer sozialer Teilsysteme (vgl. oben), wobei in neueren Blickrichtungen insbesondere die Exklusionsrisiken als Folgeproblem sozialer Ausdifferenzierung als Bezugspunkt neuer professioneller Problemfoki in das Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, insbesondere hinsichtlich sozialer Arbeit, Sozialpädagogik und sozialer Hilfe (vgl. Luhmann 1997; Baecker 1994; Olk/Merten 1996; Merten 1997). Bei Schütze sind es ebenfalls differenzierungstheoretische Argumente, etwa wenn er darauf verweist, daß die Paradoxien professionellen Handelns durch die Vermittlung der Professionellen zwischen unvereinbaren Handlungslogiken zwischen sozialen Sphären zugespitzt werden oder im Rahmen der expandierenden Organisationsratio professionelle Risiken und Fehlerquellen gesteigert werden (vgl. oben). Und bei Oevermann ist es die in den Modernisierungsprozessen stattfindende Beschleunigung von Transformationsprozessen und der Generierung des Neuen, die strukturell die professionelle Praxis erforderlich werden läßt. Zudem wird in der forcierten Entbindung und Freisetzung der Autonomie der Lebenspraxis, die zugleich neue Belastungen und Risiken impliziert, die professionelle Praxis unverzichtbar. In diesem Sinne wird in allen drei Ansätzen die Profession

strukturell in gesellschaftstheoretischen und makrosozialen Zusammenhängen verankert und als Strukturfordernis in Modernisierungsprozessen begriffen.

2. Die Ansätze weisen mit unterschiedlicher Begrifflichkeit auf den Strukturkern professionellen Handelns hin, das durch Riskanz, Ungewißheit, paradoxe oder antinomische Anforderungen, Fehleranfälligkeit und eine spezifische Strukturlogik gekennzeichnet ist. Was aus der systemtheoretischen Perspektive als Technologie- oder Verstehensdefizit thematisiert wird, wird bei Schütze als Set paradoxer Anforderungen entworfen, die konstitutiv für professionelles Handeln und damit nicht aufhebbar sind, aber reflexiv gehandhabt werden müssen. Bei Oevermann wird dies in der Gestalt eines voraussetzungsreichen, störanfälligen Arbeitsbündnisses gefaßt, das durch strukturell gegebene Dimensionen widersprüchlicher Vermittlungsanforderungen gekennzeichnet wird.
3. Weisen alle drei Ansätze auf antinomische, widerspruchsvolle bzw. paradoxe Spannungen im professionellen Handeln hin, die das professionelle Handeln weder als wissenschaftlich steuerbares, noch bürokratisch lenkbares bzw. expertokratisch aus allgemeinen Regelsätzen ableitbares erscheinen lassen. Es stellt sich vielmehr als eigener Handlungstypus dar, dessen Spezifik gerade in prekären Vermittlungsleistungen bzw. Relationierungen zwischen verschiedenen, teilweise widersprüchlichen Handlungsanforderungen zu konzipieren ist.

In den skizzierten Positionen zeigt sich somit ein weiter entwickelter Stand der theoretischen Präzisierung und Differenzierung des Professionsbegriffes und insbesondere der sozialen Grammatik professionellen Handelns und der Störanfälligkeit und Ansprüchlichkeit der Professionellen-Klienten-Interaktion. Obwohl in den skizzierten Positionen, insbesondere im strukturtheoretischen und im interaktionistischen Ansatz, die Problematik der Macht nicht ausgeklammert wird, vielmehr gerade als besondere Gefährdung der prekären Handlungsgrammatik der professionellen Praxis aufscheint, setzen sich diese Ansätze, die Machtprozesse aus der Spezifik professionellen Handelns begründen, von solchen ab, die Professionen als Ergebnis von Privilegierung bestimmter Gruppen unter Ausschluß von anderen oder noch allgemeiner als Folge erfolgreicher Konkurrenzprozesse am Markt definieren. Sichten wir die Professionsdiskurse nach ihrem Verständnis von externen und internen Machtprozessen, so geht es zum einen um Machtverhältnisse zwischen der Profession und den (anderen) gesellschaftlichen Institutionen, einschließlich anderer u.U. konkurrierender Professionen und zum anderen um Machtverhältnisse und ihre Bearbeitung, die sich aus der Spezifik des professionellen Handelns mit Klienten und anderen Laien ergeben.

Werden Professionen vor allem nach ihren Eigenschaften, in einem hierarchisch angeordneten Indikatorenmodell oder ähnlichen normativen Taxonomien charakterisiert, so werden Professionen als stabiles und institutionalisiertes Ergebnis von Machtkämpfen um Monopolisierung von Status und Privilegien auf dem Wege der Segregation und des Ausschlusses anderer Berufsgruppen gesehen, denen eben die normativen Eigenschaften fehlen. Profession ist so eine

im Innenverhältnis (positiv und normativ) identifizierende nach aussen segregierende und Ungleichheit legitimierende Kategorie (kritisieren Torstendahl 1990; Freidson 1988; Collins 1990).

Auch Versuche, Prozesse des Auf- und Abstiegs von Professionen („Professionalisierung“ und „Deprofessionalisierung“) an bestimmte geradezu gesetzmäßige Regeln zu binden, z.B. Etablierung von Ausbildung und Rekrutierungsstandards, Bildung von Berufsorganisationen und Ehrenkodices (wie z.B. Daheim 1992), bleiben diesem Indikatorenmodell und der Vorstellung von machtvollen Ein- und Ausschlußprozessen verbunden und halten historisch-empirischen Untersuchungen über Entstehungen und Veränderungen von Professionen nicht stand (Abbott 1988).

Vielmehr muß Professionalisierung selbst als ein unabgeschlossener Prozess begriffen werden, ohne dass Ziel und Weg in teleologischer Weise bestimmbar und ohne dass die Ausformung dieser Prozesse ohne den Bezug zu konkreten und historisch expliziten gesellschaftlichen Verhältnissen definierbar wäre. Grundsätzlich geht es aber darum, für die spezifische Form des professionellen Handelns, die sich von anderen Formen der Erwerbsarbeit unterscheidet, den Handlungsraum und die Handlungsbedingungen zu erkämpfen, die für professionelles Handeln als notwendig erachtet werden.

Auf diesem Hintergrund geht es also um die gesellschaftliche Akzeptanz des professionellen Handlungsparadigma und um die Durchsetzung professioneller Standards, hierzu gehören z.B. Kontrolle über Voraussetzungen und Durchführung dieser besonderen Form von Arbeit. Solche Auseinandersetzungen um autonome Handlungsräume finden als Machtkämpfe zwischen den professionellen und Bildungs-, Bürokratie-, Rechts- sowie anderen gesellschaftlichen Teilsystemen statt.

Machtkämpfe um die Sicherung von Claims und Zuständigkeiten sind aber auch zwischen Professionen virulent und verändern in der Folge auch den professionellen Zugang und Umgang mit Problemen. Auch die innerprofessionellen Prozesse sind durchaus als Machtprozesse zu verstehen: Wurden im Zusammenhang mit der Kritik am Expertentum vor allem die Dominanz gegenüber Klienten und Laien betont, so müssen auch gelingende, d.h. auf Autonomie des Klienten zielende, professionelle Arbeitsbeziehungen zwischen Professionellen und Klienten unter dem Aspekt des prekären, immer wieder neu zu überprüfenden Machtverhältnisses untersucht werden. Die Idealvorstellung von ausbalancierten Machtverhältnissen verweist ja gerade auf die Instabilität und Prozesshaftigkeit dieses Verhältnisses, Balance muß immer wieder neu austariert werden (Elias 1991). Profession ist so als gesellschaftlicher Prozess zu verstehen, der nach aussen wie innen durch kontinuierlich neu zu gestaltende Machtbeziehungen gekennzeichnet ist.

Neben diesen theoretischen Präzisierungen findet sich in den letzten Jahren eine breite, sich zusehends ausdifferenzierende empirische Forschung zu Professionen, zu Profession und Biographie, zur professionellen Einsozialisation und zum professionellem Handeln.

Dies kann insbesondere für die verschiedenen pädagogischen Handlungsfelder verdeutlicht werden. Für den Bereich des schulischen Handelns und Unterrichtens liegen inzwischen eine Reihe empirisch-rekonstruktiver Studien in pro-

fessionstheoretischen Linienführungen vor (vgl. Koring 1989; Combe/Helsper 1994; Bauer/Kopka/Brindt 1996; Keuffer u.a. 1999; Terhart u.a. 1999; Carle/Buchen 1999). Neben einer inzwischen ausdifferenzierten berufsbiographischen Forschung mit unterschiedlich deutlichen professionstheoretischen Bezügen (vgl. als Überblick Stelmaszyk 1999; Reh/Schelle 1999) finden sich zunehmend auch Studien, die komplexe Brückenschläge und Vermittlungen zwischen verschiedenen Ebenen und Forschungsdimensionen für den schulischen Bereich anstreben: Etwa in der Verbindung berufsbiographischer Studien mit unterrichtlichen Handlungsmustern von Lehrern und Lehrerinnen, der Verbindung der unterrichtlichen Schüler-Lehrer-Interaktionen mit den Deutungsmustern von Lehrern und Schülern oder auch in Verbindung mit Analysen zur Organisationsstruktur oder der einzelschulspezifisch ausgeformten Schulkultur (vgl. Wenzel u.a. 1999; Krause/Wenzel 1998; Meister 1999; Combe/Buchen 1996; Helsper/Böhme/Kramer/Lingkost 2000). In diesen Untersuchungsrichtungen liegen inzwischen erste Versuche vor, unterschiedliche Ebenen und Perspektiven professionstheoretischer Fragestellungen systematisch empirisch-rekonstruktiv miteinander in Verbindung zu setzen.

Der Bereich der Erwachsenenbildung weist inzwischen eine Reihe von Studien zur Berufsbiographie und zum Habitus von Erwachsenenbildnern auf, die zum einen die Heterogenität der Bildungsgänge der in diesem Bereich Tätigen dokumentieren, die häufig ein pädagogisches Selbstverständnis und entsprechende Handlungsorientierungen erst nach und nach erwerben mußten (vgl. Harney/Jütting/Koring 1987; Gieseke 1989; Kade 1989). In neueren Studien wird das Verhältnis zwischen hauptberuflich tätigen Erwachsenenbildnern, die gleichsam die Rahmung für freiberufliche Kursleiter organisieren, und den Kursleitern selbst untersucht und hier wird Professionalisierungsbedarf auf beiden Seiten herausgearbeitet (vgl. Bastian 1997; Blättner 1998). Insgesamt ist die in den achtziger Jahren geführte Diskussion um den Professionalisierungsstand und den Professionalisierungsbedarf im heterogenen Feld der Weiterbildung und Erwachsenenbildung keineswegs abschließend geklärt. Verstärkt wird aber – vor allem in den Arbeiten Kades und seiner Mitarbeiter – das Verhältnis von Vermittlung und Aneignung in der Erwachsenenbildung problematisiert und dabei auf die vielfältigen Varianten der Verwendung und Reinterpretation der Weiterbildungsangebote durch die Adressaten als Moment der Veränderung der Professionellen-Adressaten-Beziehung verwiesen (vgl. Kade 1992; Kade/Seitter 1996; Kade 1997).

Auch im Bereich der Sozialarbeit und Sozialpädagogik liegen einschlägige empirische Studien für unterschiedliche sozialpädagogische Felder vor, in denen etwa die berufsbiographischen Hintergründe (vgl. Thole/Küster-Schapfl 1996), aber auch die spezifische und widerspruchsvolle Anforderungsstruktur etwa in den Spannungsfeldern von Nähe, Engagement und reflexiver Distanz herausgearbeitet werden (vgl. Gildemeister 1983; Wagner 1993; Nagel 1997). Daneben liegen für unterschiedliche Felder der sozialen Arbeit empirische Rekonstruktionen etwa zur Heimerziehung, zur Suchtberatung, zur Jugendarbeit, zur Familienberatung vor, um nur einiges zu nennen (vgl. Riemann 2000; Nölke 1996). Auch für den zentralen Bereich der professionellen Reflexion und Selbstreflexion liegen inzwischen empirische Rekonstruktionen vor, z.B. für die Rekonstruk-

tion des Handelns und der Interaktion in der Supervision (vgl. Oevermann 1993; Müller 1995).

Für die Bereiche der Pflege und Medizin kann auf eine lange Tradition von Studien zur ärztlichen Praxis und zunehmend auch zur Einsozialisation und zu biographischen Hintergründen verwiesen werden (vgl. etwa Piper 2000; Oevermann 1993). Daneben finden sich Rekonstruktionen zu therapeutischen Settings, Interaktionsverläufen oder Anfangsgesprächen (vgl. Leber/Oevermann 1994; Buchholz 1995, 1996). Für den Bereich des Rechts arbeitet insbesondere eine neuere, an der Oevermannschen Professionstheorie orientierte Studie (vgl. Wernet 1997), die Strukturgemeinsamkeiten und -differenzen zwischen ärztlichem und juristischem Handeln, insbesondere bei Strafverteidigern heraus. Wichtige Ergänzungen hierzu finden sich auch in Studien zur Kommunikation und zum Handeln vor Gericht (vgl. Wolff u.a. 1997). Schließlich liegen auch für den Bereich der Seelsorge und der pastoralen Gemeindearbeit Studien vor, die insbesondere die Handlungsparadoxien zwischen kirchlich-organisatorischen Rahmungen und Glaubensorientierungen verdeutlichen (vgl. Bätz 1996, 1999).

Daneben finden sich Studien, die zwar häufig bereichsspezifisch ausgerichtet sind, aber zu den Feldern der Professionen eher „quer“ liegen und grundsätzliche Aspekte der Professionen und der Professionalisierung über die unterschiedlichen professionellen Felder hinweg thematisieren:

- Etwa historische Studien zum Verlauf und zu wichtigen Etappen der Professionalisierung für unterschiedliche professionelle Felder auch im internationalen Vergleich (vgl. Siegrist 1988, 1996; Conze/Kocka 1985; Lundgreen 1992, 1999; Apel u.a. 1999).
- Daneben finden sich verstärkt sowohl theoretische wie empirische Studien zu geschlechtsspezifischen Aspekten professionellen Handelns (z.B. Flaake 1989). Ging es zunächst darum, historische wie aktuell virulente Prozesse des Ausschlusses von Frauen aus attraktiven Professionen und den entsprechenden gesellschaftlichen Positionen zu skandalisieren, so richten sich andere Untersuchungen auf die Innen- und Aussenverhältnisse solcher Professionen, die hauptsächlich von Frauen gebildet werden, wie z.B. die Pflege. Hier werden Schwächen in dem Machtkampf um die gesellschaftlichen und beruflichen Handlungsspielräume für die „weiblichen“ Professionen in Verbindung gesetzt mit dem noch kaum ausgebildeten Verständnis des eigenen Handelns als professionellem (vgl. Rabe-Kleberg 1987, 1993, 1996).
- Des Weiteren sind Studien über Statuspassagen an unterschiedlichen zentralen Stellen des Bildungs- und Ausbildungsverlaufs und der professionellen Einsozialisation in universitären und außeruniversitären Praxiszusammenhängen bedeutsam (vgl. etwa Bommers/Dewe/Radtke 1996; Nagel 1997; Friebertshäuser 1992; Engler 1993).
- Daneben finden sich zunehmend Studien zur theoretischen Durchdringung und zur empirischen Rekonstruktion von Antinomien bzw. Paradoxien und Dilemmata in unterschiedlichen professionellen Handlungsfeldern (vgl. Schütze 1996; Schütze u.a. 1996; Helsper 1996; Nölke 1996; Bätz 1999).
- Auch Studien, die analog zur Rekonstruktion biographischer „Illusionierungen“, wie sie etwa Bourdieu postuliert, sich der Rekonstruktion professioneller

und institutioneller Mythen, Ideologien und Illusionierungen als einer Abblendung professioneller Handlungsprobleme und –risiken zuwenden, lassen sich z.B. für schulische oder sozialpädagogische Felder aufweisen (vgl. Schütze 1996; Nittel 1992; Idel 1999; Helsper 1995; Helsper/Böhme 2000; Böhme 2000).

Dieser knappe Einblick – Studien zum Bereich der Kunst, des politischen oder wissenschaftlichen Handelns wären ergänzend zu nennen – kann den Aufschwung der empirisch-hermeneutischen Rekonstruktion der Professionalität, des professionellen Handelns und seiner institutionellen Rahmungen verdeutlichen. Insgesamt kann daher festgehalten werden, daß seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre eine theoretische Präzisierung und empirische Rekonstruktion professionellen Handelns mitsamt seiner biographischen und institutionellen Rahmungen verstärkt erfolgt und sich auch eine zunehmende historische Rekonstruktion der unterschiedlichen Professionalisierungspfade feststellen läßt. Trotz dieser wesentlichen Erkenntniserweiterungen und Differenzierungen zeigen sich aber nach wie vor Vakanzen und Forschungsdesiderate. Hier sind etwa zu nennen:

1. Die Verknüpfung verschiedener Ebenen und Aspekte der Professionen, etwa der Mikroprozesse und -strukturen professionellen Handelns mit Organisations- und Institutionsanalysen und der Veränderung sozialer Rahmenbedingungen des professionellen Handelns; die Verknüpfung der Analyse von Aus- und Weiterbildungsprozessen mit professionellem Handeln und Deuten; die Vermittlung zwischen biographischen Hintergründen und berufsbiographischen Verlaufsformen sowie schließlich den Varianten der individuellen Ausgestaltung von professionellen Handlungsmustern und der Gestaltung der Professionelle-Klienten-Beziehungen – um nur einiges zu nennen. Insbesondere von Studien zu derartigen komplexen Ebenenverknüpfungen wären weiterreichende Aufschlüsse über die Bedingungen professionellen Handelns zu erwarten.
2. Die Präzisierung einer vergleichend angelegten Rekonstruktion unterschiedlicher professioneller Handlungsfelder und deren jeweiliger Handlungsgrammatik und –logik. Damit wäre – empirisch abgesicherter als bislang – die Auseinandersetzung um die Frage möglich, ob sich ein für alle Professionen gemeinsamer Strukturkern bestimmen läßt sowie die Diskussion um Differenzierung und Varianz zwischen professionellen Handlungsfeldern (vgl. den Beitrag von Nölke in diesem Heft). Von besonderer Bedeutung ist dabei die Berücksichtigung expandierender und neu entstehender professioneller Handlungskontexte, z.B. in pädagogischen, aber auch in pflegerischen Arbeitszusammenhängen.
3. Verstärkte Analysen zum internationalen Vergleich unterschiedlicher Professionalisierungspfade und unterschiedlicher Ausformungen des professionellen Handelns und seiner institutionellen Rahmungen für unterschiedliche professionelle Felder. Damit könnten in komparativen Studien regional- und landesspezifische Variationen der Ausprägung von Professionalität verdeutlicht werden.

Neben diesen Forschungsdesideraten kommen in der Diskussion der letzten Jahre verstärkt neue Problemhorizonte und Fragestellungen in den Blick, die zugleich auf die soziale Einbettung und die Verortung der Professionen in fortschreitenden Modernisierungsprozessen verweisen und die zukünftig verstärkt zum Gegenstand empirischer Rekonstruktion werden müssen:

- Etwa die starke Anfälligkeit des professionellen Handelns dafür, im Rahmen seiner Ausweitung und wachsenden Bedeutung für die lebensweltlichen und biographischen Zusammenhänge, selbst zur Quelle von Problemerzeugung und Krisenauslösung zu werden, also die systematische Analyse der professionellen Fehlerquellen. Hier wären empirische Rekonstruktionen zur Auswirkung professionellen Handelns auf die Klienten, Adressaten und ihre Lebenszusammenhänge in den Blick zu nehmen.
- Eine zweite zentrale Fragestellung betrifft Verschiebungen im Verhältnis zwischen Professionellen und ihren Klienten bzw. Adressaten. Wenn im Rahmen einer anwachsenden Selbstbezüglichkeit und einer Veralltäglichung wissenschaftlicher und professioneller Deutungsbestände (vgl. Kade/Lüders/Hornstein 1993) – also einer Art „Protoprofessionalisierung“ – die Adressaten der Professionellen reflexiver und kenntnisreicher in die Beziehung mit Professionellen hineingehen, dann sind die damit einhergehenden Verschiebungen, die Möglichkeiten aber auch neuen Anforderungen in diesen – möglicherweise aushandlungsorientierteren, offeneren und reflexiveren – Kommunikationsprozessen zu untersuchen.
- Schließlich wäre – gerade entgegengesetzt zur Annahme einer wachsenden, expandierenden Bedeutung der Professionen – auch die These ihrer Relativierung bzw. Aufgabenverschiebung im Rahmen medialer Wissensvermittlungen und Informationsmöglichkeiten zu sondieren (vgl. Kade 1997).

Insgesamt kann somit vor allem für das letzte Jahrzehnt von einem erneuten schwunghaften Auftrieb für die Professionstheorie, die Professionsdebatte und insbesondere für die empirische Rekonstruktion professionellen Handelns, seiner Rahmungen sowie biographischer Einmündungsprozesse und -verläufe gesprochen werden. Deutlich geworden ist aber auch, daß in diesem Zusammenhang vielfach erst Fragen präzisiert, Problembereiche ausdifferenziert und neue Fragestellungen sondiert werden konnten, die einer weiteren theoretischen und auch empirisch-rekonstruktiven Durchdringung harren.

In diesen Horizont einer weiteren Rekonstruktion professionellen Handelns, seiner Voraussetzungen und Rahmungen, ist auch das Schwerpunktthema dieses ersten Heftes der ZBBS eingebunden. Dabei werden in einem ersten Zugang grundlegende professionstheoretische Fragestellungen angegangen und empirisch rekonstruiert. Daran schließen sich Einblicke in internationale, vergleichende Studien zur Professionalität sowie die Auseinandersetzung mit einem neuen, expandierenden professionellen Handlungsfeld an.

*Zu den einzelnen Beiträgen:* Der Beitrag von Eberhard Nölke ist als eine weiterführende Auseinandersetzung mit professionstheoretischen Fragestellungen anhand hermeneutisch-biographischer Rekonstruktionen zu verorten. Nölke

unternimmt in seinem Beitrag den Versuch eines Brückenschlages zwischen zwei Forschungslinien: Zum einen rekonstruiert er die biographischen Rahmungen und Hintergründe der Wahl und Ausgestaltung professioneller Handlungsfelder für die Bereiche Kunst, Recht und Pädagogik und kann hier die hohe Bedeutsamkeit der Biographie für die bereichsspezifische Wahl eines professionellen Feldes herausarbeiten. Diese biographische Linie verbindet er zweitens mit einer Analyse der Logik der professionellen Anforderungen in diesen unterschiedlichen Handlungsbereichen, die er wiederum zu den biographischen Rekonstruktionen vermittelt.

Auch der Beitrag von Fritz Schütze wendet sich der weiteren Präzisierung der Professionstheorie insbesondere anhand seiner Auseinandersetzung mit dem Paradoxiebegriff zu. In Anknüpfung an frühere Arbeiten wird der Stellenwert und das Konzept der professionellen Handlungsparadoxien in seiner Professionstheorie weiter untersucht und systematischer als bisher bestimmt. Sein Beitrag stellt damit eine zentrale Weiterführung und Klärung professionstheoretischer Fragestellungen dar. Dies erfolgt – wie von den Beiträgen Fritz Schützes bekannt – auch in Form der konkreten Rekonstruktion von professionellen Handlungsparadoxien, in diesem Fall für den Bereich der sozialen Arbeit.

Der Artikel von Mariusz Granosik gibt einen Einblick in den Stand der professionstheoretischen Diskussion und der professionsbezogenen Biographieforschung in Polen. In seiner Studie untersucht der Verfasser die Gestaltung professioneller Handlungsschemata im Bereich sozialer Arbeit im Rahmen der Organisation von Sozialhilfestellen. Dabei zeigt er auf, daß die historische Last des bürokratischen Erbes von Sozialhilfestellen in Polen gegenwärtig noch die Herausbildung und Umstellung professioneller Handlungsschemata in der Sozialarbeit erschwert. Das professionelle Handlungsschema wäre wesentlich weiter verbreitet, wenn die bürokratische Obrigkeit durch eine professionelle Supervision ersetzt würde.

Im Beitrag von Gudrun Piechotta werden Ergebnisse einer biographischen Studie vorgestellt, bei der Studierende im Kontaktstudium „Propädeutikum Pflegewissenschaft“ an der Universität Bremen befragt wurden, wie sie nach dem erfolgreichen Abschluß dieses Kontaktstudiums in einen neu eingerichteten Lehramtsstudiengang Pflegewissenschaft eintreten können. Mit Hilfe problemzentrierter Interviews wurden 41 Studierende, die bereits eine Ausbildung im Bereich der Alten-, Kinder- oder Krankenpflege absolviert haben, nach ihren bisherigen berufsbezogenen Bildungsprozessen sowie nach ihren Motiven für die Aufnahme eines pflegewissenschaftlichen Lehramtsstudiums befragt. Die Auswertung der Interviews verdeutlicht nicht nur, wie vielfältig die Defizite in der bisherigen Ausbildung von Pflegekräften sind (z.B. die mangelnde didaktisch-pädagogische Qualifikation der eingesetzten Dozenten), sondern sie zeigt auch, daß sich die Studierenden von der Aufnahme eines Lehramtsstudiums eine soziale Statusverbesserung und eine Akademisierung ihrer Ausbildung erhoffen.

## Literatur

- Abbott, A.: *The System of Profession. An Essay on the Division of Expert Labour*. Chicago/London 1988
- Apel, H.J./Horn, K.P./Lundgreen, P./Sandfuchs, U. (Hrsg.): *Professionalisierung pädagogischer Berufe im historischen Prozeß*. Bad Heilbrunn 1999
- Baecker, D.: *Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 23 (1994), H. 1, S. 93-110
- Bätz, U.: *Die Professionalisierungsfalle*. Fribourg 1996
- Bätz, U.: *Die Professionalisierungsfalle. Paradoxe Folgen der Steigerung glaubensreligiösen Engagements durch professionelles Handeln*. In: Krüggeler, M./Gabriel, K./Gebhardt, W. (Hrsg.): *Institution, Organisation, Bewegung. Sozialformen der Religion im Wandel*. Opladen 1999, S. 173-197
- Bastian, H.: *Kursleiterprofile und Angebotsqualität*. Bad Heilbrunn 1997
- Bauer, K.O./Kopka, A./Brindt, S.: *Pädagogische Professionalität und Lehrerverarbeit. Eine qualitativ empirische Studie über professionelles Handeln und Bewußtsein*. Weinheim/München 1996
- Beck, U./Brater, M./Daheim, H.: *Soziologie der Arbeit und der Berufe. Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse*. Reinbek 1980
- Blättner, B.: *Gesundheit läßt sich nicht lehren. Professionelles Handeln von KursleiterInnen in der Gesundheitsbildung aus systemisch-konstruktivistischer Sicht*. Bad Heilbrunn 1998
- Böhme, J.: *Schulmythen und ihre imaginäre Verbürgung durch oppositionelle Schüler*. Bad Heilbrunn 2000 (im Erscheinen)
- Bommes, M./Dewe, B./Radtke, F.O.: *Sozialwissenschaften und Lehramt*. Opladen 1996
- Buchholz, M.B. (Hrsg.): *Psychotherapeutische Interaktion*. Opladen 1995
- Buchholz, M.B.: *Metaphern der Kur. Eine qualitative Studie zum psychotherapeutischen Prozeß*. Opladen 1996
- Carle, U./Buchen, S. (Hrsg.): *Jahrbuch für Lehrerforschung. Band 2*. Weinheim/München 1999
- Collins, R.: *Market closure and the conflict theory of the professions*. In: Burrage, M./Thorstendahl, R. (Hrsg.): *The Formation of Professions: Knowledge, State, and Strategy*. London/New Dehli 1990, S. 24-33
- Combe, A./Buchen, S.: *Belastung von Lehrerinnen und Lehrern*. Weinheim/München 1996
- Combe, A./Helsper, W.: *Was geschieht im Klassenzimmer?* Weinheim 1994
- Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): *Pädagogische Professionalität, Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt a.M. 1996
- Conze, W./Kocka, J. (Hrsg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil I: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen*. Stuttgart 1985
- Daheim, H.: *Zum Stand der Professionssoziologie. Rekonstruktionen machttheoretischer Modelle der Profession*. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.O. (Hrsg.): *Erziehen als Profession*. Opladen 1992, S. 21-36
- Daheim, H./Schönbauer, G.: *Soziologie der Arbeitsgesellschaft. Grundzüge und Wandlungsstrukturen der Erwerbsarbeit*. Weinheim/München 1993
- Diederich, J.: *Die Absicht der Erziehung als Störung der Erziehung*. In: Luhmann, N./Schorr, K.E. (Hrsg.): *Zwischen Absicht und Person*. Frankfurt a.M. 1992, S. 176-194
- Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.O. (Hrsg.): *Erziehen als Profession*. Opladen 1992
- Engler, S.: *Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion*. Weinheim 1993
- Flaake, K.: *Berufliche Orientierungen von Lehrerinnen und Lehrern*. Frankfurt a.M./New York 1989
- Freidson, E.: *Professional Powers. A Study of the Institutionalisation of Formal Knowledge*. Chicago 1988

- Friebertshäuser, B.: Übergangsphase Studienbeginn. Weinheim/München 1992
- Gieseke, W.: Habitus von Erwachsenenbildnern. Oldenburg 1989
- Gildemeister, R.: Als Helfer überleben. Beruf und Identität in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt 1983
- Harney, K./Jütting, D./Koring, B. (Hrsg.): Professionalisierung der Erwachsenenbildung. Frankfurt a.M. 1987
- Heidenreich, M.: Berufskonstruktion und Professionalisierung. Erträge der soziologischen Forschung. In: Apel, H.J. u.a. (Hrsg.): Professionalisierung pädagogischer Berufe im historischen Prozeß. Bad Heilbrunn 1999, S. 35-59
- Helsper, W.: Die verordnete Autonomie – Zum Verhältnis von Schulmythos und Schülerbiographie im institutionellen Individualisierungsparadoxon der modernisierten Schulkultur. In: Krüger, H.H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen 1995, S. 175-201
- Helsper, W.: Antinomien des Lehrerhandelns in modernisierten pädagogischen Kulturen: Paradoxe Verwendungsweisen von Autonomie und Selbstverantwortlichkeit. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S.521-570
- Helsper, W./Böhme, J./Kramer, R.T./Lingkost, A.: Schulkultur und Schulmythos. Opladen 2000
- Helsper, W./Böhme, J.: Schulmythen – Zur Rekonstruktion pädagogischen Sinns. In: Kraimer, K. (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Frankfurt a.M. 2000 (im Erscheinen)
- Idel, S.: Fallstricke der Schulentwicklung – Der Niederschlag von Strukturproblemen im Schulprogramm einer reformorientierten Schule. In: Combe, A./Helsper, W./Stelmaszyk, B. (Hrsg.): Forum qualitative Schulforschung 1. Weinheim 1999, S. 173-197
- Kade, J.: Kursleiter und die Bildung Erwachsener. Bad Heilbrunn 1989
- Kade, J.: Erwachsenenbildung und Identität. Eine empirische Studie zur Aneignung von Bildungsangeboten. Weinheim 1992
- Kade, J./Lüders, C./Hornstein, W.: Die Gegenwart des Pädagogischen – Fallstudien zur Allgemeinheit der Bildungsgesellschaft. In: Oelkers, J./Tenorth, H.E. (Hrsg.): Pädagogisches Wissen. Weinheim/Basel 1993, S. 39-65
- Kade, J./Seitter, W.: Lebenslanges Lernen. Mögliche Bildungswelten. Opladen 1996
- Kade, J.: Vermittelbar/nicht-vermittelbar: Vermitteln: Aneignen. Im Prozeß der Systembildung des Pädagogischen. In: Lenzen, D./Luhmann, N. (Hrsg.): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem. Frankfurt a.M. 1997
- Keuffer, J./Schmidt, R./Ziegler, C.: Mitbeteiligung von SchülerInnen im Fachunterricht – Exemplarische Analysen unterrichtlichen Handelns in der gymnasialen Oberstufe. In: Combe, A./Helsper, W./Stelmaszyk, B. (Hrsg.): Forum qualitative Schulforschung 1. Weinheim 1999, S. 263-293
- Koring, B.: Eine Theorie pädagogischen Handelns. Weinheim 1989
- Krause, G./Wenzel, H. u.a.: Lehrerbewußtsein und Handlungsstrukturen im Wendeprozess. In: Zeitschrift für Pädagogik 44 (1998), H. 5, S. 565-586
- Krüger, H.-H./Rauschenbach, T. (Hrsg.): Einführung in die Arbeitsfelder der Erziehungswissenschaft. Opladen 1997
- Leber, M./Oevermann, U.: Möglichkeiten der Therapieverlaufsanalyse in der objektiven Hermeneutik. Eine exemplarische Analyse der ersten Minuten einer Fokalthherapie aus der Ulmer Textbank (Der Student). In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Die Welt als Text. Frankfurt a.M. 1994, S. 385-427
- Luckmann, T./Sprondel, W.M. (Hrsg.): Berufssoziologie. Köln 1972
- Luhmann, N.: Die Funktion der Religion. Frankfurt a.M. 1982
- Luhmann, N.: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1997
- Luhmann, N./Schorr, K.E.: Reflexionsprobleme im Erziehungssystem. Stuttgart 1979
- Luhmann, N./Schorr, K.E. (Hrsg.): Zwischen Technologie und Selbstreferenz. Frankfurt a.M. 1982
- Luhmann, N./Schorr, K.E. (Hrsg.): Zwischen Absicht und Person. Frankfurt a.M. 1992

- Lundgreen, P.: Akademiker und ‚Professionen‘ in Deutschland. In: Historische Zeitschrift (1992), H. 4, S. 657-670
- Lundgreen, P.: Berufskonstruktion und Professionalisierung in historischer Perspektive. In: Apel, H.J. u.a. (Hrsg.): Professionalisierung pädagogischer Berufe im historischen Prozeß. Bad Heilbrunn 1999, S. 19-35
- Meister, G.: Deutungs- und Begründungsmuster ostdeutscher LehrerInnen im Spannungsfeld pädagogischer Orientierung und unterrichtlichen Handelns. In: Combe, A./Helsper, W./Stelmaszyk, B. (Hrsg.): Forum qualitative Schulforschung 1. Schulentwicklung – Partizipation – Biographie. Weinheim 1999, S. 341-363
- Merten, R.: Autonomie sozialer Arbeit. Zur Funktionsbestimmung als Disziplin und Profession. Weinheim/München 1997
- Müller, H.: Suchttherapie und Supervision. Frankfurt a.M. 1995
- Nagel, U.: Engagierte Rollendistanz. Professionalität in biographischer Perspektive. Opladen 1997
- Nittel, D.: Gymnasiale Schullaufbahn und Identitätsentwicklung. Weinheim 1992
- Nölke, E.: Strukturelle Paradoxien im Handlungsfeld der Maßnahmen öffentlicher Ersatz-erziehung. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S. 649-678
- Oevermann, U.: Struktureigenschaften supervisorischer Praxis. Exemplarische Sequenz-analyse des Sitzungsprotokolls der Supervision eines psychoanalytisch orientierten Therapie-Teams im Methodenmodell der objektiven Hermeneutik. In: Bardé, B./Mattke, D. (Hrsg.): Therapeutische Teams. Göttingen 1993, S. 141-270
- Oevermann, U.: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionellen Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S. 70-183
- Oevermann, U.: Die Architektonik einer revidierten Professionalisierungstheorie und die Professionalisierung rechtspflegerischen Handelns. Vorwort zu Andreas Wernet: Professioneller Habitus im Recht. In: Wernet, A.: Professioneller Habitus im Recht. Untersuchungen zur Professionalisierungsbedürftigkeit der Strafrechtspflege und zum Professionshabitus von Strafverteidigern. Berlin 1997, S. 7-19
- Olk, T.: Abschied vom Experten. Weinheim/München 1986
- Olk, T./Otto, H.U. (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel. Band 1 und 2. Neuwied 1989
- Olk, T./Merten, R.: Sozialpädagogik als Profession. Historische Entwicklung und künftige Perspektiven. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S. 570-614
- Otto, H.U./Utermann, K. (Hrsg.): Sozialarbeit als Beruf. Auf dem Weg zur Professionalisierung. Neuwied 1971
- Piper, M.: Zwischen Risikoszenarien und ‚guter Hoffnung‘ – Werdende Elternschaft im Zeichen invasiver Pränataldiagnostik. Bielefeld 2000
- Rabe-Kleberg, U.: Frauenberufe. Zur Segmentierung der Berufswelt. Bielefeld 1987
- Rabe-Kleberg, U.: Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe. Bielefeld 1993
- Rabe-Kleberg, U.: Professionalität und Geschlechtsverhältnis. Oder: Was ist ‚semi‘ an traditionellen Frauenberufen? In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S. 276-303
- Reh, S./Schelle, C.: Biographieforschung in der Schulpädagogik. Aspekte biographisch orientierter Lehrerforschung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen 1999, S. 373-391
- Reinhardt, S.: Zum Professionalisierungsprozeß des Lehrers. Frankfurt a.M. 1972
- Riemann, G.: Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung – Interaktionsprozesse in einem Handlungsfeld der Sozialen Arbeit. Weinheim/München 2000
- Schütze, F.: Sozialarbeit als bescheidene Profession. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.O. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Opladen 1992, S. 131-171

- Schütze, F.: Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der sozialen Arbeit. In: Grodeck, N./Schumann, M. (Hrsg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg 1994, S. 189-298
- Schütze, F.: Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkung auf die Paradoxien professionellen Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S. 183-276
- Schütze, F. u.a.: Überlegungen zu Paradoxien des professionellen Lehrerhandelns in den Dimensionen der Schulorganisation. In: Helsper, W./Krüger, H.H./Wenzel, H. (Hrsg.): Schule und Gesellschaft im Umbruch. Band 1: Theoretische und internationale Perspektiven. Weinheim 1996, S. 333-377
- Siegrist, H. (Hrsg.): Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich. Göttingen 1988
- Siegrist, H.: Advokat, Bürger, Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz. Frankfurt a.M. 1996
- Stelmaszyk, B.: Schulische Biographieforschung – eine kritische Sichtung von Studien zu LehrerInnenbiographien. In: Combe, A./Helsper, W./Stelmaszyk, B. (Hrsg.): Forum qualitative Schulforschung. Weinheim 1999, S. 61-91
- Stichweh, R.: Professionalisierung, Ausdifferenzierung von Funktionssystemen, Inklusion. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.O. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Opladen 1992, S. 36-49
- Stichweh, R.: Wissenschaft, Universität, Profession. Soziologische Analysen. Frankfurt a.M. 1994
- Stichweh R.: Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S. 49-70
- Terhart, E./Langkau, R./Lüders, M.: Selektionsentscheidungen als Problemfeld professionellen Lehrerhandelns. Abschlußbericht an die DFG. Bochum 1999
- Thole, W./Küster-Schapfel, E.U.: Sozialpädagogische Profis. Opladen 1996
- Wagner, B.: Nicht umsonst und nicht aus Liebe – Frauensozialarbeit in Vergangenheit und Gegenwart. Hildesheim 1993
- Torstendahl, R.: Essential properties, strategie aims and historical developmet: three approaches to theories of professionalis. In: Burrage, M./Thorstendahl, R. (Hrsg.): The Formation of Professions: Knowledge, State, and Strategy. London/New Dehli 1990, S. 44-61
- Wenzel, H. u.a.: Lehrerbewußtsein und Handlungsstrukturen als Voraussetzungen für die pädagogische Schulentwicklung in den Schulen der neuen Bundesländer. Halle 1999
- Wernet, A.: Professioneller Habitus im Recht. Berlin 1997
- Wolff, S./Engelmeyer, E./Messner, H./Müller, H.: Kompetente Skepsis. Konversationsanalytische Untersuchungen zur Glaubwürdigkeit als Handlungs- und Darstellungsproblem im Strafverfahren. Hildesheim 1997

*Prof. Dr. Werner Helsper, Prof. Dr. Heinz-Hermann Krüger, Prof. Dr. Ursula Rabe-Kleberg, Universität Halle-Wittenberg, Institut für Pädagogik, Franckeplatz 1, 06099 Halle/Saale*



Eberhard Nölke

## Biographie und Profession in sozialarbeiterischen, rechtspflegerischen und künstlerischen Arbeitsfeldern

### **Zusammenfassung**

Im folgenden unternimmt der Autor den Versuch, anhand von drei unterschiedlichen Professionsgruppen die Besonderheiten im beruflichen Handeln aber auch mögliche analoge Kernprobleme, Paradoxien und Widersprüche vor dem Hintergrund des Zusammenspiels von biographischer Entwicklung und institutionell arrangierten Bildungsprozessen exemplarisch zu bestimmen. Vorangestellt wird jeweils eine allgemeine Funktionsbestimmung der in ihrer disziplinären und professionellen Struktur unterschiedlichen Handlungsfelder der Sozialen Arbeit, des Rechtswesens und der bildenden Kunst.

Die disziplinären Orientierungsbezüge und beruflichen Handlungsfelder haben sich in allen drei Bereichen vielfältig, wenn auch in einem je eigenen Verhältnis der Bewahrung von Traditionsbeständen sowie Innovationsschüben und -erfordernissen ausdifferenziert. Während die Juristen, neben den Ärzten als klassische traditionsbewußte Paradeprofession gelten und auch dem Künstler noch ein prominenter, zwischen Charisma und Stigma schwankender professioneller Status für die sinnliche Erkenntnisgenerierung zuerkannt wird, bleiben die Diagnosen über den disziplinären Bezug und den Professionalisierungsgrad, ja die Funktionsbestimmung der Sozialen Arbeit nach wie vor strittig.

### **Abstract**

In the following the author makes an attempt to determine – with reference to three different profession groups – the peculiarities of professional action but also possible central problems, paradoxes and contradictions against the background of the interaction of biographical development and institutionally arranged processes of education. First of all there is a general functional determination of the respective fields of action of social work, law and art, which differ in their disciplinary and professional structure.

In all three areas the disciplinary relations of orientation and the professional fields of action have become subtly diversified however in a specific respective relation of keeping certain traditions on the one hand and innovation shoves and -requirements on the other. While the jurists (next to the doctors) are regarded as the classic tradition-conscious avant-garde profession and also the artist is granted a prominent professional status – alternating between charisma and stigma – for the sensual knowledge production, the diagnoses concerning the disciplinary reference and the status of professionalization or even the functional determination of social work are still in dispute.

## 1. Einleitung: Zum Verhältnis von Biographie, Beruf und Profession

Die Zugehörigkeit zu einem Beruf als Strukturmerkmal der gesellschaftlichen Organisationsform der Arbeit hat eine wesentliche identitätsbildende und biographiebestimmende Funktion. Der Beruf umfaßt den Erwerb einer Kombination spezifischer Fähigkeiten und Fertigkeiten, „die als Leistungspotential die Grundlage für eine kontinuierliche Erwerbs- und Versorgungschance des Individuums abgeben.“ (Siegrist 1988, S. 13)<sup>1</sup> Allgemein kann berufliche Arbeit als eine institutionalisierte Bündelung von regelmäßig wiederkehrenden Tätigkeiten aufgefaßt werden. Sie rhythmisiert und absorbiert die Alltags- und Lebenszeit funktional in einer Weise, daß sie den laufenden Lebensunterhalt zu sichern vermag, vom Berufsinhaber qua wissensmäßiger und praktischer Voraussetzungen beherrschbar ist und zudem im Sinne der biographischen Konsistenz als sinnstiftend adaptiert werden kann.

Wie ein derartiges idealtypisches Strukturmodell des Berufes als zentraler identitätskonstituierender Bestandteil des Lebenslaufs sich berufsgruppenspezifisch ausformt, ist allerdings weiterhin zu klären, zumal im Zuge sich beschleunigender sozioökonomischer Wandlungsprozesse auch die bislang gültigen beruflichen Standardisierungen einem zunehmenden Erosionsprozeß unterworfen werden und eine immer wieder virulent werdende, nachhaltige biographische Orientierungsarbeit erfordern. Biographisch bedeutsam sind in besonderem Maße die Phasen des Übergangs, die gewissermaßen ein bewährungsträchtiges Nadelöhr darstellen: so der Übergang von der Schule zu Ausbildung und Studium, das Durchlaufen des institutionalisierten Bildungsprozesses und das Bestehen der Prüfungen, die Übergänge in Phasen praktischer Erprobung und schließlich die Einmündung in eine berufliche Praxis.

Der Erwerb einer beruflichen Position kann somit retrospektiv als ein Resultat des Zusammenspiels von gesellschaftlichen Bildungsangeboten, jeweiliger sozialer Chancenstruktur und biographischen Bildungsprozessen angesehen werden.

Im Begriff der Professionen<sup>2</sup> kommen nicht nur die für Berufe geltenden Merkmale gesteigert zum Tragen, darüber hinaus werden als zentrale Kategorien vor allem genannt:

- Der gesellschaftliche Zentralwertbezug (Hartmann 1972; Parsons 1949; Oevermann 1996, S. 88-95);
- die Ausbildung in einer wissenschaftlichen Disziplin und die Aneignung eines beruflichen Habitus im Zuge der Einsozialisation in die professionelle Praxis (Oevermann 1996, S. 123-124; Schütze 1996, S. 192-193);
- die damit einhergehende Lizenzierung und die Übernahme des gesellschaftlichen Mandats sowie dessen spannungsreiches Verhältnis (Huges 1971, S. 287-292; Schütze 1996, S. 191);
- die Bindung an eine besondere Form der Berufsethik und kollegiale Selbstkontrolle samt ihrer nicht marktförmig orientierten Leistungserbringung (Daheim 1992, S. 23-24);
- die Gestaltung eines je besonderen Arbeitsbündnisses zwischen Klienten und

Professionellen im Zuge der Anwendung wissenschaftlichen Wissens unter Handlungszwang und der Berücksichtigung der Besonderheiten des Einzelfalles (Oevermann 1996, S. 115-134; Schütze 1996, S. 252-274).

## 2. Sozialarbeiterische Arbeitsfelder

### 2.1 Professionstheoretische Vorbemerkungen zur Sozialarbeit<sup>3</sup>

Die Arbeitsfelder, Klientengruppen und Methoden der Sozialen Arbeit haben sich inzwischen vielfältig ausdifferenziert.

„Von der Jugendarbeit über die erzieherischen Hilfen bis zur Jugendsozialarbeit, von der Obdachlosen-, Arbeitslosen- oder Suchthilfe über die Schulsozialarbeit bis zur sozialpädagogischen Familienhilfe über die kulturpädagogischen bis hin zu den neueren gesundheitlichen und pflegerischen Angeboten – kaum ein gesellschaftliches Handlungs- und Sozialisationsfeld ist gegenwärtig davor gefeit, zum Gegenstand sozialpädagogischer Bemühungen zu werden.“ (Thole/Galuske/Gängler 1998, S. 16).

Der Anteil der in diesen Feldern beruflich Tätigen ist in den letzten Jahrzehnten quantitativ und hinsichtlich der Akademisierungsquote kontinuierlich angestiegen (vgl. Merten/Olk 1996, S. 592-599; Rauschenbach 1999a, S. 40-72).<sup>4</sup> Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Kinder- und Jugendhilfe Ende 1994 den größten Anteil der Berufsfelder der Sozialen Arbeit bildete, daß über ein Drittel davon auf die Kindertageseinrichtungen entfällt, mit der Folge, „daß es sich bei den sozialen Berufen mehrheitlich immer noch um nicht-akademisch ausgebildetes Personal handelt“ (ebd., S. 50). Dabei überwiegt der Anteil der Frauen in diesen Feldern überproportional.<sup>5</sup>

Der Abschluß eines wissenschaftlichen Studiums ist demnach nicht konstitutiv für die Ausübung dieses Berufes. Auch dort, wo sich das Fach Sozialarbeit als Diplom-Studiengang etabliert hat, wird die Frage aufgeworfen, ob die vermittelte Wissensbasis tatsächlich für eine entsprechende Praxis qualifiziert. So konstatieren selbst Lehrende an Fachhochschulen ein „doppeltes Theoriedefizit“, das die Verwissenschaftlichung dieser Disziplin erschwere und zu einer „disziplinären Heimatlosigkeit“ beitrage (Hauptert/Kraimer 1991), oder das Wissen sei „zu synkretisch, zu breit, zu ungenau, zu sehr den Moden ausgesetzt, als daß sie sich behaupten könnte“ (Groß 1985, S. 75); zudem operiere die Sozialarbeit „in mehreren verschiedenen Funktionssystemen (Gesundheitssystem, Rechtssystem, Erziehungssystem). Entsprechend diffus ist der diesem Beruf zugeordnete Problembezug – ‚Soziale Probleme‘ –, der gewissermaßen die Kehrseite jenes professionstypischen Imperativs ‚professional purity‘ ist“ (Stichweh 1996, S. 63).

Im Gegensatz zu derartigen defizitorientierten Konzepten zum Professionsstatus der sozialen Arbeit lassen sich differenztheoretische Ansätze finden, die eine eigene Handlungslogik und Praxis der sozialen Arbeit im Sinne einer „alternativen Professionalität“ (Olk 1986) konstatieren oder einer „expertenkriti-

schen Alltagszugewandtheit“ (Thiersch 1995) konzipieren, bei der Bezüge und Übergänge zu Alternativ- und Selbsthilfebewegungen Berücksichtigung finden.

## 2.2 Fallbeispiel Anne Schmid: „war 'ne ganz klare Entscheidung nach dem Abitur in die Sozialarbeit zu gehen“

Im folgenden Fallbeispiel greife ich auf die biographische Erzählung von Frau Anne Schmid zurück.<sup>6</sup> Sie gehört als Sozialarbeiterin jener Generation an, die von den Kriegseignissen, den politischen und sozialen Neuanfängen sowie den Umstrukturierungen im Ausbildungswesen nachhaltig beeinflusst wurde. Ihre Lebensgeschichte ist eng verbunden mit der Nachkriegsgeschichte der Sozialarbeit in der Bundesrepublik Deutschland.

Anne Schmid wird 1928 in der Niederlausitz als drittes von vier Kindern geboren. Der Vater, der als Jurist das Amt des Bürgermeisters der Stadt innehat, wird nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten – die Erzählerin ist zu diesem Zeitpunkt neun Jahre alt – seines Amtes enthoben und erhält aufgrund seiner Zugehörigkeit zu den Freimaurern ein Berufsverbot. Das Bild der Mutter ist nachhaltig geprägt von sozialem Engagement für benachteiligte und vernachlässigte Kinder.

A: „... mit einer Mutter, die früh . eh . Kinder ins Haus holte, die nicht versorgt waren und meine (.) frühen Erinnerungen waren eigentlich eher . ich hab' die Kinder benediet . die konnten sich mit ungewaschenen Händen bei uns an den Tisch setzen und mit ungekämmten Haaren ..“

Die Mutter verkörpert hier vorbildhaft das noch zu Beginn des Jahrhunderts tradierte Bild einer sozial und ethisch motivierten vorberuflichen sozialen Arbeit. Über die an der Seite des Bürgermeisters erwartbare soziale und caritative Repräsentationsfunktion hinausgehend, wird die Versorgungsleistung für die Bedürftigen hier unmittelbar in den Familienalltag der leiblichen Kinder integriert. Die Erfahrung des direkten Zusammenseins mit den Kindern eines fremden und verarmten Milieus vollzieht sich gleichermaßen in der sicheren Distanz zu denselben. In den folgenden Jahren der Kriegswirren zieht die Familie in ein andere Stadt, da sich hier dem Vater die Gelegenheit bietet, als Prokurist in der Brauerei eines Verwandten zu arbeiten. Weil sich am neuen Wohnort kein Gymnasium befindet, muß Anne Schmid zunächst täglich mit dem Zug in die Nachbarstadt fahren. Als die regelmäßigen Zugverbindungen zusammenbrechen, lebt sie zeitweilig als Tages- bzw. Wochenpflegekind in wechselnden Familien von Klassenkameradinnen. Muß sie einerseits mit der früh erzwungenen Autonomie zurechtkommen, so erfährt sie sich nun selbst als versorgungs- und betreuungsbedürftiger Gast in fremden Familien.

A: „Dann kommt für mich . eh 45 . mit siebzehn Jahren . fünf Wochen Flucht durch die Wälder .. vom Osten gen Westen .. und das Erleben dieser vielen Menschen vor allen Dingen Kinder und Jugendlichen, die da allein gelassen war'n, die da irgendwo blieben, die nicht wußten, wo sie hingehörten.“

Die Familie flieht über den Zeitraum von fünf Wochen in den Westen, als Anne siebzehn Jahren alt ist. Dabei wird sie Zeugin der sich im Zuge der kollektiven Verlaufskurvenentwicklung<sup>7</sup> offenbarenden Zerfallsprozesse von familialen Bindungen, die Entwurzelung, Vereinzelung und Orientierungslosigkeit der Kinder und gleichaltrigen Jugendlichen. Die Unmöglichkeit, der Not und dem Leid abhelfen zu können, ja, die Betroffenen gar ihrem Schicksal hilflos überlassen zu müssen, um das eigene Leben zu retten, führen zu einer nachhaltigen Auseinandersetzung mit überindividuellen sozialen Ordnungsprinzipien der gerechten Verteilung und Möglichkeiten der Partizipation in einem demokratischen Gemeinwesen. Die Familie findet schließlich nach einem Zwischenaufenthalt bei Verwandten 1946 in Minden eine neue Heimat. Hier besteht sie ein Jahr später das Abitur und trifft eine „ganz klare Entscheidung nach dem Abitur in die Sozialarbeit und zwar in die Jugendarbeit zu gehen“.

Ihre Ausbildung zur Jugendwohlfahrtspflegerin an der höheren Fachschule für soziale Arbeit kann jedoch erst mit der Volljährigkeit begonnen werden, so daß sie zunächst zwölf Monate in einem Fürsorgeheim tätig ist und anschließend ein sechsmonatiges Praktikum in einem Krankenhaus absolviert. Hier trifft sie im institutionellen Kontext erneut auf verwaiste Jugendliche und verwundete Soldaten, denen sie sich nunmehr in berufsvorbereitender Rollenfunktion praktisch zuzuwenden vermag.

Während der von ihr weitgehend selbst finanzierten Ausbildung an der Fachschule lernt sie bereits früh die Konzepte einer gemeinwesen- und sozialpolitisch orientierten sozialen Arbeit kennen, die sie als „ganzheitlichen Ansatz“ der sozialen Arbeit kennzeichnet. Während des Studiums stößt sie auf ein Buch der Deutsch-Amerikanerin Hertha Kraus über die Methode des social casework und hegt die Absicht, diese Methode der sozialen Arbeit vor Ort in Amerika kennenzulernen. Nach bestandenen Staatsexamen arbeitet Anne über ein Jahr in einem Heim für sozial auffällige Mädchen, die zumeist unter Prostitutionsverdacht stehen, in einer norddeutschen Hafenstadt.<sup>8</sup> Als die Mutter erkrankt, zieht Anne nach Minden zurück, wo sie eine Tätigkeit als städtische Familienfürsorgerin annimmt und zugleich die Pflege der Mutter übernimmt. Als bald wird ihr deutlich, daß sie für die komplexe Arbeit mit den randständigen Familien nur unzureichend ausgebildet wurde, und faßt den Entschluß, ihre Kenntnisse und fehlenden Kompetenzen durch eine Praxisphase, eine Art Synthese zwischen Studium und Beruf, im Ausland zu vertiefen. Sie bewirbt sich erfolgreich um einen neunmonatigen Aufenthalt in den USA und nimmt als Praktikantin teil an der Gemeinwesenarbeit einer Wohlfahrtsagentur (public agency family care), die eingebunden ist in eine Mormonengemeinde. Im Kontext dieser religiös gesteigerten Grundsätze des Helfens und einer auf Leistung und Gegenleistung ausgerichteten Gerechtigkeitsrelation wird sie mit einem umfassenden methodischen Ansatz (generic approach) praktischer sozialer Arbeit konfrontiert, der Formen kommunaler Gemeinwesenarbeit, gruppenbezogener Angebote sowie Einzelfallhilfe und Supervision integriert.

Während dieser Zeit sucht sie bereits nach Möglichkeiten, ein zweijähriges Studium des Social Work anzuschließen. Da sie das geforderte Probesemester besteht, wird sie regulär zum Studium zugelassen und lernt gerade in den, die Hälfte des Studiums umfassenden Praxisphasen eine berufliche Arbeit mit Klienten

unter sorgfältiger Praxisanleitung und -beratung sowie Fallsupervision kennen. Nach dem Erwerb des Master of Social Work kehrt sie nach Deutschland zurück, um ihre unterbrochene Tätigkeit in der Familienfürsorge in Minden wiederaufzunehmen. Gleichzeitig beteiligt sie sich an der konzeptionellen Gestaltung der ersten Fortbildungsmaßnahmen für SozialarbeiterInnen.

Aufgrund der inzwischen erworbenen formalen und inhaltlichen Qualifikationen, der Faszination der umfassenden Theorie- und Praxisintegration während des Studiums in den USA und des praktisch erfahrbaren Kontrastes eines weit entwickelten Methodenarsenals zu den professionalisierungsbedürftigen deutschen Verhältnissen sozialer Arbeit, wird sie neben ihrer Praxis im Bereich der Lehre zu einer gefragten Expertin für Methoden der Sozialen Arbeit. Sie begleitet die ersten Gemeinwesenprojekte und unterrichtet an einer höheren Fachschule für Soziale Arbeit, verzichtet jedoch im Zuge der Umwandlung dieser Bildungseinrichtungen zu Fachhochschulen nicht zuletzt deshalb auf eine dortige Lehrtätigkeit, um als lehrende Sozialarbeiterin nicht in eine marginale disziplinäre Position zu geraten. War sie bislang als lehrende Sozialarbeiterin für Methoden der Sozialarbeit an zentraler Stelle der Disziplin tätig, so wäre sie nach ihrer Meinung in einer Fachhochschule gegenüber den nunmehr die Soziale Arbeit dominierenden Fachdisziplinen der Pädagogik, Psychologie, Recht, Medizin und Soziologie in eine inferiore Position geraten.

Vor dem Hintergrund ihrer Biographie läßt sich die Frage stellen, ob die an dieser zeitlichen Schnittstelle im Zuge der expansiven Bildungsreform angestrebte fachliche Neuordnung nicht geradezu eine genuine Zentrierung der anderen Disziplinen um den Kern sozialer Arbeit verhinderten. Aktuell bricht dieser disziplinäre Strukturkonflikt mit Heftigkeit wieder auf in der Debatte um eine eigenständige Sozialarbeitswissenschaft und -forschung, die insbesondere an den Fachhochschulen, zwischen den dort Lehrenden sowie zwischen diesen und Vertretern der universitären Sozialpädagogik geführt wird.<sup>9</sup>

Anne Schmid übernimmt schließlich die Leitung einer Bildungsstätte für den Bereich der Jugendarbeit und promoviert im Alter von fünfzig Jahren mit einem Thema zur Gemeinwesenarbeit.

Die berufsbiographische Entwicklung von Anne Schmid kann als Beispiel einer kontinuierlichen und vor dem Hintergrund einer kollektiven Verlaufskurvenentwicklung sich vollziehenden, gleichsam naturwüchsigen Einsozialisation in und Identifikation mit basalen ethischen, politischen sowie professionsspezifischen Konzepten und Methoden einer eigenständig sich entwickelnden Sozialarbeit in der Nachkriegszeit angesehen werden: Die historische, generationsspezifische und familiäre Ausgangssituation, wie die geschlechtliche Positionierung in der Geschwisterkette, die früh erzwungene Selbständigkeit und vorbildhafte Orientierung an der Linderung von Leid und Ungerechtigkeit durch die Mutter, die Erfahrung der Aufrechterhaltung einer freiheitlichen und demokratischen Gesinnung des Vaters trotz beruflicher Degradierung und persönlicher Entwürdigung, die Einsicht in die Folgen einer durch moralische Enthemmung und Willkür gekennzeichneten politischen Gewaltherrschaft – dies alles sind biographisch dominante, sozialetische Orientierungspotentiale für den Eintritt in die Berufsfelder der Sozialen Arbeit und eines praxisnahen, konsequenten Qualifizierungsdranges

unter den Versuchsbedingungen eines disziplinären und professionellen Neuaufbaus Sozialer Arbeit im westlichen Nachkriegsdeutschland.

Demgegenüber finden sich Verlaufsformen eines illusionären Berufsentwurfes, mißlingender Einsozialisation in ein Praxisfeld sozialer Arbeit und eine damit einhergehende deprofessionalisierte Praxis, die etwa in einem diffusen Hilfeleistungsbegriff ihren Ausdruck findet oder sich vor einem latent wirksamen Eigentherapiebedürfnis entfaltet. Ein professionelles Arbeitsbündnis zu den Klienten wird in diesen Fällen nicht aufgebaut, das berufliche Handeln gerät im Zuge der Vereinseitigung diffuser Anteile außer Kontrolle oder führt zum gänzlichen Ausstieg aus dem Beruf.

### 2.3 Georg Winter: „Ja eigentlich wollte ich immer Architektur studieren“<sup>10</sup>

So erzählt Georg Winter auf die Frage, wie er zum Beruf des Sozialarbeiters gekommen sei:

G: „Ja eigentlich wollte ich immer Architektur studieren . mein Traumberuf .. dann bin ich von der Realschule zur Fachoberschule gegangen . ware auch 'n technischer Bereich . Bauwesen . und während dieser Zeit ist meine Mutter . an Selbstmord gestorben . und daß ich dann (.) das war nich eine Entscheidung von heute auf morgen . daß ich dann in den sozialen Bereich gegangen bin . da lief jedenfalls so ein Prozeß ab . so innerhalb von einem halben . dreiviertel Jahr . so wo ich dann emotional wußte . ich will nicht mehr einen technischen Beruf machen . sondern einen sozialen Beruf“.

Hier wird der ursprüngliche Berufswunsch, Architektur zu studieren angesichts der krisenhaften Situation in der Familie zugunsten eines „sozialen Berufs“ verschoben, der bereits eingeschlagene Bildungsweg durch den Selbstmord der Mutter unterbrochen. Die berufliche Umorientierung zur sozialen Arbeit ist eng mit der familialen Verlaufskurvenentwicklung verbunden und kann als ein illusionärer Transformationsprozeß an dieser biographischen Schnittstelle angesehen werden, bei der eine Trennung zwischen der Bearbeitung einer privaten Krise durch professionelle Dritte und der interessen gebundenen Ausrichtung auf den Traumberuf mißlingt. Die traumatisierende Krise wird somit zum Movens einer beruflichen Orientierung zur Sozialen Arbeit. Sofern das Studium hier keine disziplinäre Versachlichung und „methodisch kontrollierte Abkühlung“ ermöglicht, besteht die Gefahr einer beruflich vereinseitigten Ausrichtung auf analoge klientele Fallverläufe mit einer Tendenz der indirekten Bearbeitung der eigenen familialen Krise. Die Formulierung, daß die Mutter „an Selbstmord gestorben“ sei, legt einen krankheitsanalogen Verlauf des passiven Erleidens nahe und kann insofern als Ausblendungsversuch angesehen werden, der die aktiven Anteile dieser Tat tilgt.<sup>11</sup>

Im Studium wählt Georg Winter den Schwerpunkt „Soziale Therapie“ und Einzelbetreuung. Seinen Berufseinstieg schildert er so:

G.: „Und ich war nach dem Studium längere Zeit in W. zu Hause und war mir noch nicht so im Klaren ob ich so direkt in den Beruf und wo . und nach dem halben Jahr stand doch wieder fest daß ich nach Kassel will . weil eben dort die meisten Freunde und Bekannte

waren . und da kam der Anruf von der Petra . da wären noch Stellen frei in der Pädagogisch-therapeutischen Intensivbetreuung für Jugendliche . ich dachte dann . das ist auch ne Möglichkeit um in diesen Therapiebereich mehr reinzukommen“.

Hier werden die informellen und diffusen Beziehungen zum dominanten Orientierungspunkt der beruflichen Einmündung. Die Wahl des Berufsfeldes erfolgt unter dem Gesichtspunkt regionaler Nähe und einer durch den therapeutischen Begriffsanteil transportierten Vorstellung, eine therapeutische Funktion in diesem Jugendhilfeprojekt ausüben zu können. In diesem Alternativprojekt zur nicht-geschlossenen Unterbringung und pädagogisch-therapeutischen Betreuung devianter Jugendlicher wird er in besonderem Maße in die umfassenden individuellen und gruppenmäßigen biographischen Reinszenierungen involviert.

Eine „engagierte Rollendistanz“ (Nagel 1997) gelingt Georg Winter nicht. Anstelle eines professionell zu bewältigenden und teils erwartbaren „Leidensprozesses im Beruf“, der im Sinne fallanalytischer, selbstreflexiver und kollegialer Bearbeitungsformen auch zur Wiedererlangung souveräner Handlungskompetenzen führen könnte, verfestigt sich ein prinzipiell pessimistisches „Leiden am Beruf“. Da ein großer Teil der Arbeit nicht in Einzelbetreuung, sondern in der Gruppenarbeit besteht, ist er gemäß seiner Studienausrichtung nicht darauf vorbereitet und vermag sich auch nicht neu zu orientieren. Schließlich beendet er das erste Arbeitsverhältnis nach einem Jahr, entsagt vollends der Sozialen Arbeit und nimmt eine Tätigkeit in einer alternativen Werkstatt auf. Anders als im Fall von Anne Schmid finden wir hier eine latente selbsttherapeutische Komponente der Studienwahl, der inhaltlichen Schwerpunktsetzung und eine gleichermaßen fallenartige Berufseinmündung vor.

## 2.4 Zwischen Professionalität und Dilettantismus

Auch Thole und Küster-Schapfl (1997) rekonstruieren im Kontext ihrer qualitativen Studie zur „Typik der beruflichen Habitualisierungen“ in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit derartige gescheiterte Berufsverläufe, die sie als die „Emigrierten“ kennzeichnen:

Sie wechseln das Handlungsfeld, steigen ganz aus der sozialen Arbeit aus oder emigrieren innerlich. „Die dabei zugrunde liegenden Entwicklungslinien sind vielfältig. Neben dem Überschreiten von Grenzen persönlicher Belastbarkeit sind der Verlust von Gestaltungsfreiräumen, die Desillusionierung fachlicher Perspektiven und die Verlagerung der Erwerbstätigkeit als Reaktion auf den Verlust des Arbeitsplatzes zu nennen.“ (ebd., S. 70)

Einen kontrastierenden Typus der Handlungsorientierung in diesem Feld kennzeichnen die Autoren als die „MacherInnen“:

„Vor allem alltagspraktische Fähigkeiten, (...) handwerkliches und künstlerisches Geschick sowie persönlichkeitspezifische Eigenschaften, wie Einfühlungsvermögen, Kreativität, Improvisationstalent, Motivationsfähigkeit und Geduld, die als grundlegende Ressourcen für das Bestehen im beruflichen Alltag gewertet werden, profilieren diesen Handlungsstil.“ (ebd., S. 67)

Neben den „Netzwerkorientierten“, die sich theoretisch und handlungspraktisch auf überindividuelle, gruppenförmige, gemeinwesenorientierte und institutionelle Handlungsfelder ausrichten, lassen sich die „Dienstleistenden“ ausmachen, die in zwei Varianten anzutreffen sind, „einer sozialpädagogischen, die neben sozialen Zielgruppen auch einzelne AdressatInnen in den Blick nimmt, und einer betont kulturpädagogischen.“ (ebd.)

Schließlich bilden die „pragmatischen Idealisten“ eine weitere Kategorie, in der „primärsozialisatorisch verankerte Erfahrungen“ für das Engagement in der Sozialen Arbeit zentral sind. Eine unzureichende Trennung privater und beruflicher Handlungsbereiche sowie eine Belastung durch die Diskrepanz zwischen idealem Entwurf und institutionellen Ablaufmustern kennzeichnen diesen uneinheitlichen Typus.

Ulrike Nagel (1997) kommt in ihrer Studie über die Statuspassage vom Studium der Sozialen Arbeit in den Beruf zu drei zentralen Strukturtypen der Statuspassage: als „Berufsrisiko“, als „Gestaltungsspielraum“ und als „Orientierungskrise“.

Wird die Statuspassage als „Berufsrisiko“ behandelt, so werden Strategien der Bewältigung vor dem Hintergrund des Wissens um die strukturellen Bedingungen ins Auge gefaßt, um „Mißerfolge bei der Stellensuche als Strukturproblem des Arbeitsmarktsegments und der Arbeitsverhältnisse, der Deregulierung zu betrachten und aus dem Dunstkreis der krisenträchtigen Deutung des persönlichen Versagens herauszuhalten.“ (ebd., S. 94)

Der Typus der Statuspassage als Gestaltungsspielraum zeichnet sich durch eine Orientierung an den eigenen Arbeitsinteressen aus, die man im beruflichen Handlungsfeld unterzubringen sucht. Weniger die Arbeitsmarktrisiken, „sondern die Schaffung von Möglichkeiten“ (ebd., S. 103) kennzeichnen diesen Handlungstypus.

Im Typus der Statuspassage als „Orientierungskrise“ findet sich schließlich der Fixpunkt einer „Unterstellung fehlender beruflicher Kompetenz und (...) der damit verbundenen ‚Existenzunsicherheit‘; sie drückt sich aus in ungewissen Vorstellungen über Arbeit und Leben, über die eigenen Interessen und konkreten Betätigungsmöglichkeiten, im Fehlen von Plänen für Zukünftiges insgesamt.“ (ebd., S. 112)

Ackermann und Seeck (1999) gelangen in ihrer Studie zu Handlungskompetenzen von Fachhochschulstudenten und -absolventen zu dem Ergebnis, daß sich eine Fachlichkeit für den überwiegenden Teil der Befragten nicht aufweisen lasse, vielmehr erscheine das Studium als Weiterbildungsmöglichkeit, diene dem Aufstieg in einen akademischen Beruf ohne allgemeine Hochschulreife oder biete den Rahmen biographischer Selbstfindung. Das disziplinäre System werde nicht zum zentralen Bezugspunkt beruflicher Identitätsbildung. Allerdings werden in dieser qualitativ-inhaltsanalytisch ausgerichteten Studie die hier interessierenden biographischen Prozeßstrukturen nicht umfassend und systematisch rekonstruiert.

Gerade die mikrologisch ausgerichteten Rekonstruktionen zur Fallarbeit in einzelnen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, wie der zugehenden Altenberatung (Schütze 1993), oder die methodentriangulierende Perspektive auf die Fallentwicklung und die entstehenden Kernprobleme der professionellen Arbeit

in der sozialpädagogischen Familienberatung (Riemann 1997) zeigen die produktiven Interventionsmöglichkeiten und Fehlertendenzen angesichts der bestehenden Kernprobleme. Ein weiterer Schritt wären Untersuchungen, die dieses Zusammenwirken im Kontext der Biographien von Professionellen und Klienten untersuchen vor dem Hintergrund einer systematischen Strukturanalyse der unhintergehbaren Paradoxien und aufhebbaren Widersprüche in den jeweiligen Arbeitsfeldern.

### 3. Rechtspflegerische Arbeitsfelder

#### 3.1 Professionstheoretische Überlegungen zur Rechtspflege

Die Juristen zählen zur Gruppe der ältesten akademischen Berufe und besitzen als Träger legitimer Macht, Leitbild akademischer Bildung und Repräsentanten des Beamtentums in Deutschland traditionell einen hervorgehobenen sozialen Status. Sie besetzen vorrangig die höheren Verwaltungsposten und Stellen im öffentlichen Dienst und haben teil an der Herrschaft als institutionalisierter Macht (Bleek 1972; Siegrist 1996). Die juristische Ausbildung eröffnet nicht nur eine Tätigkeit im Bereich der freien Berufe, sondern ist auch eine traditionelle Zugangsvoraussetzung zu den Führungs- und Machtpositionen im öffentlichen Dienst und den leitenden Positionen der Wirtschaftsunternehmen.<sup>12</sup>

Die Rechtspflege entfaltet ihre Rationalität vor allem im Handlungskontext der professionsspezifischen Amtstriade von Richter, Staatsanwalt und Rechtsanwalt, die an dem interessengebundenen rechtlichen Aushandlungsprozess in je spezifischer Funktion teilhaben.<sup>13</sup>

Das juristische Studium und die Ausübung eines juristischen Berufes wird von vielen Eltern als erstrebenswert für ihre Kinder nahegelegt, dient es doch einem angesehenen und gesicherten Broterwerb.<sup>14</sup>

Die Qualifikation für die juristischen Berufe wird durch ein einheitliches rechtswissenschaftliches Universitätsstudium erworben und schließt mit einer ersten Staatsprüfung ab. Dem folgt zunächst eine praktische Phase im Vorbereitungsdienst, der von der Justiz organisiert wird, bevor die gesamte juristische Ausbildung mit der „Zweiten Staatsprüfung“ abgeschlossen ist. Die Ausbildung ist für alle juristischen Berufsfelder einheitlich geregelt, und die zweite Staatsprüfung ist Voraussetzung für eine Tätigkeit in der Justiz oder als Rechtsanwalt bzw. eine mögliche Qualifikation für höhere Verwaltungsdienste (vgl. Flessner 1996, S. 689).

Neuere Untersuchungsergebnisse<sup>15</sup> zeigen:

- Mehr als ein Viertel der Absolventen eines Jurastudiums stammen aus einem akademischen Elternhaus, und es dominieren mittlere und gehobene Bildungsabschlüsse der Eltern.
- Die beruflichen Entwicklungschancen werden von Juristen in nahezu allen

beruflichen Handlungsfeldern günstig eingeschätzt.<sup>16</sup>

- Einerseits gestaltet sich für Juristen der Berufseinstieg schwieriger, nachdem inzwischen die zahlreichen offenen Stellen im Zuge der Wiedervereinigung besetzt sind, andererseits differenzieren sich die Berufsfelder für Juristen immer weiter aus.
- Die Einmündung in eine Position als Rechtsanwalt erfolgt für einen großen Teil der Absolventen über Initiativen der Arbeitgeber. Die frühe Selbständigkeit erfolgt dabei meist in Form einer „Juniorpartnerschaft“ in der elterlichen Praxis oder bei einem erfahrenen Kollegen. „Richter und Staatsanwälte haben ihre Stelle dominant über eigene Bewerbungsaktivitäten „auf Verdacht“ (60%) und durch Bewerbungen auf Ausschreibungen (31%) erhalten. Dieser Weg öffnete überwiegend auch den Zugang in die öffentliche Verwaltung (50%) und in die Wirtschaft (54%).“ (Bundesministerium 1995, S. III)
- Juristen geben einen – auch im Vergleich zu Absolventen anderer Fachrichtungen – hohen Verwertungsgrad der im Studium erworbenen Fähigkeiten an. (Bundesministerium 1995, S. V)

Betrachten wir zunächst die Struktur der zentralen Positionen der rechtspflegerischen Tätigkeiten.

Im Zentrum der juristischen Triade steht der Richter, der nur einem Herrn dient, dem Gesetz. Zu den Kernaufgaben gehört die Erforschung und Aufklärung des strittigen Sachverhalts oder Wahrheitsprüfung der parteiischen Behauptungen zu Sachverhalten im Zivilprozeß. „Sein ‚Mandant‘ ist die Rechtsordnung. Seine Dienstleistung ist die in Unabhängigkeit von Parteien und Freiheit von unmittelbarer Folgenverantwortung für die gewonnene Rechtserkenntnis. Die Justitia arbeitet mit Schwert und Waage, und, was ebenso wichtig ist, mit verbundenen Augen, d.h. ohne Ansehen der Person.“ (Kasper 1995, S. 752-753). In der prozessualen Auseinandersetzung um das Recht erzwingt der Richter einen Frieden zwischen den Parteien. Dabei unterliegt sein Urteilsspruch einem Rationalitätspostulat, „denn er hat es plausibel, vernünftig und nachvollziehbar zu begründen. Der Urteilsspruch ist, mit den Denkgesetzen, durch den richterlichen Nachweis seiner formellen und materiellen Gesetzes-, Rechts- sowie Sachverhaltstreue zu beglaubigen, eben weil der Richter selbst zur Gesetzestreue und zur Wahrheitsfindung verpflichtet ist, auf die er seinen Richtereid geschworen hat.“ (ebd., S. 749)

Wie der Richter, so hat auch der Staatsanwalt die Befähigung zum Richteramt inne, durch seine Position wird jedoch die Strafverfolgungs- und Anklagefunktion streng von der Untersuchungs- und Urteilsfunktion geschieden.

§ 152 II der Strafprozeßordnung formuliert die Aufgaben der Staatsanwaltschaft folgendermaßen: „Sie ist, soweit nicht gesetzlich ein anderes bestimmt ist, verpflichtet, wegen aller verfolgbaren Straftaten einzuschreiten, sofern ausreichende tatsächliche Anhaltspunkte vorliegen.“ Die staatsanwaltschaftliche Tätigkeit zeichnet sich durch eine rechtliche Prüfung der Ermittlungstatbestände im Vorfeld der Anklageerhebung aus. Aus der aktenförmigen Prüfung der rechtsrelevanten Straftatbestände ist dem staatsanwaltschaftlichen Handeln häufig fälschlicherweise eine einseitige bürokratische Tätigkeitsfunktion angesonnen worden (vgl. Asmus 1988).

Dem Rechtsanwalt schließlich wird in der professionstheoretischen Diskussion ein prominenter Status zugewiesen, nicht zuletzt deshalb, weil er sich weisungsungebunden, berufsständig und freiberuflich organisiert in stellvertretender Funktion mit den Rechtsproblemen seiner Mandanten bzw. Klienten befaßt. Klient heißt hierbei nicht nur eine Person, sondern gewissermaßen eine Rechteinheit.

Die anwaltschaftliche Tätigkeit hat sich zwar ausdifferenziert: so finden wir auch hier die notarielle, rechtsberatende oder rechtsvertretende Tätigkeit in unterschiedlichen Gerichtszuständigkeiten des horizontal und vertikal gegliederten Rechtssystems. Ein gewichtiges, die Tätigkeit fundierendes „Rahmenschaltelement“ der rechtsanwaltschaftlichen Praxis ergibt sich jedoch nach wie vor aus der Zulassung bei einem Gericht, die eine Vertretung von Mandanten vor Gericht im Kontext eines Prozesses ermöglicht. Die Tätigkeit des Rechtsanwalts im deutschen Rechtssystem ist durch zwei Funktionen gekennzeichnet, die eine strukturell unaufhebbare Paradoxie bilden. Einerseits ist er gemäß §1 der Bundesgerichtsanzwaltsordnung (BRAO) ein „unabhängiges Organ der Rechtspflege“, das sein Handeln an der „Aufrechterhaltung der staatlichen Rechtsordnung“ auszurichten hat. Er ist in die staatliche Ordnung der Rechtspflege eingebunden, tritt also „an die Seite der Gerichte und Staatsanwaltschaften“. Zum anderen übt der Rechtsanwalt einen freien, nicht staatlich organisierten und alimentierten Beruf aus und ist gemäß §3 BRAO ein Vertreter fremder Interessen in den Angelegenheiten des Rechts. Zwar werden die negativen paradoxalen Auswirkungen, wie eine vereinseitigte wirtschaftliche Orientierung, durch ein gesetzlich zugestandenes Rechtsberatungsmonopol, einen weitreichenden Anwaltszwang und feste Gebührenordnungen gemildert, dennoch ist die Dienstleistungskomponente zentral, und in der Regel wird der Anwalt durch seinen Mandanten finanziell honoriert.

Der Anwalt unterliegt einem Vertretungsverbot widerstreitender Interessen, er muß eine vereinseitigte interessierte und gleichermaßen distanzierte Position einnehmen, die eine Vertretung unterschiedlicher Fälle und auch entgegengesetzter Interessenlagen zur gleichen Zeit ermöglicht.<sup>17</sup>

### 3.2 Richter Ralf Zett: „... und mit 35 Regierungsdirektor, ich glaub das war's überhaupt . das war überhaupt die Sache“<sup>18</sup>

Ralf Zett wurde 1948 in der sowjetischen Besatzungszone geboren. Kurz vor seiner Geburt wird der Vater wegen angeblicher Zugehörigkeit zu einem ausländischen Spionagering zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt. Nach fünfjähriger Inhaftierung kehrt der Vater in die Familie zurück, die kurze Zeit später in den Westen übersiedelt und unter beengten Wohnverhältnissen, materiellen Entbehrungen sowie der Arbeitslosigkeit des Vaters leidet. Obwohl Ralf Zett die Schule infolge der sich ändernden Tätigkeitsorte des Vaters mehrmals wechseln muß und sich als „stotternder, verschüchterter Junge“ schildert, sind seine Leistungen überdurchschnittlich. Zudem vermag er als Darsteller auf der

schulischen Bühne Texte nicht nur ohne Stocken, sondern so wirkungsvoll vorzutragen, daß ihm sogar eine begehrte Hauptrolle in einem vor der Öffentlichkeit aufgeführten Theaterstück übertragen wird. Schließlich haben für Ralf Zett in der Zeit vor seinem Abitur zwei Personen eine hervorgehobene berufliche Orientierungsfunktion. Zunächst zeigt er sich beeindruckt von der Mutter einer Mitschülerin, einer Psychologin, der Ralf Zett nahezu machtvolle hellseherische Fähigkeiten zuschreibt. Vorübergehend beschließt er, nach dem Abitur ein Psychologie-Studium aufzunehmen, entgegen den elterlichen Empfehlungen, Lehrer zu werden. Auch sein anschließender Berufsentwurf, eine mit Reise- und Abenteuerphantasien durchsetzte zukünftige Tätigkeit als Archäologe, wird wiederum verworfen, als Ralf Zett den Freund seines Vaters kennenlernt. Als Jurist hat dieser die Position eines Regierungsdirektors beim Finanzamt inne und hilft Zett bei schwierigen Mathematikaufgaben so gut, daß er seine Leistungen nachhaltig verbessern kann. Er bewundert diesen Mann angesichts zahlreicher Merkmale, wie seine berufliche Machtfülle und seine Kriegserfahrungen als Funker auf einem U-Boot.

Z: „... und deshalb war der für mich irgendwie ein echter Magier (...) also das war'n Mann, der mit Autorität und ... irgendwie so'n herber Typ an den man nicht so leicht ran kam aber 'n netten Humor und so weiter (...)“

Für Ralf Zett verkörpert dieser Mann aufgrund seiner Autorität, seiner analytischen Fähigkeiten und konturierten Männlichkeit sowohl ein bewundernswertes Ideal mit übernatürlich anmutenden Gaben als auch die erfolgreiche Initiierung von Wandlungsprozessen im Hinblick auf eine gelingende berufliche Zukunft.<sup>19</sup> Als Ralf Zett von seiner Absicht erzählt, Archäologie zu studieren, beeindruckt dieser ihn mit einem grandiosen Gegenentwurf des Erwerbs von Macht und Unabhängigkeit, die durch die Aufnahme eines juristischen Studiums ermöglicht würden („Warum studierst du nicht Jura? Dann bist du in acht Semestern fertig, liegst deinem Vater nicht so lange auf der Tasche, und mit 35 bist du Regierungsdirektor.“).

1967 besteht Ralf Zett das Abitur und folgt berufsbiographisch genau diesem Entwurf. Er beginnt sein Jura-Studium noch im gleichen Jahr, da er aufgrund einer Sportverletzung nicht zum Wehrdienst eingezogen wurde. Während des Studiums lernt Zett seine spätere Frau, eine Kommilitonin kennen, die bereits ein Jahr früher ihr Studium aufgenommen hatte und ihm bei der Bewältigung des Studiums behilflich ist. 1973 legt Zett sein 1. Staatsexamen mit ausgezeichnetem Ergebnis ab, erhält ein Promotionsstipendium und widmet sich ein Jahr lang trotz starker Selbstzweifel der Promotion. Nachdem die ersten Einstellungsrestriktionen für den öffentlichen Dienst drohen, entschließt er sich, ein Richteramt anzustreben, und beginnt die Referendarzeit. Nachdem er sein 2. Staatsexamen abgelegt hat, wird er dem Handlungsentwurf gemäß anschließend als Richter zugelassen, durchläuft verschiedene Stationen und wird schließlich zum Direktor eines Amtsgerichts ernannt.

Die Entscheidung für ein juristisches Studium und die Tätigkeit als Richter speisen sich aus verschiedenen Sinnquellen: Ralf Zett ist bereits als Kind mit der Tatsache konfrontiert, daß der Vater zu Unrecht und in einem willkürlichen Verfahren zu einer Haftstrafe verurteilt worden war, was in der Familie immer wie-

der thematisch wurde. Der Vater beabsichtigte vor seiner Verhaftung ein Studium aufzunehmen, mußte diesen Wunsch jedoch aufgrund der materiellen Versorgungssituation verwerfen, und nahm schließlich eine verbeamtete Verwaltungstätigkeit auf. Hier läßt sich die Hypothese anstellen, daß Zett als erstgeborenem Sohn auch die ungesättigten Bildungsmöglichkeiten des Vaters angetragen worden sein könnten. Des weiteren vermag er bei den Aufführungen in der Schule seine rhetorischen und rollenspezifischen Kompetenzen auf einer Bühne ohne die sonst auftretenden sprachlichen Hemmungen so in Szene zu setzen, daß ihm schließlich eine Hauptrolle übertragen wird. Hier entwickelt Ralf Zett spielerisch bereits Anteile einer Rollenformigkeit, die sich auch im Gehäuse der materiellen und formalen Rationalität des Rechts und in der zentralen juristischen Position des Richters im meist öffentlichen Prozeßgeschehen entfalten. Den Wünschen der Eltern, die ihm ein Lehramtsstudium nahelegen, folgt Ralf Zett zwar nicht inhaltlich, der damit einhergehenden Vorstellung von der Sicherheit einer verbeamteten Stellung wird er in seiner Position jedoch gerecht. Er wird schließlich Direktor eines Amtsgerichts und übt eine Funktion als Betreuungsrichter aus.

### 3.3 Rechtsanwältin Steingraber: „Richterin wollte ich nie werden, weil ich weiß, ich bin ein ziemlich parteiischer Typ.“

Frau Steingraber wächst als Einzelkind im ländlich-katholischen Milieu auf. Die Eltern unterhalten einen Geschäftsbetrieb („selbständiger Haushalt“). Nach der Grundschule besuchte Frau Steingraber eine Klosterschule für Mädchen, wo ein wesentlicher Schwerpunkt auf die künstlerisch-musische Erziehung gelegt wurde. Trotz ihrer musischen Interessen entscheidet sie sich auf Anraten der Eltern nach dem Abitur gegen ein Studium der Musik und nimmt ein Jurastudium auf, da sie sich damit einen Zugang zu vielfältigen Arbeitsfeldern einer Hilfeleistung für Menschen und ein ausreichendes Einkommen verspricht. Das Studium absolviert sie im großstädtischen Umfeld zur Zeit der Studentenunruhen, wo sie in Diskussionen um Verteilungsgerechtigkeit und Strategien der Frauenemanzipation involviert ist. Die Begegnung mit dieser neuen sozialen Welt im Kontrast zum Herkunftsmilieu, die Teilhabe an Protesten gegen etablierte Traditionen und Moralvorstellungen tragen nachhaltig zur professionellen Identitätsbildung und der Handlungsorientierung auf das Klientel benachteiligter Frauen bei.<sup>20</sup> Nach Beendigung ihres Studiums engagiert sich Frau Steingraber für Frauen, die in einem Frauenhaus Zuflucht suchen. Sie wird hier nicht nur „mit der Übermacht und der Undurchdringlichkeit der Problemkonstellation und der damit verbundenen Verlaufskurvendynamiken des Erleidens in den Lebensgeschichten“ (Schütze 1994, S. 16) konfrontiert, sondern muß auch mit den Inkonsequenzen im Handeln der Mandantinnen fertigwerden. Stehen deren familiäre Lebensumstände einerseits in einem maximalen Kontrast zum eigenen Familienleben und zur Harmonie und Klarheit im Elternhaus, so orientiert sie sich andererseits, wie schon in der Schule, in einem geschlechtlich abgegrenzten Territorium der solidarischen Rechtsvertretung.

S.: „(..) Oder auch, ihnen Entscheidungen nicht abzunehmen. Hab' ich noch nie gewollt. Ganz am Anfang, als ich ganz frisch war, ja (?). Dieses nicht weggehen . 'ne wieder Zurückgehen und Wiederkommen und wieder zum Ehemann zurück, in den schlimmsten Sachen. (..) Da hatte ich zu stark meine eigene (..) Konsequenz und mein eigenes, eher gradlinigeres (..) Ding. Und mittlerweile bin ich die, die absoluten Schlangellinien mitgeht. Find' ich zum Teil immer komisch. Ich mach' jetzt für dieselbe Mandantin die dritte Scheidung vom selben Mann.“

Hier wird der professionelle Veränderungsprozeß hinsichtlich der Entscheidungsautonomie der Mandantinnen in der rechtlichen Stellvertretung thematisiert. Es vollzieht sich ein Wandel von einer durch die eigenen biographisch gefärbten Normalformerwartungen dominierten Orientierung zu einer Haltung, die den aus persönlicher Sicht widersprüchlich und unvernünftig erscheinenden Entscheidungen der Mandantinnen als unter professionellen Gesichtspunkten durchaus legitimen Eigeninteressen Geltung verschafft.

Die Arbeit erfordert eine ständige Balancierung von professioneller Distanz in der Fokussierung auf juristische Sachhaltigkeitsprüfung und persönlicher Anteilnahme als Voraussetzung für eine gelingende Kommunikation.

Nach der Geburt ihrer Tochter gerät Frau Steingraber in eine Krise. Im Kontext der Rechtsberatung und -vertretung sowie ihrer Neuorientierung als alleinerziehende Mutter gerät sie zunehmend in den Sog der komplexen Leidensverstrickungen ihrer Klientinnen und deren Kinder und es mehren sich Anzeichen der Resignation und zynischen Abschottung gegenüber den Mandantinnen, die ihren Alltag zu dominieren droht. Frau Steingraber unterzieht sich einer begleitenden Psychotherapie und beginnt ihre Arbeit neu zu strukturieren. Sie fokussiert ihre Hilfestellungen auf ihre juristische Kernstruktur und verweist die entweder überzogenen Forderungen oder latent therapeutischen Anliegen ihrer Mandantinnen an andere, dafür spezialisierte Professionen. Hilfreich sind in dieser Phase die Kollegen, mit denen sie gemeinsam ein Büro teilt.

Frau Steingraber repräsentiert einen aus kritischen gesellschaftspolitischen Idealen und einseitigen Vertretungsoptionen geprägten Typus des rechtsanwalt-schaftlichen Handelns, der nachhaltig durch die Ideale der Studentenbewegung enaktiviert wurde und im Zuge umfassender Zuständigkeitsoptionen für die Hilfebedürftigen einem professionellen Ernüchterungsprozeß unterworfen wurde. Durch eine auf sozialen Ausgleich ausgerichtete Gerechtigkeitsperspektive sind solche AnwältInnen häufiger mit psychosozialen Problemlagen ihrer KlientInnen befaßt als andere KollegInnen. Hier droht der umfassende Einsatz für marginalisierte Personengruppen die Professionellen angesichts der umfassenden und langzeitigen Fallentwicklung zu überwältigen und evoziert eine Umorientierung in der Arbeitsorganisation im Hinblick auf eine disziplinäre Fallperspektive. Dies trifft vor allem für die inhaltliche Strukturierung und zeitliche Limitierung der Mandantinnenkontakte, den Umgang mit Mißerfolgen trotz hohen Arbeitseinsatzes und die Einforderungen des Honorars zu. So muß Frau Steingraber vor dem Hintergrund ihrer politisch geprägten Idealvorstellungen die Erfahrung machen, daß Mandantinnen, für die sie sich intensiv einsetzt, ihre Arbeit nicht entlohnen, sondern als solidarische Sonderleistung auffassen, sie zeitlich umfassend in Anspruch nehmen oder überzogene Forderungen, etwa hinsichtlich der Unterhaltszahlungen, stellen. Hierbei übernimmt sie im Zuge der sich krisenhaft neu for-

mierenden Professionalität die andere Seite einer unhintergehbaren paradoxen Aufgabe advokatorischen Handelns: sie lenkt „die interessierte Praxis in sittliche Bahnen.“ (Wernet 1995, S. 78). Neben einer Neustrukturierung ihrer Arbeitsabläufe entwickeln die so Beteiligten in der Praxis auch ein erweitertes Verständnis für die Lebensumstände ihrer Mandantinnen oder sind in der Lage, parallel auch das Mandat einer zuvor noch zur politischen Gegenseite apostrophierten Partei zu übernehmen. So ermöglicht es Frau Steingraber ihren Mandantinnen zu Beginn erst einmal, „die Luft rauszulassen“ und sich dabei intuitiv auf sie einzustellen, um anschließend mit einer „Checkliste“ das Problem hinsichtlich der rechtlichen Tatbestände zu prüfen.

Während der Richter seine persönliche und sachliche Unabhängigkeit nur in der Distanz gegenüber den Parteien wahren kann und insoweit nur dem Recht dient, ist das Mandat der Anwältin in besonderer Weise durch eine persönliche Vertrauensbeziehung bei gleichzeitiger Distanz zu den Funktionalisierungstendenzen seiner Partei geprägt.

### 3.4 Biographieverläufe und Professionalisierungsprozesse als offene Forschungsfragen

Die rechtspflegerischen Professionen bewegen sich innerhalb klar strukturierter Verfahrensregeln, die eine Eindeutigkeit ihres Zuständigkeitsbereichs auf der Grundlage der Einheitlichkeit ihrer normativ-disziplinären Grundlagen ermöglicht. Die biographischen Verläufe zur Aufnahme eines juristischen Studiums, zur Ausbildung einer professionellen Identität und die Fallbearbeitungspraxis konnten hier nur exemplarisch vorgestellt werden. Obwohl eine Reihe qualitativer Studien zur Bestimmung professionellen Handelns in rechtspflegerischen Kontexten existiert<sup>21</sup>, mangelt es nach wie vor an biographieanalytisch ausgerichteten und positionsvergleichenden Studien, so daß dies eine lohnende Forschungsaufgabe für die Zukunft darstellt.

## 4. Künstlerische Arbeitsfelder

### 4.1 Professionstheoretische Überlegungen zum künstlerischen Handeln

Der Beruf des Künstlers ist nur minimal formalisiert, der Zugang zu vielen Kunstbereichen ist offen und nicht durch formale Bildungsabschlüsse lizenziert.<sup>22</sup> Entsprechend heterogen sind die Biographieverläufe von Künstlern. Es handelt sich beim Begriff des Künstlers auch nicht um eine juristisch geschützte Berufsbezeichnung, wie sie bei den klassischen Professionen Geltung erlangt hat. KünstlerInnen gehören zu den sogenannten freien Berufen, die aber nicht durch eine berufliche Standesordnung oder Kammer gebunden sind. Der Beruf

gestaltet sich nicht im Sinne einer Erwerbstätigkeit, vielmehr entfaltet sich in den nicht primär reproduktiv operierenden Künsten<sup>23</sup> ein aus innerer Berufung gestalteter Prozeß sinnlicher Neuschöpfungen, um den herum die weiteren Alltagsaktivitäten zentriert werden. Die mit der künstlerischen Arbeit einhergehenden Unsicherheiten hinsichtlich der Wertkriterien eigener Werke und ihrer unkalkulatorischen Verwertung erfordern eine Balancierung zwischen Idee, Werk und Markt. Insofern sind „Kunstproduktion und Kunstvermittlung auch als Risikoproduktion“ (Gerhards 1997, S. 15) zu verstehen. Künstlerisches Handeln ist „ein prominenter gesellschaftlicher Strukturort für die systematische Erzeugung von Neuem“ (Oevermann 1996, S. 1).

Im folgenden werden insbesondere Aspekte der beruflich ausgeübten „bilden Kunst“ im Zentrum der Betrachtung stehen. Auf die inzwischen vorliegenden Analysen zum Zusammenhang von biographischer Konstellation und Werkanalyse im Kontext der Musik kann an dieser Stelle nur verwiesen werden.<sup>24</sup>

#### 4.2 Fallbeispiel Lena Sand: „Gucken Sie doch mal . das ist Statik und Bewegung und Zeit und Raum und alles auf einmal und das noch parallel“

Lena Sand wird 1950 in einem nordhessischen Dorf geboren. Die ersten fünf Jahre lebt sie unter beengten Verhältnissen mit den Eltern und Großeltern zusammen, denen nach der Vertreibung aus dem Sudetenland zwei Zimmer auf dem Hof eines Bauern zugewiesen worden waren. Die noch minderjährige Mutter heiratet den leiblichen Vater, als Lena vier Jahre alt ist, so daß sie den ihr vertrauten Familiennamen ablegen muß. Da die Mutter in dieser Zeit noch die Schule in der nächstgrößeren Stadt besucht, um ihr Abitur abzulegen, wird Lena Sand von der Großmutter betreut, die vor der Flucht in Marienbad und Wien als Wirtschafterin in einem großen Kurhotel und einem Diplomatenhaushalt tätig war und ihr viel von dieser anderen Welt vermittelt. Lena ist mit der Tochter des örtlichen Großbauern befreundet, mit der sie in den Gebäuden und auf dem Gelände des Hofes spielt. Sie ist fasziniert von den kleinen engelhaften Steinfiguren auf den Kindergrabsteinen des nahe gelegenen Friedhofs<sup>25</sup>, den sie oft allein besucht und damit nicht nur der räumlichen Enge und den zunehmenden Streitigkeiten zwischen den Eltern bzw. Familien der Eltern entflieht, sondern auch eine sinnliche, phantasievolle und großräumige Gegenwelt zur Enge des Zuhauses zu entwickeln vermag. Im Alter von fünf Jahren bezieht die Familie eine Neubauwohnung in der Stadt, wo die Mutter inzwischen, nach bestandem Abitur, bei einer Bank tätig ist. Nach dem Besuch der Volksschule wird Lena zunächst in einer privaten Ballettschule und schließlich auf ihren Wunsch für das „richtige Ballett“ des Theaters angemeldet, das in der städtischen Großhalle provisorisch und nur einige Gehminuten vom neuen Zuhause untergebracht ist.

Die Mutter schult sie nach ihrer Grundschulzeit auf das erste musische und koedukative Gymnasium der Stadt ein. Drei zentrale Bereiche entfalten in dieser Zeit ihre je eigene sinnhafte Prägnanz und sinnliche Präsenz: Das Theater,

wo sie als E Levin in die französischen Begriffe des Balletts eingeführt wird, an Aufführungen teilnimmt und sich in den Requisiten und Werkstätten einen eigenen Raum des Spiels, der Phantasie und der kreativen Entfaltung eröffnet. Des Weiteren die nahegelegene katholische Kirche, in der sie auf die Kommunion vorbereitet wird, eine „schöne katholische Pracht, Messgewänder, lateinische Sprache, eine ganz andere Welt und auch die Gerüche“. Schließlich sind es die kreativen Angebote in der Schule, an denen sie teilnimmt und auch ihre musischen Fähigkeiten öffentlich unter Beweis stellen kann.

Kirche, Theater und Schule liegen zudem so nahe am Zuhause, daß ein nahtloser Übergang möglich ist in die legitimierten Gegenwelten zum Zuhause („es war meine kleine Welt“).

Bereits als Kind zeichnet Lena in ihrer Freizeit Bewegungsabläufe der Tänzerinnen nach und malt Gesichter. Ihre künstlerische Begabung wird nicht zuletzt durch einen Lehrer in der Schule nachhaltig gefördert.

Nach der Geburt eines Bruders und dem Auszug der Großmutter aus dem gemeinsamen Haushalt werden ihr weitere Betreuungs- und Versorgungsaufgaben übertragen.

L.: „em . ja dann kam die elfte Klasse und die Versetzung war gefährdet . ich hab die aber dann doch noch geschafft . in die zwölf . aber es war also alles am rotieren . und dann ging's zu Hause . du gehst von der Schule ab du machst 'ne Lehre . du schaffst das sowieso nicht .“

Ihre Leistungen in der Schule werden insbesondere vor dem Hintergrund anhaltender Streitigkeiten und der schließlichen Scheidung der Ehepartner schlechter. Die generalisierte, negative Fähigkeitsprognose angesichts schlechter werdender Leistungen in der Schule blendet die kreativen Potentiale und den familialen Anteil am Zustandekommen des Leistungsabfalls der Tochter systematisch aus. Die Mutter, durch die zweifache Benachteiligung – Enteignung, Vertreibung und Diskriminierung sowie frühe Schwangerschaft – diskriminiert, dominiert die weitere berufsbiographische Planung der Tochter mit der Ausrichtung auf einen, das geschädigte Ansehen kompensierenden zweckrationalen Entwurf wirtschaftlichen Erfolgs, den die eigene Berufspraxis in der Bankenbranche zu garantieren scheint. Die Tochter wird an diesen biographisch folgenschweren Entscheidungsprozessen nicht beteiligt, sondern vor vollendete Tatsachen gestellt.

Anstatt ihr in dieser Krisensituation beizustehen und auch die Möglichkeit der Wiederholung einer Klasse ins Auge zu fassen, um ihr das Abitur und damit die Voraussetzungen für ein Studium zu schaffen, nimmt die Mutter sie von der Schule und organisiert für sie eine Lehrstelle in einer Bank. Die Empfehlung ihres Kunstlehrers, den Lena Sand zwischenzeitlich um Rat bittet, eine Tischlerlehre zu absolvieren, um anschließend an der Werkkunstschule studieren zu können, wird von der Mutter zurückgewiesen.

Die berufliche Prozessierung führt zu einem radikalen Milieubruch, die erzwungene Orientierung auf und Rückbindung an das Berufsmilieu der Mutter in eine dieser gegenüber statusniedrigeren Position als Lehrling und zukünftige Bankkauffrau ohne Abitur. Die nunmehr begonnene Lehre schließt Lena Sand nach nur zwei Jahren aufgrund guter Leistungen und eines Kurzschuljahres er-

folgreich ab. Das Milieu schildert sie als oberflächlich und dumm, nach dem ersten Tag habe sie resümiert:

L: „Das war dann so 'n Milieu . wo ich nach Hause gekommen bin und hab bitterlich geweint und irgendwie in meinem Kopf hat sich was festgesetzt daß ich gesagt hab so das das soll dein Leben sein . nein . und irgendwie stand so'n Entschluß fest . ich hatte noch keinen Plan , aber der Entschluß stand in dem Moment schon fest. Eines Tages in deinem Leben gehst du hier weg . du bleibst hier nicht .“

Das langfristige biographische Handlungsschema und damit einhergehende latent wirksame Strategien zur Aufnahme eines Studiums der Kunst über den Weg einer vorbereitenden Lehre werden zwar verschoben, aber nicht aufgegeben. Sie arbeitet zunächst in drei verschiedenen Banken, und um der Enge des Zuhause zu entkommen, heiratet sie kurzfristig. Schon nach einem Jahr scheidet die Ehe. Lena Sand vollzieht einen radikalen Schnitt:

„Ich habe dann sozusagen einen Aufwasch gemacht ich bin aus dieser ehelichen Gemeinschaft abgehauen und hab meine Arbeit gekündigt. Das heißt ich hab mich von diesem Leben insgesamt verabschiedet . und dann . hab . mich arbeitslos gemeldet und dann habe ich vom Arbeitsamt damals eine Einladung bekommen nen Angebot für eine für ein Studium wo die Voraussetzung eben eine abgeschlossene Lehre ist und bestimmten Notendurchschnitt und dann konnte man Betriebswirtschaft studieren und bekommt es auch bezahlt . und dann hab ich mich dazu entschlossen das zu machen“

Im Zuge des Studiums der Betriebswirtschaft besteht zugleich die Möglichkeit, die allgemeine Hochschulreife zu erwerben. Obwohl sie die Inhalte des Studiums wenig interessieren, schließt sie das Studium erfolgreich ab und erwirbt die allgemeine Hochschulreife mit guten Noten in gerade jenen Fächern, an denen sie im Gymnasium gescheitert war. Um einen Studienplatz an der Kunstakademie zu erhalten, muß sie eine Begabtensonderprüfung vor dem Studienausschuß ablegen.

Im Zuge ihrer Erkundungen erfährt sie, daß ihr ehemaliger Kunstlehrer inzwischen als Professor für Keramik an der Akademie unterrichtet. Bei ihm bringt sie die im Prüfungsverfahren gestellten Fragen sowie die eine Zulassung begünstigenden Antworten in Erfahrung und wird schließlich zum Studium der Kunst zugelassen.

Schon während des Studiums der freien Malerei beteiligt sie sich an Ausstellungen, muß sich mit der Kritik auseinandersetzen, daß ihre Kunst der Malerei des 19. Jahrhunderts folge, und grenzt sich allmählich gegenüber der in ihrer Klasse vertretenen realistischen Malerei ab. Die krisenhafte Neuorientierung schildert Lena Sand so:

L: „und . em dann . aber das war für mich heute gesehen die Ablösung . das war ne Ablösung wußte aber auch noch nicht wohin . und dann nach dem Studium . em hatt ich 'nen Traum . da war ich schon . em in einem Gemeinschaftsatelier mit anderen Studenten in einer Fabriketage oben in 'ner Loft und da hab ich geträumt daß ich . von einer Raumecke mit verschiedenen farbigen Zahlen die da . sich da . rumranken oder bewegen . jedenfalls das war so'n eigenartiger Traum daß ich das dann im Atelier umgesetzt hab' . das heißt ich habe eine Raumecke mit Zahlen bemalt . und . das war wirklich sehr eigenartig . auch für die anderen Studienkollegen . 'ne ganz eigenartige Sache . das war irgendwie was ganz eigenes was ich da gemacht hatte . das hatte mit Hochschule nichts mehr zu

tun das war was ganz ganz eigenes und das war eigentlich der Beginn meiner Richtung nämlich die Rauminstallation.“

Ihr künstlerisches Handeln bringt in gesteigert individualisierter Form eine Ausdrucksgestalt hervor, die sich der seismographischen Vermittlung zwischen innerer und äußerer Realität im selbstinszeniert-krisehaften Schaffensprozeß verdankt. Eine gleichsam latente, noch diffuse und material nicht anders ausdrückbare „Krise“ wird hier im Kontext der Ablösung von im Studium erworbenen klassischen Techniken der Malerei authentisch zum Ausdruck gebracht. Dazu bedarf es wesentlicher Voraussetzungen, wie der Möglichkeit der habitualisierten, selbstinszenierten Krise mit der Gefahr des Scheiterns, der freien Erprobung neuer Ausdrucksformen, einer der „freien Assoziation“ analogen experimentellen und offenen Wahrnehmungs- und Ausdrucksfähigkeit sowie einer gewissen Handlungsentlastetheit und Distanz zu den außerprofessionellen Routinevollzügen des Alltags. Diese, dem kindlichen Spiel in seiner Versunkenheit oder dem Traum in seiner assoziativen Verdichtungs- und Verschiebungsfreiheit analoge Struktur künstlerischen Schaffens bleibt dennoch den Prozessen der nachträglichen Kontrolle unterworfen. Im Sinne Winnicotts ließe sich von einem „intermediären Bereich“ sprechen, der weder der inneren Phantasiewelt noch der äußeren Realität zugehört (vgl. Winnicott 1989, S. 10ff.). Man könnte aus psychoanalytischer Perspektive auch von einem primärprozesshaften Geschehen mit gestreuter Aufmerksamkeit sprechen, oder in Piagets Terminologie von einer synkretistischen Wahrnehmungsform, die als eine „subjektive Synthese“ (Piaget 1972, S. 172) oder ein „Fall von wildgewordener Assimilation“ (Ginsburg/Opper 1978, S. 142) eine auf basaler Aufmerksamkeitsfokussierung beruhende Leistung darstellt und uns beispielsweise eine Symphonie als umfassend Ganzes wahrnehmen läßt, ohne die einzelnen Orchesterparts identifizieren zu können. Auch die von Mead bekannte I and ME-Dialektik verweist auf einen derartigen Zusammenhang: Stellt das ME die zunehmende Verinnerlichung der konventionellen Erwartungen des generalisierten Anderen dar, bildet das I die Instanz der spontanen Reaktionsbildungen und kreativen Abweichungen (vgl. Mead 1978, S. 236-244). Nicht zuletzt Adornos Mimesis-Begriff nimmt auf das „andere“ der Vernunft Bezug: „Fortlebende Mimesis, die nicht begriffliche Affinität des subjektiv Hervorgebrachten zu seinem Anderen, nicht Gesetzten, bestimmt Kunst als eine Gestalt der Erkenntnis (...) Kunst komplettiert Erkenntnis um das von ihr Ausgeschlossene (...)“ (Adorno 1970, S. 86).

Der Künstler tritt zum Geschaffenen in kritische Distanz und sucht nach Möglichkeiten der maximalen Übereinstimmung bzw. Optimierung einer identischen Ausdrucksgestalt im Verhältnis von Idee und Werk. Insoweit widerspricht dies allen Versuchen und Tendenzen einer Standardisierung oder kollektiven Vereinnahmung der künstlerischen Profession und des künstlerischen Schaffens bzw. von deren Routinisierung, wie beispielsweise einer bürokratischen Ablauflogik.

Ihren Prozeß der Entdeckung neuer Ideen und ihrer Materialisierung schildert Lena Sand anhand folgender Episode:

L: „da hat' ich 'ne Einladung für 'ne Installation bekommen und hatte 'nen ganz großen Bereich des Terrains dort zur Verfügung . und da war ich bei der Ortsbegehung . bei der

ersten Recherche . wo will ich mich denn überhaupt hier sozusagen künstlerisch verorten . (...) und dann bin ich mit ihm 'ne Treppe hochgegangen zu 'nem Foyer in der ersten Etage und er hat mit mir geredet über irgendwas für diese Ausstellung und plötzlich sehe ich daß . also dieses Foyer besteht auf der einen Seite zur Straße hin aus einem Riesenfenster also fünf große Fenster und plötzlich sehe ich als ich rausgucke auf die Straße sehe ich plötzlich ein Gestänge . ein Teil da vorbeifahren und plötzlich anhalten und dann sehe ich im zweiten Blick daß das der Stromabnehmer von der Straßenbahn ist die man nicht sieht und das hat und das hielt da plötzlich das blieb da stehen und das sah so absurd toll aus da war ich so schockiert angenehm schockiert . und der Schulze redet und redet und da war aber was da is was passiert und da hab ich nur noch rausstammeln können . Ruhe jetzt Ruhe . nix sagen . nix sagen da isses (Lachen) hier gucken Sie doch mal das ist Statik und Bewegung und Zeit und Raum und alles auf einmal und das noch parallel und da ist der Zufallsgenerator und das ist die Haltestelle und das ist doch Wahnsinn und er immer wieder geredet und ich immer Ruhe, Ruhe ich muß mir das jetzt aufschreiben sonst ist alles weg . hab ich auf irgend 'nen Fahrschein oder was weiß ich was ich da in der Tasche hatte hab ich drei vier Worte aufgeschrieben die Idee festgehalten und daraus ist ein vielbeachtetes Projekt geworden“

Hier wird die besondere seismographische Fähigkeit zur raumbezogenen Wahrnehmung von Lena Sand deutlich. Diese drückt sich aus in einer Fokussierung auf räumliche Gegebenheiten, in der Synthetisierung unterschiedlicher Aspekte zur gleichen Zeit, dem Offenhalten einer sinnlichen Präsenz für das Ungewöhnliche im Alltäglichen, den blitzartig aufscheinenden Bildern und ihrer Fixierung sowie der rationalen Prüfung und nüchternen Analyse im Prozeß der materialen Umsetzung.

Zur Realisierung ihrer Projekte gehört aber auch der mühsame, über Sponsoring und Verhandlungen laufende Prozeß der Materialerkundung und Neuschöpfung von Mitteln, an denen wechselnde Expertenteams, wie z. B. Elektrotechniker, Chemiker, u.a., beteiligt werden müssen. So lassen sich nicht nur die Kindheitsspuren einer späteren thematischen Orientierung finden, sondern auch der Rückgriff auf Wissensbestandteile des Studiums der Betriebswirtschaft mit den Schwerpunkten des Marketing und der Organisation werden zu funktionalen Bestandteilen der Realisierung ihrer künstlerischen Ideen.

In den Rauminstallationen werden die jeweiligen räumlichen Gegebenheiten nach einer eingehenden Analyse so verändert, daß etwa die Kanten der Säulen eines Gewölberaumes mittels lichtspeichernder Streifen gleichsam aufgefächert und in den Raum hinein verlängert werden. Mittels einer Zeitschaltuhr wechseln sich Hell- und Dunkelphasen ab, in denen dann nur noch die Säulen mit ihren Vertikalen und aufgefalteten Horizontalen im Raum leuchten. Grenzen werden hier imaginär so erweitert, daß es zu blitzartigen Umschaltprozessen zwischen profaner Funktion und sakral anmutender Verfremdung durch das Spiel von Licht und Dunkelheit kommt. In diesen Arbeiten lassen sich unschwer synthetisierte und auf ein Maximum der Minimalität gesteigerte Elemente jener Bühnen- und Sakralräume finden, die bereits in der Kindheit von Lena Sand eine hervorgehobene sinnliche Präsenz entfalteteten.

### 4.3 Zwischen Biographie und Werkrekonstruktion

Gerade eine hermeneutische Rekonstruktion des Zusammenhangs von Biographie und Werkkonstellation kann auf eine Analyse der spezifischen Ausdrucksmaterialität des Werkes nicht verzichten, will sie dessen autonome Ebene im Kontext „einer Totalität übergreifender Fallstrukturgesetzmäßigkeiten“ (Zehentreiter 1997, S. 40) verorten. In analogen Schritten kann die biographische Konstellation rekonstruiert und zum Werk ins Verhältnis gesetzt werden. „Biographie und Werkanalyse arbeiten hier einander zu im Sinne der Rekonstruktion der Strukturlogik einer individuellen künstlerischen Praxis – durch die immanente Analyse der verschiedenen Strukturebenen dieser Praxis.“ (ebd., S. 41) Beispiele einer derart elaborierten hermeneutischen Analyse zum Zusammenhang von Biographie und Werkkonstellation finden sich in Studien zu Arnold Schönberg und dessen Werk „Verklärte Nacht“ von Zehentreiter (1997), zu Franz Schuberts „Winterreise“ (Combe 1992, S. 27-69) oder im Kontext der Malerei hinsichtlich der Bildkompositionen von Max Ernst und Mathis Grünewald zur „Versuchung des heiligen Antonius“ von Hagedorn (1995) sowie zu Delacroix und dessen Bildern „Jakob ringt mit dem Engel“ (1850/61), die „Dantebarke“ (1822) sowie „Der Tod des Sardanapal“ (1827/28) von Oevermann (1986). Die künstlerische Figuration (materiale Ausgestaltung) der Kunstwerke läßt sich hierbei als „biographisch verankerte Spurensuche des Künstlers bezeichnen, die sich als regelgeleitete, konfigurative Umformung sozialer Wirklichkeit zur Ausdrucksgestalt objektiviert.“ (Hagedorn 1995, S. 100)

In weiteren Fallstudien zu Biographien bildender Künstlerinnen (Plötz 1997) lassen sich kompromißhafte Formen der beruflichen Ausrichtung auf das künstlerische Handeln finden, wie die Übernahme elterlicher Entwürfe einer gesicherten Existenz, die etwa in ein Lehramtsstudium mit dem Fach Kunst münden, um in dessen Dunstkreis wiederum Versuche einer künstlerischen Entfaltung zu finden. In diesen Fällen entsteht etwa das paradoxe Modell eines „verbeamteten Künstlers“. Eine umfassende Zentrierung auf ein autonomes künstlerisches Handeln findet nicht statt oder die kreative Arbeit wird verschoben auf die Zeit nach dem Ausscheiden aus dem Beruf.

Für Künstler ist gerade die Frage der materiellen Absicherung ihrer künstlerischen Tätigkeit zentral und führt oftmals zur Übernahme professionsfremder Tätigkeiten, die dem Gelderwerb und damit der autonomen Aufrechterhaltung künstlerischen Schaffens dienen. Dies erfordert die Balancierung von „Berufsscharisma“ und „Berufspragmatik“ (Thurn 1997, S. 106).

Des weiteren ist die Geltungsgewißheit brüchig und riskant. Der professionelle Erfolg läßt sich nur selten kalkulieren. „Die antinomischen Tauschverhältnisse bescheren Malern ebenso wie Schriftstellern oder Komponisten erhebliche Schwierigkeiten des professionellen Kalküls. Wo kaum ein Wertkonsens den Tausch absichert, gerät dieser zum Spiel mit dem Zufall. Über Strategien symbolischer Fixierung, wie sie das Signieren für die Werke und Verhaltensriten bezüglich der Person leisten, verfügen Künstler zumal in ökonomischer Hinsicht nicht.“ (Thurn 1997, S.120). Das künstlerische Handeln stellt insoweit auch eine Produktion mit dem Risiko des Scheiterns dar.

## 5. Abschließende Bemerkungen

Unter biographieanalytischer Perspektive stellen sich die Wege zur Wahl des zukünftigen Berufs, der disziplinären Ausbildung und habituellen Übernahme professioneller Handlungsmuster als Zusammenspiel von disziplinären und professionsspezifischen Traditionsbeständen und ihren individuellen Ausformungen bzw. Aneignungsprozessen vor dem Hintergrund der kollektivhistorischen und milieuspezifischen Einbindung dar.

Die Ausrichtung auf eine der hier vorgestellten Professionen unterliegt nicht der Beliebigkeit, sondern erschließt sich vor dem Hintergrund einer systematischen Rekonstruktion als Manifestation einer biographisch weitreichenden Sinnstruktur. Auch die spezialisierte Ausrichtung auf ein Handlungsfeld der Professionen kann als biographischer Synthetisierungsprozeß angesehen werden.

Der Entwurf zur Wahl eines zukünftigen Berufs und die Professionszugehörigkeit speisen sich in allen hier genannten Professionsfeldern aus unterschiedlichen Quellen. So finden sich neben Formen familialer Traditionsbestände, die gleichsam als generativer Auftrag übernommen werden, auch Formen der Professionsausrichtung, die sich bestimmten Anregungsniveaus oder politischen und ethischen Orientierungspotentialen verdanken.

Im Kontext der Sozialen Arbeit sind dies häufig Formen eines frühen Engagements in der verbandlichen, nicht selten konfessionellen Jugendarbeit, die als handlungsleitendes adoleszentes Orientierungspotential für einen Entwurf zukünftigen beruflichen Handelns dienen. Der Vielfalt an sozialarbeiterischen Handlungsoptionen stehen in der beruflichen Realität die relativ restriktiven Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten im Kontext der behördlichen und verbandlichen Einbindungen gegenüber. Entsprechend vielfältig sind die Aufstiegs- oder gar Ausstiegsinteressen der Professionsangehörigen durch die Aufnahme weiterer Studien oder die Wahrnehmung entsprechender Fort- und Weiterbildungsaktivitäten zur Qualifikation für stabsmäßige, therapeutische oder supervisorische Handlungsfelder. Formen der Freiberuflichkeit, wie sie für das künstlerische Handeln nahezu regelhaft und für die rechtspflegerische Position des Rechtsanwaltes konstitutiv ist, beginnt sich in der wohlfahrtsstaatlich mit-konstituierten Sozialen Arbeit erst keimhaft zu entwickeln, wird die berufliche Tätigkeit doch vorwiegend durch kommunale Behördenstrukturen oder Anbindung an die großen wohlfahrtsverbandlichen Trägereinrichtungen und deren subsidiäre staatliche Subventionen ermöglicht.

„Diplom-PädagogInnen, SozialpädagogInnen und die MitarbeiterInnen in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit mit anderen Ausbildungen stehen in ihrer beruflichen Praxis vor der Bewältigung eines gemeinsamen Problems. Im Gegensatz zu den anderen klassischen Professionen können sie das ‚Praktisch-Werden‘ ihrer berufsorientierten Kompetenzen über nur schwach normierte oder ritualisierte Schablonen abstützen, weil keine berufsspezifische Professionalisierungstypik vorliegt, die erstens die beruflichen Integrationsprozesse steuert, zweitens in der beruflichen Praxis eine strukturell verankerte, habituelle Sicherheit bereitstellt und drittens wissenschaftliches Wissen berufsorientiert kodifiziert.“ (Thole/Küster-Schapfl 1997, S. 37)

Die Aufnahme eines rechtswissenschaftlichen Studiums wird – im Gegensatz zur Sozialen Arbeit und der Kunst – von Eltern im Zuge der statusgemäßen Aufrechterhaltung eigener Positionen oder intendierten Aufstiegsoptionen nach wie vor positiv sanktioniert. Den rechtspflegerischen Professionen kommt traditionell ein hoher prestigeträchtiger gesellschaftlicher Status zu, der nicht zuletzt durch inzwischen medial inszenierte Berufstypisierungen aufrechterhalten wird. Gegenüber derartigen Klischees stehen gerade die klassischen freiberuflichen Anwaltstätigkeiten inzwischen vor erheblichen Problemen ihrer materiellen Reproduktion infolge des konkurrenten Anwachsens großer Kanzleien und ihrer flächendeckenden Zuständigkeitskompetenz. Gerade Rechtsanwälte sind auf eine spezialisierte Kombination ihrer strukturell nicht marktförmig ausgerichteten Angebotsstruktur verwiesen, um ihr berufliches Überleben langfristig zu sichern. So differenzieren sich die juristischen Tätigkeitsfelder im Kontext zunehmender Verrechtlichung nahezu aller Lebensbereiche immer weiter aus und eröffnen Möglichkeiten, auch außerhalb der klassischen Handlungsfelder, vor allem bei Wirtschaftsunternehmen juristisch tätig zu werden. Dort wird ihnen meist die Aufgabe übertragen, rechtliche Risikoabwägungen vorzunehmen oder Vorverträge für eventuelle, zukünftige Unternehmensentscheidungen zu entwerfen. Der entsprechenden Dominanz einer einseitig marktförmigen Anbindung und Orientierung korrespondiert dabei allerdings eine gleichsam schleichende Deprofessionalisierungs- oder Verberuflichungstendenz des juristischen Handelns.

Die Übernahme eines freien künstlerischen Berufes bedeutet im Vergleich dazu die radikalisierte Form professioneller Individuierung unter den Bedingungen eines erhöhten materiellen Reproduktionsrisikos. Signifikante andere, die zur Aufnahme einer künstlerischen Ausbildung und beruflichen Tätigkeit vor dem Hintergrund entsprechender Neigungen und kreativer Potentiale beitragen, sind vor allem Unterrichtende der Fächer Kunst an den Schulen. Hinsichtlich der auf Dauer gestellten Innovationserfordernisse, einer individuellen Charismatisierung sowie der Strategien einer effizienten Vermarktung von Werk und Person kontrastiert das professionelle künstlerische Handeln mit rechtspflegerischen und mit sozialarbeiterischen Tätigkeiten. Künstler sind in gesteigerter Form methodisch kontrollierte Träumer in einer Welt sinnlicher Erkenntnis, die gleichsam Bewahrungsmomente des kindlichen Staunens enthält. Gleichermaßen müssen Künstler strategisch an einer zweiten, charismatisierungsfähigen Vita ihrer künstlerischen Karriere arbeiten, um als Neuerer an der Front des Kunstmarktes wahrgenommen und gefördert zu werden.

Auch wenn sich die drei Professionsgruppen hinsichtlich ihrer disziplinären Grundlagen, ihres Autonomiegrades, ihrer Charismatisierungsfähigkeit, des klientelen Bezuges und anderer Professionsmerkmale deutlich voneinander unterscheiden, so unterliegen sie – wenn auch in unterschiedlicher Reichweite – nicht nur zunehmenden staatlichen und marktförmig orientierten Steuerungsprozessen, sie müssen auch auf neue gesellschaftliche Problembestände reagieren. Die Professionen können insoweit als je spezialisierte Seismographen für gesellschaftliche Veränderungsprozesse angesehen werden.

## Anmerkungen

- 1 Auf die Frage, was man sei, antwortet man gewöhnlich ohne Zögern mit der Angabe seines Berufes. Nach Max Weber soll Beruf „jene Spezifizierung, Spezialisierung und Kombination von Leistungen einer Person heißen, welche für sie Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- oder Erwerbchance ist.“ (Weber 1976, S. 80). Zur historischen Begriffsbestimmung siehe Conze 1972.
- 2 Vgl. Oevermann 1996; Schütze 1992, 1996.
- 3 Auf die inzwischen vielfältigen begrifflichen Bestimmungsversuche (vgl. hierzu Engelke 1998; Merten 1999) und kontrovers diskutierten Traditionsbestände von Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialer Arbeit kann im Rahmen dieses Beitrages nur verwiesen werden (vgl. hierzu: Niemeyer 1998; Thole/Galuske/Gängler 1998).
- 4 Zwischen 1950 und 1997 hat sich die Zahl der in sozialen Berufen Beschäftigten von 60.000 auf über eine Million erhöht (vgl. Rauschenbach 1999a).
- 5 Zur Kritik an den theoretischen Grundlagen von Professionskonzepten, die eine Semi-Professionalität der sog. Frauenberufe konstatieren (vgl. Rabe-Kleberg 1996).
- 6 Vgl. Risse 1998.
- 7 Vgl. Schütze 1999.
- 8 Die sogenannte Hungerprostitution war in den Nachkriegsjahren ein alltägliches Phänomen und bildete für viele der weiblichen Jugendlichen und jungen Frauen eine Möglichkeit, sich und der Familie eine materielle Existenz zu sichern.
- 9 Vgl. hierzu auch Homfeld/Merten/Schulze-Krüdener 1999, S. 123-125; Engelke 1999; zur Diskussion um eine Sozialarbeitswissenschaft siehe Merten/Sommerfeld/Koditek 1996; Puhl 1996; Wendt 1994.
- 10 Das Interview wurde vom Autor im Rahmen eines Projektes zur „Qualitativen Jugendhilfeforschung“ durchgeführt.
- 11 So spricht man davon, daß jemand Suizid begangen habe.
- 12 Vgl. hierzu Hartmann 1989, der die unterschiedlichen Funktionen und Positionen der Juristen in Versicherungsunternehmen, Banken und Unternehmen darstellt.
- 13 „Es geht im juristischen Verfahren immer um eine praktische, interessenbelastete Positionalität“ (Wernet 1995, S. 75).
- 14 Als bekannte Beispiele seien unter den Schriftstellern nur Franz Kafka und Heinrich Heine genannt, sowie unter den Komponisten Georg Philipp Telemann. Heine vermerkt in seinen Memoiren: „Sie – die Mutter – meinte ich müsse durchaus Jurisprudenz studieren. Sie hatte nämlich bemerkt, wie längst in England, aber auch in Frankreich und im konstitutionellen Deutschland der Juristenstand allmächtig sei und besonders die Advokaten durch die Gewohnheit des öffentlichen Vortrags die schwatzenden Hauptrollen spielen und dadurch zu den höchsten Staatsämtern gelangten. Meine Mutter hatte ganz richtig beobachtet.“ (Heine 1997, S. 16)
- 15 Hier sind vor allem die Befragungen des Hochschul-Informations-Systems zu nennen, die im Auftrag des Bundesministeriums durchgeführt wurden (vgl. Bundesministerium 1995).
- 16 Eine Ausnahme bilden Juristen in der Wirtschaft, die zunehmend mit spezialisierten Berufsgruppen wie der Wirtschaftswissenschaft konkurrieren.
- 17 „Das Einnehmen der interessierten Position seitens des Anwalts enthält ein zentrales Moment der Distanz, das es zumindest ermöglicht, zur gleichen Zeit unterschiedliche Fälle zu bearbeiten.“ (Wernet 1995, S.74)
- 18 Das Interview wurde von Annette Osterlitz im Rahmen einer Studienarbeit erhoben.
- 19 Hinsichtlich der Sakramentsgnade kennzeichnet Max Weber den priesterlichen Magier als jenen, „der das Wunder der Wandlung vollbrachte und in dessen Hand die Schlüsselgewalt gelegt war. Man konnte sich in Reue und Bußfertigkeit an ihn wenden, er spendete Sühne, Gnadenhoffnung, Gewißheit der Vergebung (...)“ (Weber 1988, S. 114).
- 20 „Die milieuspezifischen Merkmale der generellen lebensgeschichtlichen Identität von Menschen, die in Zeiten der Studentenrevolte und der Ökologiebewegung ihre entschei-

- denden Orientierungsanregungen erhielten, haben sicherlich Auswirkungen auf die Bereitschaft, sich auf unkonventionelle Lebenssituationen von Klienten einzulassen und diese zu unterstützen, wenn sie eine positive Identitätsentwicklung zu ermöglichen scheinen“ (Schütze 1994, S. 11-12).
- 21 So die konversationsanalytische Studie zur Glaubwürdigkeit im Strafverfahren von Wolff und Müller (1997), die Bestimmung der professionellen Kernprobleme von Strafverteidigern mit dem Verfahren der objektiven Hermeneutik von Wernet (1995).
  - 22 Die Ausübung der künstlerischen Tätigkeit unterlag allerdings bis ins 19. Jahrhundert strengen Berufsregeln, nicht zuletzt durch ihre Subsumtion unter die Kategorie der handwerklichen Berufe und einer damit einhergehenden Bindung an die Zünfte (vgl. Warnke 1985; Ruppert 1998).
  - 23 Hierzu werden etwa die Orchestermusiker gerechnet.
  - 24 Siehe Punkt 4.3.
  - 25 Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung der kindlichen Friedhofswelt für das spätere künstlerische und wissenschaftliche Tun siehe auch die Analyse von Niederland zu der „Friedhofswelt des jungen Schliemann“ (Niederland 1989, S. 63-78).

## Literatur

- Ackermann, F./Seeck, D.: Soziale Arbeit in der Ambivalenz von Erfahrung und Wissen. In: *Neue Praxis* 29 (1999), H. 1, S. 7-22
- Adorno, Th. W.: *Ästhetische Theorie*. Frankfurt 1970
- Apel, H.: *Bildungshandeln im soziokulturellen Kontext*. Wiesbaden 1993
- Asmus, H.-J.: Der Staatsanwalt – ein bürokratischer Faktor in der Verbrechenskontrolle? In: *Zeitschrift für Soziologie* 17 (1988), H. 2, S. 117-131
- Bleek, W.: *Von der Kameralausbildung zum Juristenprivileg*. Berlin 1972
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (Hrsg.): *Absolventenreport Rechtswissenschaft*. Bonn 1995
- Combe, A.: *Bilder des Fremden*. Opladen 1992
- Conze, W.: Beruf. In: Brunner, O. u.a. (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 490-507
- Daheim, H.: Zum Stand der Professionssoziologie. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.-O. (Hrsg.): *Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern*. Opladen 1992, S. 21-36
- Engelke, E.: Ausbildung und Professionalisierung auf der Grundlage der Fachwissenschaft Soziale Arbeit. In: Homfeld, H. G./Merten, R./Schulze-Krüdener, J. (Hrsg.): *Soziale Arbeit im Dialog ihrer Generationen*. Baltmannsweiler 1999, S. 152-164
- Flessner, A.: Deutsche Juristenausbildung. In: *Juristenzeitung* 51 (1996), H. 14, S. 689-696
- Freidson, E.: *Professional Powers. A Study of the Institutionalisation of Formal Knowledge*. Chicago/London 1988
- Gerhards, J.: Kunstsoziologie. In: ders. (Hrsg.): *Soziologie der Kunst*. Opladen 1997, S. 7-22
- Gross, P.: Liebe, Mühe, Arbeit. Abschied von den Professionen? In: *Soziale Welt* 36 (1985), H. 1, S. 60-82
- Ginsburg, H./Opper, S.: *Piagets Theorie der geistigen Entwicklung*. Stuttgart 1978
- Hagedorn, H.: *Das Sprachgewebe der Bilder*. Max Ernst und Mathias Grünewald. Biographische Konstellation und Werk-Konfiguration. Frankfurt 1995, S. 99-131
- Hartmann, H.: Arbeit, Beruf, Profession. In: Luckmann, Th./Sprondel, W.M. (Hrsg.): *Berufssoziologie*. Köln 1972, S. 36-52
- Hartmann, M.: Zwischen Stabilität und Abstieg – Juristen als akademische Elite in der Wirtschaft. In: *Soziale Welt* 40 (1989), H. 3, S. 437-457
- Hauptert, B./Kraimer, K.: Die disziplinäre Heimatlosigkeit der Sozialpädagogik/Sozialarbeit. In: *Neue Praxis* 21 (1991), H. 2, S. 106-121

- Heine, H.: Memoiren und Geständnisse. Düsseldorf/Zürich 1997
- Homfeld, H. G./Merten, R./Schulze-Krüdener, J. (Hrsg.): Soziale Arbeit im Dialog ihrer Generationen. Baltmannsweiler 1999
- Huges, E.C.: The Sociological Eye. Bd. 2: Selected Papers on Work, Self and the Study of Society. Chicago/New York 1971
- Kasper, F.: Der Anwalt im Kampf ums Recht. In: Juristenzeitung 50 (1995), H. 15/16, S. 746-753
- Kris, E./Kurz, O.: Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch. Frankfurt a.M. 1995
- Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen 1999
- Loer, T.: Halbbildung und Autonomie. Opladen 1996
- Mead, G. H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M. 31978
- Merten, R./Sommerfeld, P./Koditek, Th. (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaft – Kontroversen und Perspektiven. Neuwied 1996
- Merten, R./Olk, Th.: Sozialpädagogik als Profession. Historische Entwicklung und künftige Perspektiven. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 570-613
- Merten, R.: Autonomie der Sozialen Arbeit. Zur Funktionsbestimmung als Disziplin und Profession. Weinheim/München 1997, S. 75-156
- Merten, R. (Hrsg.): Sozialarbeit – Sozialpädagogik – soziale Arbeit. Freiburg i. Br. 1998
- Nagel, U.: Engagierte Rollendistanz. Professionalität in biographischer Perspektive. Opladen 1997
- Niemeyer, C.: Klassiker der Sozialpädagogik. Weinheim 1998
- Niederland, W.G.: Trauma und Kreativität. Frankfurt a.M. 1989
- Oevermann, U.: Eugene Delacroix – biographische Konstellation und künstlerisches Handeln. In: Georg Büchner Jahrbuch 6 (1987/1988), Frankfurt a.M., S. 12-58
- Oevermann, U.: Vorwort. In: Loer, T.: Halbbildung und Autonomie. Opladen 1996, S. V-XIV
- Oevermann, U.: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 70-182
- Olk, T.: Abschied vom Experten. Weinheim/München 1986
- Parsons, T.: The Professions and Social Structure. In: Parsons, T. (Hrsg.): Essays in Sociological Theory. New York 1949, S. 34-49
- Piaget, J.: Sprechen und Denken des Kindes. Düsseldorf 1972
- Plötz, B.: Biographieverläufe und Professionalisierungsprozesse bildender Künstlerinnen. Diplomarbeit an der Universität-Gesamthochschule Kassel 1998
- Puhl, R. (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaft. Weinheim/München 1996
- Rabe-Kleberg, U.: Professionalität und Geschlechterverhältnis oder: Was ist „semi“ an traditionellen Frauenberufen? In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 276-302
- Rauschenbach, Th.: Das sozialpädagogische Jahrhundert. Weinheim/München 1999(a)
- Rauschenbach, Th.: „Dienste am Menschen“ – Motor oder Sand im Getriebe des Arbeitsmarktes. In: Neue Praxis 29 (1999)(b), H. 2, S. 130-146
- Riemann, G.: Beziehungsgeschichte, Kernprobleme und Arbeitsprozesse in der sozialpädagogischen Familienberatung. Eine arbeits-, biographie- und interaktionsanalytische Studie zu einem Handlungsfeld der sozialen Arbeit. Habilitationsschrift Magdeburg 1997
- Risse, M.-L.: Biographische Entwicklung und supervisorisches Handlungskonzept von Frau Dr. Anne Schmid als Beitrag zur Professionalisierung der Sozialarbeit. Diplomarbeit an der Universität-Gesamthochschule Kassel 1998
- Ruppert, W.: Der moderne Künstler. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der kreativen Individualität in der kulturellen Moderne im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1998.

- Schnarr, K.: Kernprobleme im professionellen Handeln von Rechtsanwälten. Eine Studie auf der Grundlage von narrativen Interviews. Diplomarbeit an der Universität-Gesamthochschule Kassel 1998
- Schütze, F.: Strukturen des professionellen Handelns, biographische Betroffenheit und Supervision. In: Supervision (1994), H. 11, S. 10-39
- Schütze, F.: Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkung auf die Paradoxien des professionellen Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 183-275
- Schütze, F.: Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.-O.: Erziehen als Profession. Opladen 1992, S. 132-171
- Schütze, F.: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen 1995, S. 116-157
- Siegrist, H. (Hrsg.): Bürgerliche Berufe. Göttingen 1988
- Siegrist, H.: Advokat, Bürger, Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz (18.-20. Jh.). Erster Halbband. Frankfurt a.M. 1996
- Siegrist, H.: Advokat, Bürger, Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz (18.-20. Jh.). Zweiter Halbband. Frankfurt a.M. 1996
- Stichweh, R.: Professionalisierung, Ausdifferenzierung von Funktionssystemen, Inclusion. Betrachtungen aus systemtheoretischer Sicht. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.-O. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen 1992, S. 36-48
- Stichweh, R.: Wissenschaft, Universität, Professionen. Frankfurt a.M. 1994
- Stichweh, R.: Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 49-69
- Thiersch, H.: Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Weinheim 1995
- Thole, W./Küster-Schapfl, E.-U.: Sozialpädagogische Profis. Beruflicher Habitus, Wissen und Können von PädagogInnen in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen 1997
- Thole, W./Galuske, M./Gängler, H. (Hrsg.): KlassikerInnen der Sozialen Arbeit. Neuwied 1998
- Thurn, H. P.: Kunst als Beruf. In: Gerhards, J. (Hrsg.): Soziologie der Kunst. Opladen 1997, S. 103-124
- Torstendahl, R./Burrage, M. (Hrsg.): The formation of professions. London 1990
- Warnke, M.: Hofkünstler. Zur Vorgeschichte des modernen Künstlers. Köln 1985
- Weber, M.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. I, Tübingen 1988
- Weber, M.: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1976
- Weber, M.: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart 1995
- Wendt, R.: Sozial und wissenschaftlich arbeiten. Freiburg i. Br. 1994
- Wernet, A.: Der Strafverteidiger, sein Klient und das Recht. Diss. Frankfurt a.M. 1995
- Winnicott, D. W.: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart 1989
- Wolff, S./Müller, H.: Kompetente Skepsis. Opladen 1997
- Zehentreiter, F.: Adornos materiale Formenlehre im Kontext der Methodologie der strukturalen Hermeneutik – am Beispiel einer Fallskizze zur Entwicklung des frühen Schönberg. In: Schubert, S. (Hrsg.): Biographische Konstellation und künstlerisches Handeln. Mainz 1997

*Dr. Eberhard Nölke, M.A., (z. Zt. Vertretung einer Professur für Bildungssoziologie an der J. W. Goethe-Universität Frankfurt a.M.), Schloßstr. 112, 60486 Frankfurt a.M.*

Fritz Schütze

# Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriß<sup>1</sup>

## **Zusammenfassung**

Die professionelle Berufsarbeit impliziert unaufhebbare paradoxe Problembündelungen, die auf dem notwendigen Widerstreit divergierender Orientierungstendenzen bei der Bewältigung von Klientenproblemen beruhen. So müssen immer wieder Prognosen über soziale und biographische Prozesse des Klienten von der professionellen Akteurin gefällt werden, obwohl die einschlägigen empirischen Grundlagen – entsprechend den Vagheiten des sozialen Lebens – stets schwankend sind. • Der Aufsatz unternimmt den Versuch, solche Paradoxien des professionellen Handelns grundlagentheoretisch aus Unvereinbarkeiten an zentralen Schnittstellen des gesellschaftlichen Konstitutionsprozesses und aus den Strukturierungserfordernissen komplexen Handelns abzuleiten. Zunächst einmal werden im Aufsatz normale Handlungsprobleme, Kernprobleme und Paradoxien des professionellen Handelns anhand eines Transkriptionsbeispiels unterschieden. Sodann werden Kernprobleme des professionellen Handelns – die zwar Vorausbedingungen von Paradoxien, aber mit diesen nicht identisch sind – systematisch grundlagentheoretisch aus der Gestaltung von Arbeitsbögen, konstitutiven sozialen Rahmen und den Inkommensurabilitäten der Steuerungslogiken des professionellen Handelns und der soziobiographischen Prozesse in der Klienten-

## **Abstract**

Professional work always has to deal with patterns of unsolvable paradoxical problems, which are caused by unavoidable conflicts between contradictory tendencies of orientation towards the tackling and handling of clients' problems. For example, the professional has to formulate prognoses about the unfolding of the clients' social and biographical processes, although there are no stable empirical grounds for them to be based on in the fluidity of social life. The article embarks on the basic theoretical attempt to derive the paradoxes of professional work from the incompatibilities of duties and orientations in central areas of struggling with the constitutive processes of constructing social reality and from the necessities of structuring complex action. The article first differentiates between normal problems of action, kernel problems in the processes of structuring complex social action, and paradoxes of professional action. This differentiation is empirically based on a piece of transcription, which renders the interaction between an old lady and a young social worker. Then, the author attempts to derive the kernel problems of professional work – which are preconditions for the crystallization of paradoxes, but are not identical with them – from the shaping of the arcs of work, constitutive social frames, and the incompati-

tensphäre abgeleitet. Diese Kernprobleme können als konstitutive elementare „Bausteine“ der Paradoxien des professionellen Handelns angesehen werden. Paradoxien bestehen aus thematischen Bündelungen der Kernprobleme und Fehlertendenzen; dies wird am Beispiel der Paradoxie des pädagogischen Grunddilemmas erläutert. Damit erklärlich wird, wie diese thematischen Bündelungen als Spannungsfigurationen (Elias) systematisch erzeugt werden, wird sodann eine theoretische Skizze des Strukturierungsprozesses (Giddens) professionellen Handelns entwickelt. Zum Schluß wird das nicht-deskriptive Leistungsfundament des professionellen Handelns unterstrichen; denn die Paradoxien werden gerade diesbezüglich virulent. Das gilt gerade auch für den Voraussetzungsreichtum des professionellen Handelns in modernen Komplexgesellschaften.

bilities of the logic of managing the professional work on the one hand and of the logic of social and biographical processes in the sphere of clients on the other. Kernel problems can be seen as elementary building blocks for the paradoxes as tension-filled figurations. Paradoxes consist of topical patternings of kernel problems and tendencies of making mistakes at work. This is demonstrated by the example of the educational basic dilemma. In order to explain why there is this topical bundling of various kernel problems into coherent figurations (Elias) of paradoxes, a theoretical sketch is drawn regarding the structuration processes (Giddens) of professional action. Finally, the non-descriptive foundations of constructing and performing social action are underlined, since paradoxes are especially virulent regarding the bridging of the incompatibilities of contrasting outlooks and divergent activity impulses through interaction postulates, which idealize social interaction into the direction of egalitarian co-operation and reciprocity.

## 1. Einleitung

Die professionelle Berufsarbeit impliziert unaufhebbare paradoxe Problembündelungen, die auf dem notwendigen Widerstreit divergierender Orientierungstendenzen bei der Bewältigung von Klientenproblemen (z.T. solchen aus Gestaltungsprojekten, z.T. solchen aus Verlaufskurven des Erleidens) beruhen. Diese Paradoxien professionellen Handelns gehen letztlich aus den unaufhebbaren Kernproblemen kommunikativer Interaktion und Welterkundung hervor, da die professionelle Berufsarbeit durch die Interaktion zwischen Professionellen und Klienten sowie durch die damit verbundenen explorativen, forschenden Welterkundungen (im jeweiligen Problembereich) geprägt ist. Solche widerstreitenden Tendenzen sind z.B.: Die Erscheinungen im Problemgegenstandsfeld müssen zu ihrem professionellen Verständnis einerseits allgemeinen Kategorien zugeordnet werden, andererseits müssen sie fallspezifisch-singulär und im Situationszusammenhang ihres Auftretens detailliert betrachtet und untersucht werden. Prognosen über soziale und biographische Prozesse müssen immer wieder formuliert werden, obwohl die einschlägigen empirischen Grundlagen im sozialen Leben stets schwankend sind und nur retrospektive Aussagen auf empirisch begründete Weise möglich erscheinen. Der professionelle Akteur sieht sich einerseits dem Gebot unterworfen, hinsichtlich der noch nicht ausgestalteten Fallproblematik zuzuwarten, andererseits fühlt er sich zur Intervention bemüßigt, weil ansonsten wichtige Zeit verstreichen würde. Außerdem muß

der professionelle Fall- bzw. Projektbearbeiter ein Mehrwissen aufbauen, das wegen seiner Komplexität und/oder Bedrohlichkeit nicht voll kommunizierbar ist und deshalb die Vertrauensgrundlagen mit dem Klienten untergräbt. – Derartige paradoxe Sinnwiderstreitigkeiten bzw. Paradoxien professionellen Handelns schaffen Potentiale für schwerwiegende Orientierungsdilemmata, entsprechende Irritationen und daraus hervorgehende fehlerhafte Verhaltensweisen. Sie sind im Prinzip nicht zu vermeiden und eine ständige Quelle des normalen, beherrschbaren professionellen Chaos.

Sofern die gerade angedeuteten und auch die anderen unaufhebbaren Sinnwiderstreitigkeiten freilich nicht bewußt ausgehalten werden, sondern durch Verabsolutierung einer der beteiligten Widerstreitsseiten unsachgemäß „erledigt“ oder durch Vermeidung der sachlich anstehenden Arbeitsaktivitäten umgangen werden (z.B. indem sich der Sozialpädagoge um die prognosehaltigen Entwicklungsberichte für Jugendliche ganz „herumdrückt“ oder sie nur noch leerformelhaft-risikolos formuliert), entstehen systematische Fehlertendenzen, welche die Arbeitsabläufe letztlich unkontrollierbar chaotisieren, die Vertrauens- und Moralgrundlagen der Interaktion zerstören und die Identitäten der beteiligten Akteure untergraben. Dieses „Untergrabungschaos“, das durch Verabsolutierung einer der Paradoxienseiten bzw. durch Umgehungsstrategien hervorgerufen wird, ist im Gegensatz zum „normalen Irritationschaos“, das sich bei einer offenen Bearbeitung der Paradoxienproblematik einstellt, für die entsprechenden Akteure nicht aushaltbar und innerhalb des jeweils bestehenden Arbeitsarrangements nicht beherrschbar.

Zusammen mit den jeweiligen Wissenschaftsbereichen entwickelt die Profession (dem Laien oft zynisch erscheinende) Beurteilungs-, Kritik- und Kontrollverfahren der Unterscheidung zwischen zulässigen Fehlern, die dem „state of the art“ entsprechen, und unzulässigen Kunstfehlern oder gar Quacksalbereien, die bei umsichtiger Anwendung der beruflichen Arbeitsprozeduren hätten vermieden werden können. Je stürmischer die Entwicklung des Berufsfeldes der Profession im Zuge steigender sozialpolitischer Ansprüche und des soziotechnischen Wandels ist, desto problematischer wird die Abgrenzung zwischen zulässigen Fehlern des professionellen Handelns und unzulässigen Kunstfehlern. Die Abgrenzungsschwierigkeiten konzentrieren sich natürlich auf die in den modernen Komplexgesellschaften anwachsenden Kernprobleme und Paradoxien des professionellen Handelns, wie sie eingangs beispielhaft angedeutet wurden. Denn diese sind erstens nicht umgehbar; die professionelle Akteurin muß sich immer wieder neu an ihnen abarbeiten, ob sie das will oder nicht. Und zugleich wohnen ihnen zweitens systematische Fehlerpotentiale inne, und deshalb könnte es auf den ersten Blick so scheinen, als ob der Gesamtumfang der professionell zulässigen Fehler gegenwärtig immer stärker alle nur denkbaren Wirkungsbereiche von Paradoxien erfasse und ihre Anzahl und Bedeutsamkeit bei wachsender Paradoxienwirksamkeit in den modernen Komplexgesellschaften gegenüber der Anzahl der Quacksalberfehler immer gewichtiger werde. Richtiger ist freilich die Aussage, daß die systematischen Fehler bei der Arbeit in den Wirkungsbereichen der Paradoxien nicht wie die klassischen zulässigen Fehler des professionellen Handelns letztlich vor den einschlägigen professionellen Kritikern vom persönlichen moralischen Schuldvorwurf entlastet werden können:

Sie sind zwar systematisch durch die strukturellen Paradoxienfigurationen bedingt, sie treten aber dennoch erst dann ein, wenn die professionelle Akteurin nicht hinreichend Umsicht walten läßt. – Es läßt sich also schlußfolgern, daß angesichts der steigenden Wirksamkeit der Paradoxienfigurationen in modernen Komplexgesellschaften zwar die Potentiale für professionsintern hervorbrachte Fehler bei der Arbeit gegenüber den Potentialen professionsextern „quacksalberisch“ hervorgebrachten in Umfang und Bedeutsamkeit dramatisch zunehmen, daß die daraus hervorgehenden *tatsächlichen* Fehler aber dennoch nicht von der Art der zulässigen professionellen Fehler sind, da ja der Mangel an Umsicht und Urteilskraft beim professionellen Akteur gegenüber den immanenten Fehlertendenzen der Paradoxienfigurationen diesem durchaus persönlich vorwerfbar ist.

Der folgende Aufsatz unternimmt den Versuch, die Paradoxien des professionellen Handelns grundlagentheoretisch aus Unvereinbarkeiten an zentralen Schnittstellen des gesellschaftlichen Konstitutionsprozesses und aus den Strukturierungserfordernissen komplexen Handelns abzuleiten. (Es ist von Helsper (2000) zurecht darauf hingewiesen worden, daß eine solche grundlagentheoretische Herleitung bisher nicht systematisch unternommen worden sei.) Zunächst einmal werden im Aufsatz normale Handlungsprobleme, Kernprobleme und Paradoxien des professionellen Handelns anhand eines Transkriptionsbeispiels unterschieden (Abschnitt 1). Sodann werden Kernprobleme des professionellen Handelns – die zwar Vorausbedingungen von Paradoxien, aber mit diesen nicht identisch sind – systematisch grundlagentheoretisch aus der Gestaltung von Arbeitsbögen, konstitutiven sozialen Rahmen und den Inkommensurabilitäten der Steuerungslogiken des professionellen Handelns und der soziobiographischen Prozesse in der Klientensphäre abgeleitet. Diese Kernprobleme können als konstitutive elementare „Bausteine“ der Paradoxien des professionellen Handelns angesehen werden (Abschnitt 2). Paradoxien bestehen aus thematischen Bündelungen der Kernprobleme und Fehlertendenzen (Abschnitt 3); dies wird am Beispiel der Paradoxie des pädagogischen Grunddilemmas erläutert (Abschnitt 4). Damit erklärlich wird, wie diese thematischen Bündelungen als Spannungsfigurationen (Elias) systematisch erzeugt werden, wird eine theoretische Skizze des Strukturierungsprozesses (Giddens) professionellen Handelns entwickelt (Abschnitt 5). Zum Schluß (Abschnitt 6) wird das nichtdeskriptive Leistungsfundament des professionellen Handelns unterstrichen; denn die Paradoxien werden gerade diesbezüglich virulent. Das gilt gerade auch für den Voraussetzungsreichtum des professionellen Handelns in modernen Komplexgesellschaften.

## 2. Normale Handlungsprobleme und Paradoxien professionellen Handelns: Ein Beispiel aus der Sozialarbeit

In einem Praxisprojekt der Erprobung und Untersuchung der zugehenden Altenarbeit will die Sozialarbeiterin Frau König für ihre achtzigjährige Klientin Frau Enkel eine Erholungsreise organisieren – die erste in ihrem Leben<sup>2</sup>. Das Geld hierfür muß sie über Anträge an die Krankenkasse ihrer Klientin und an das Sozialamt der Kommune beschaffen. Die Sozialarbeiterin weiß zunächst nicht, was Frau Enkel an Unterstützung zusteht und wie der Antrag zu stellen ist. Sie macht sich deshalb bei den zuständigen Stellen sachkundig, bevor sie ihrer Klientin zum Zwecke der Antragstellung einen Besuch abstattet. In ihrem an den Besuch unmittelbar anschließenden Beratungsprotokoll schreibt die Sozialarbeiterin:

„Den Hausbesuch habe ich telefonisch mit Frau Enkel abgesprochen. Bevor ich zu ihr ging, fand ein Gespräch mit einer Sachbearbeiterin der Gärtner-Krankenkasse statt, um zu klären, welche Kosten auf Frau Enkel zukommen, wenn sie eine Kur mit medizinischen Maßnahmen antritt. Bei Herrn X., Altenreferent der Stadt Y., habe ich Informationen über Möglichkeiten einer Erholungsmaßnahme eingeholt: Frau Enkel kann aufgrund ihres hohen Alters und ihres geringen Einkommens eine solche Maßnahme voll in Anspruch nehmen. Die Erholungsmaßnahme geht über einen Zeitraum von drei Wochen, und frei nach Wahl kann Frau Enkel medizinische Anwendungen in Anspruch nehmen, die von der Krankenkasse getragen werden.

Nach meinem letzten Hausbesuch bei Frau Enkel standen die Fragen nach einem Erholungsurlaub, der Hilfe im Haushalt und der Beantragung einer Hausbrandbeihilfe an. Frau Enkel erwartet mich schon ...“

Die Schwierigkeit der mangelnden Information behebt die Sozialarbeiterin also so, daß sie zur Vorbereitung des nächsten Besuches bei der Klientin, welcher u.a. der Durchführung des Handlungsschemas (vgl. Kallmeyer/Schütze 1976) der Antragstellung für die Erholungsreise dienen soll, bei den zuständigen Instanzen die notwendigen Informationen beschafft. Daraufhin könnten eigentlich Sozialarbeiterin und Klientin dazu übergehen, das Handlungsschema der Antragstellung gemeinsam in die Tat umzusetzen.

Nicht immer ist freilich das Auftreten der normalen, behebbaren Schwierigkeiten so problemlos wie im vorliegenden Fall. Die Klientin könnte z.B. der Sozialarbeiterin zumindest indirekt, wenn nicht gar direkt, ihr Befremden darüber ausdrücken, daß diese die antragsrelevanten Informationen nicht schon selbst als mühelosen eigenen Wissensbestand zur Hand hat, und dies könnte die Sozialarbeiterin durchaus erheblich irritieren. Aber auch in einem solchen Falle ist die Schwierigkeit durch die gezielte Informationsbeschaffung und die Aufklärung der Klientin darüber, daß man auch als Sozialarbeiterin nicht alles im Berufsfeld wissen könne, man müsse nur wissen, wie man sich die fehlenden Informationen ziel- und termingerecht beschaffen könne, grundsätzlich behebbar.

Aber es gibt andere Schwierigkeiten im Berufsfeld der Sozialarbeiterin, die nicht grundsätzlich behebbar sind. In der Beratungsbeziehung zwischen der Sozialarbeiterin und Frau Enkel besteht z.B. die grundsätzliche Schwierigkeit,

daß die Sozialarbeiterin einerseits versucht, ihre Klientin auf dem Wege exemplarischen Vorführens zu einer möglichst selbständigen Bewältigung ihrer Alterssituation trotz auftretender körperlicher Schwächen zu ermutigen und in gewisser Weise auch diesbezüglich zu „belehren“, und daß die Klientin andererseits aufgrund ihrer zunehmenden körperlichen Immobilität dazu tendiert, sich die zentralen, für den Lernprozeß relevanten Arbeiten – wie das Stellen von Anträgen – von der Sozialarbeiterin abnehmen zu lassen, und daß sie dadurch immer unselbständiger wird. Zwar kann die Sozialarbeiterin nicht umhin, ihrer Klientin „vorzuführen“ – und sie dadurch zu ermutigen und zu belehren –, wie man bestimmte Arbeiten zur selbständigen Lebensgestaltung (wie das Antragsstellen) „anpackt“; zugleich tendiert die Klientin aber dazu, solche exemplarischen Lehr- und Lernsituationen zu permanenten Hilfsituationen umzufunktionieren – manchmal, indem sie gebieterisch, unter dem moralischen Prätext des Rufes nach „Hilfe in Not“, direkt die vollständige Abarbeitung des jeweiligen Gesamt-Handlungsschemas von der Sozialarbeiterin fordert, manchmal indem sie letztere indirekt auf lebenswürdig-geschickte Art in die vollständige und einseitige Durchführung des jeweiligen Handlungsschemas nur durch sie, die Sozialarbeiterin, hineinlockt.

Für die zweite, die indirekte „Strategie“ der Klientin ein kleines Beispiel. Die Vorbereitung des am Ende des im obigen Zitat aus dem Beratungsprotokoll mitangedeuteten Handlungsschemas der Organisation einer stundenweisen Hilfe im Haushalt Frau Enkels mittels des mobilen sozialen Hilfsdienstes des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) ist dank der Vorarbeiten der Sozialarbeiterin Frau König inzwischen weit vorangeschritten. In einem späteren Beratungsgespräch versucht nun die Sozialarbeiterin, mit Frau Enkel einen Arbeitsplan für die Tätigkeit des Zivildienstleistenden vom DRK im Haushalt von Frau Enkel aufzustellen und die finanziellen Voraussetzungen hierfür abzusichern. Nachdem das geschehen ist, geht es jetzt im folgenden um die Frage, wer die zuständige Sachbearbeiterin beim DRK Frau L. anrufen und mit ihr alle anstehenden technischen Fragen abklären sollte. Und natürlich stellt sich zugleich auch die Frage, wer die notwendige grundlegende Interaktionsarbeit für die Herstellung einer Vertrauensbasis leisten sollte, auf der allein eine längerfristige flexible Zusammenarbeit zwischen der Koordinatorin des Mobilen Sozialen Hilfsdienstes und der künftigen Abnehmerin solcher Dienste möglich ist – eine Zusammenarbeit, die ja auch bei unvorhergesehenen Problem- und Krisensituationen funktionieren muß. In der Transkription des Beratungsgesprächs kommt zum Ausdruck, daß die Klientin Frau Enkel die Sozialarbeiterin Frau König mit einer Mischung aus zur Schau gestellter Hilflosigkeit und verhaltenen Bitten schließlich dazu „rumkriegt“, daß diese an ihrer statt die Sachbearbeiterin beim DRK anruft. Dieses Aushandlungsergebnis ist umso bemerkenswerter, als die Sozialarbeiterin Frau König ihre Klientin Frau Enkel zuvor ausdrücklich gefragt hat, ob sie nicht selber anrufen wolle. Daß die Sozialarbeiterin die „Strategie“ ihrer Klientin durchaus durchschaut, zeigt sich an ihrer amüsiert-schalkhaft zurechtweisenden Reaktion auf das Bitten Frau Enkels. Nun der Transkriptionsausschnitt:<sup>3</sup>

- 49 wie das mit den Kosten is – ne. (+)...((lauter)) Frau Enkel können Sie sich  
50 R: Tja  
51 B: denn grundsätzlich vorstellèn also so einmal die Woche – /eheh/acht Mark auf-  
52 zubringen ((leiser werdend)) für so 'ne Unterstützung – also ich denke es geht  
53 R: (Nöö)  
54 B: ja auch um Ihre Gesundheit ne.(+)  
55 R: ja ja ((leidend)) Ach ich wollt schon als an  
56 de Fenster aber ich trau mich garnit (+)  
57 B: ((mitleidend)) Ja genau (+) & Nee das lassen Se mal/& also die  
58 Frau L. hat auch im Moment jemanden / ich hab sie gefragt/ ich hab ihr ge-  
59 sagt ich würd das mit ihr / (k) mit Ihnen heute noch besprechen – und ich würd  
60 R: mhm  
1 B: Sie anrufe – und wenn Sie das wöllen könn wir das heute vormittag noch rich-  
2 tich fest machen ... ne – und ich denke/ eh/ ((lauter; eindringlich)) Sie soll-  
3 R: mhm ja  
4 B: ten vielleicht mal oder wir sollten nochma' ruhig zusammen überlègen – wenn  
5 die / einmal die Woche kömmt was alles zu tun wàrè (+) ...vielleicht schon vorher  
6 R: ja  
7 B: mal überlegen bevor wir die Frau L. anrufen`.  
8 R: ... Ja vor allen Dingen de  
9 Fenster erstmal ... ((3 Sek)) ... und dann vielleicht ma de Türen ne  
↓
- 49 ...((lauter; schneller)) Meinen Sie denn daß Sie Arbeit hätten für so'n Zivil-  
50 dienstleitenden einmal in der Woche?(+)  
51 R: Jo  
52 B: & Ja – ne. ... Mal sind die Fénster  
53 R: ja  
54 B: drán – mal ist die Treppe drán .....mal muß vielleicht auch mal 'n bißchen me  
55 R: ja  
56 B: eingekauft werden – und dann muß die Wohnung vielleicht auch mal (-) durchge-  
57 wischt werden so gründlich überall oder mal Türen und Schränke oder so ... a  
58 R: ja mhm  
59 B: das könnten Sie auch so mit / mit gutem Gefühl sagen also einmal in der Woche  
60 R:  
1 B: wàrè das gút ... ne ... Dann müßtèn me halt mal klàren ob die da so 'ne zeitliche  
2 R: ja  
3 B: Begrenzung haben zwei Stunden – oder ob er solange dableiben kann aber die tei-  
4 R: ja  
5 B: len ja die Leute auch immer so'n bißchen ein ne ... .....das müßtèn me dann mal  
6 R: ja ja sicher  
7 B: fragen ... wié das geht ... ((6 Sek.)) ... ((ausrufend)) Ja soll ich denn da mal  
8 oder wi/ich mein Sie könn das ja auch selbst machen bei der Frau L. mal  
9 anrufen?(+)  
10 R: ... ((leise; kleinlaut)) Ach machen Sie's fertich.(+)  
11 B: ((laut; amüsiert)) Ich sach schon  
12 immer soll ich mal weil ich weiß daß Sie's gerne abgeben(+)  
13 R: ne/((schnalzt mit ((schmunzelt im Hintergrund))  
14 B: der Zunge)) ich macht's ja auch – ((leiser; verständnisvoll)) ich ver-  
15 steh das ja auch das /ich hab ja mit der Frau L. auch jetzt schon gesprochen  
16 R: ja

- 17 B: ... ne (+)(-) ((schnalzt mit der Zunge; schwungvoll)) Ja soll ich / soll ich  
 18 denn jetzt mal machén? – Woll'n ma das gleich klären von hier aus? (+) – Gut  
 19 R: ja mhm mh  
 20 B: nehm ich noch'n Schluck Kaffee  
 (Frau Enkel, Beratungsgespräch 1, S. 5, Z. 49 – S. 6, Z. 9 und S. 6, Z. 49 – S. 7, Z. 20)

Die Sozialarbeiterin Frau König verfolgt die Absicht, der Klientin Frau Enkel exemplarisch vorzumachen, wie man den Mobilen Sozialen Hilfsdienst für ihre Zwecke telefonisch engagieren kann, und zugleich hat sie die Hoffnung, Frau Enkel zu ermutigen, noch über weitere systematische Maßnahmen nachzudenken, die es ihr ermöglichen könnten, die autonome Lebensweise in ihrer angestammten Wohnung trotz zunehmender körperlicher Gebrechlichkeit aufrechtzuerhalten. Da die alte Klientin allerdings tatsächlich bereits einer – angesichts ihres Alters – verständlichen habituellen Erschöpfung und „Bequemlichkeit“ verfallen ist, funktioniert sie diese wie auch andere von der Sozialarbeiterin anvisierte Lehr- und Lernsituationen gerne in klassische Hilfesituationen um. Und es besteht dann durchaus die Gefahr, daß sich die Sozialarbeiterin damit nach und nach abfinden könnte: der Umstand, daß die Sozialarbeiterin zunächst dazu ansetzt, selbst mit der Sachbearbeiterin vom DRK zu telefonieren, und erst einige Augenblicke später im Wege der Selbstunterbrechung Frau Enkel fragt, ob sie nicht ihrerseits diese Aufgabe übernehmen wolle, ist vielleicht bereits ein erster empirischer Hinweis auf diese Gefahr.

Die Schwierigkeit, daß jede Lehr- und Lebenssituation von der jeweiligen Klientin zu einer bloßen Hilfesituation umfunktioniert werden kann und dann zur Immobilität dieser beitragen mag – dies insbesondere unter der Bedingung, daß sich die Klientin schwach und hilflos fühlt und dafür auch systematische körperliche, materielle und/oder soziale Ursachen vorliegen •, ist im professionellen Berufshandeln unaufhebbar. Die Schwierigkeit wiederholt sich bei jeder Handlungs- und Interaktionsituation desselben Typus; aus dem empirischen Material der dreijährigen Sozialarbeit mit Frau Enkel könnten zahlreiche weitere Beispiele hierfür angeführt werden. Die Sozialarbeiterin Frau König kann das „pädagogische Grunddilemma“ (vgl. Schütze 1992, S. 160-162) nicht auflösen; sie vermag es nur mehr oder weniger umsichtig zu bearbeiten. Die Bearbeitung besteht in einem sensiblen Hindurchsteuern in Gestalt des ermutigenden Vormachens zwischen der Skylla des die Klientin passivierenden Abnehmens und der Charybdis des die Fallbearbeitung chaotisierenden Immer-nur-Abwartens. Die Bearbeitung erfordert ein beständiges genaues Hinschauen, Sich-Einfühlen, Sich-Selbst-Zugleich-Engagieren-und-Zugleich-Zurücknehmen. Die ganze sensible Umsicht der Sozialarbeiterin ist gefordert, und zwar das immer wieder.

Solches ist aber auf Dauer sehr anstrengend, und deshalb könnte die Sozialarbeiterin dahin tendieren, der Klientin ein für alle Mal die zentralen Handlungs-, Interaktions- und Organisationsaufgaben abzunehmen. Im vorliegenden Beispiel könnte sich die Sozialarbeiterin bemüßigt fühlen, die Gestaltung des Handlungsschemas der Beschaffung einer Haushaltshilfe der Klientin vollständig zu entziehen. Damit werden ihr auch Aktivitäten wie die Informationssammlung über die finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten der Be-

reitstellung einer Haushaltshilfe, die Kontaktaufnahme mit der hilfevermittelnden Organisation, die Aushandlung des Hilfeftraktes mit der Vertreterin der Organisation und die tatsächliche Detailsteuerung der Hilfemaßnahmen abgenommen. Diese Aktivitäten kann die Klientin dann nicht lernen und in ihre Handlungsroutrinen übernehmen, und auf diese Weise ist sie dann nicht in der Lage, ihre Kompetenzen zur eigeninitiativen und möglichst selbständigen Bewältigung ihres Lebensalltags in der eigenen Wohnung zu steigern. Gerade unter erhöhtem Arbeitsdruck mag die Sozialarbeiterin zu der Anpassungshaltung neigen, der Klientin all die genannten Verrichtungen abzunehmen. Eine solche Anpassungshaltung ist fehlerhaft, denn sie bevormundet und entmutigt die Klientin. Der Verzicht auf die Hilfe zur Selbsthilfe ist ihr schlechtes Endergebnis; die entsprechenden Folgen sind für die Klientin und auch für die Sozialarbeiterin äußerst abträglich. Die Klientin wird in einen Zustand der passiven Bevormundung, Immobilität und Mutlosigkeit gedrängt, und die Sozialarbeiterin wird sich immer mehr von der Klientin innerlich distanzieren und sie zu stigmatisieren beginnen. Diese Sichtweise der „arrangierten Distanz“ wird sich sodann als habitualisierte Haltung der Sozialarbeiterin auf andere Klientinnen und Klienten übertragen. (Glücklicherweise verlief die Entwicklung der Beziehung der Sozialarbeiterin Frau König zur Klientin Frau Enkel in unserem Beispielmateriale ganz anders: Die Sozialarbeiterin konnte die schwierige Balancierunge durchhalten, und entsprechend war die Klientin in der Lage, noch in hohem Alter an Lebensselbständigkeit zu gewinnen. So vermochte sie z.B., die zweite Erholungsreise ihres Lebens bereits selber zu organisieren.)

### 3. Kernprobleme des professionellen Handelns und ihre Verursachungshintergründe

Es gibt eine ganze Serie von hartnäckig-unaufhebbaren Dauerproblemen im Vollzug des professionellen Handelns, die nicht durch gezielte korrigierende Aktivitäten grundsätzlich auflösbar sind.<sup>4</sup> Zunächst unmerklich oder unscheinbar tauchen sie im Kontext der lösbaren Schwierigkeiten des professionellen Handelns als selbstverständliche Ärgernisse mit auf: Sie sind in gewisser Weise die unvermeidlichen Kosten für die Lösung der oben genannten behebbaren Normal- bzw. Standardprobleme in den Handlungsfeldern der Professionen.

Die Begründung hierfür erscheint auf den ersten Blick ganz einfach zu sein. Die Problemverwicklungen der Klienten sowie – sekundär dann auch: – der Interaktionsbeziehung zwischen den Professionellen und ihren Klienten machen die Gestaltung überaus komplexer Handlungsmuster und Arbeitsaktivitäten erforderlich. Gerade indem die Professionellen sich auf die (Mit-) Bearbeitung der Fallprobleme bzw. Projektaufgaben der Klienten einlassen, geraten sie in außerordentlich schwieriges Terrain, das nicht auf einfachen, zweckrational leicht überschaubaren und stets problemlos kontrollierbaren Aktivitätswegen der gezielten Korrektur begehbar ist. Um die Fallprobleme bzw. Projektaufgaben der Klientin umsichtig (mit-) bearbeiten zu können, muß nun aber dennoch jenes schwierige Terrain in der Problemsphäre der Klienten tatsächlich begangen

werden. Die Mühen jenes notwendigen Weges durch das schwierige Problemterrain stellen also gewissermaßen die oben apostrophierten unvermeidlichen Kosten des professionellen Handelns dar.

Auf den zweiten Blick taucht dann aber doch noch zusätzlich die vertiefende Frage auf, woraus denn nun eigentlich – prozeßstrukturell gesehen – die Schwierigkeiten des Professionellen beim Gang durch das Problemterritorium der Klienten bestehen. Ganz allgemein, abstrakt geantwortet: Sie bestehen in tiefgreifenden Konstitutionsproblemen seiner professionellen Interaktions-, Handlungs- und Arbeitsvollzüge, und hieraus gehen die Paradoxien des professionellen Handelns hervor. Diese sind aus drei unterschiedlichen Problemkontexten gespeist: den widerstreitenden Impulsen im Zuge der internen Arbeitsnotwendigkeiten des professionellen Handelns; den grundlegenden Unvereinbarkeiten bei der Konstitution sozialer Rahmen, in welche das professionelle Handeln eingesponnen ist; sowie der Diskrepanzspannung zwischen der Entfaltungslogik der soziobiographischen Prozesse, in welche die Klienten verwickelt bzw. in denen sie engagiert sind, einerseits und der Entfaltungslogik des professionellen Handelns und der (übrigen) soziobiographischen Prozesse, von denen die Professionellen erfaßt sind, andererseits.

### 3.1 Die widerstreitenden Impulse im Zuge der internen Arbeitsnotwendigkeiten des professionellen Handelns

Wie schon angedeutet ist das institutionelle soziale Beziehungsarrangement zwischen professioneller Akteurin und Klientin äußerst voraussetzungsreich. Dieser Voraussetzungsreichtum soll im gegenwärtigen Zusammenhang nur grob durch die Nennung der wichtigsten Merkmale von Profession angedeutet werden: Jede Profession orientiert sich in Gestalt ihrer professionellen Akteure auf Teilbereiche von höhersymbolischen Sinnwelten, so bruchstückhaft sie auch sein mögen; sie trifft Vorkehrungen für die Aushandlung von Arbeitskontrakten zwischen Professionellen und Klienten, die zumindest der Idee und Unterstellung nach freiwillig sind und auf wechselseitigem Interesse fußen; sie hat einen prinzipiellen Wissensvorsprung gegenüber ihren Klienten; sie verfügt über mächtige Handlungs- und Interaktionsverfahren; sie ist in „innerbetriebliche“ und gesellschaftliche Organisationsstrukturen eingebettet; und sie steuert ihre Interaktion mit den Klienten durch eine besondere Interaktionsmodalität, die von den professionellen Akteuren als Verfahrenswalter enacted und aufrechterhalten wird (vgl. Schütze 1992, S. 135-141; Schütze 1996, S. 183-196). Professionelle Handlungsschemata sind also an nicht-alltäglichen Wissensbeständen orientiert; ihre Beziehungsqualität ist überformt durch eine höhersymbolische Interaktionsmodalität, die machtvoll eingreift; sie vollziehen sich unter harten Ernsthaftigkeitsbedingungen, denn sie sind auf die Veränderung existenzweltlicher Zustände von zumeist erheblicher biographischer Relevanz und die Problembearbeitung in der Lebenssphäre der Klienten ausgerichtet; sie geben Anlaß zu mehr oder weniger sichtbaren bzw. unsichtbaren Identitätsabwandlungen der Klienten (und indirekt auch zu denjenigen der Professionellen); und sie

vollziehen sich in einer Kette von formalen und inhaltlichen Arbeitsschritten, welche die Gesamtgestalt eines Arbeitsbogens aufweisen (Strauss u.a. 1985) und oftmals über die zeitliche Spanne der aktuellen Kommunikationssituation hinausgehen.

Das soziale Arrangement des professionellen Handelns muß nun im Prinzip in jedem Interaktionskontakt zwischen Professionellen und Klienten zumindest ansatzweise enacted werden. Hierbei stellen sich den beiden Akteursparteien nicht nur die klassischen interaktionslogischen Erfordernisse der Entfaltung von alltäglichen Handlungsschemata wie die Handlungsschema-Ankündigung, die Handlungsschema-Aushandlung, die Schemakern-Durchführung (mit ihren konkreten inhaltlichen Normalformerwartungs-Aktivitäten) und die Ergebnissicherung mit ihren wechselseitigen Interpretations- und Definitionsanteilen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1976). Darüberhinaus müssen auch die grundlegenden Konstitutionsarbeiten für die Durchführung der spezifisch professionellen Aufgaben des Handlungsschemas und des von ihm fokussierten bzw. des mit ihm verflochtenen Arbeitsbogens sichergestellt sein: Wie die höhersymbolische Informationsarbeit, die erwartungsmäßig vorausgreifende und rückläufig vom phantasierten Zielzustand zurückdenkende Planungsarbeit, die Ausbalancierung und Konkretisierung der Arbeitsteilung, die sequentielle (und z.T. auch überlappende) Anordnung der Arbeitsschritte im Gesamtarbeitsbogen, die vertrauensherstehende und -aufrechterhaltende Beziehungsarbeit, die einführende Veränderungsarbeit an den involvierten Biographien und Identitätszuständen sowie die umsichtige Evaluations- und Neukalibrierungsarbeit.<sup>5</sup>

Zwar können die gerade genannten Konstitutionsarbeiten, die für die Einrichtung und den Vollzug von professionellen Handlungsschemata unabdingbar sind, oft abgekürzt und routiniert sein; im Prinzip müssen sie aber, weil das professionelle Handeln eine existenzgestaltende bzw. -verändernde Gesamtarbeit für den Klienten enthält, faktisch hinreichend fokussiert und explizit geleistet werden. Diese Leistung wird besonders ausgeprägt *dann* erbracht, wenn Schwierigkeiten bei der Abwicklung des professionellen Handlungsschemas auftreten.

Und hierbei ergeben sich dann oftmals widerstrebende Impulse: die höhersymbolische Informationsbeschaffung entweder fokussiert oder weitschweifend (d.h. u.a. auch: entweder vorkategorisierend oder von der Einzigartigkeit des Einzelfalls interpretativ ausgehend) zu betreiben; in der Planungsarbeit die Ergebniszustände entweder vorzuphantasieren und so die Handlungsschritte im Zeitsprung zu imaginieren oder aber eine „hier und jetzt“ ansetzende konkrete Schritt-für-Schritt-Planung der Arbeitsaufgaben zu vollziehen; die Kontrollevaluationen entweder fortlaufend zu betreiben oder aber kontrollfreie Entfaltungsphasen für das Aufgreifen und Verfolgen neuartiger Gesichtspunkte „zwischendurch“ vorzusehen; die Arbeitsteilung entweder monologisch steuernd festzulegen oder interaktiv auszuhandeln bzw. sie detailliert zu bestimmen oder flexibel zu gestalten; die sequentielle Anordnung der einzelnen Arbeitsschritte weitgehend vorab zu terminieren und zu automatisieren oder aber sie entscheidungsoffen für künftige (noch unbekannte) Situationen der Projekt- oder Fallentfaltung zu lassen; die Beziehungsarbeit entweder authentisch anzugehen, dabei aber notgedrungen Distanzen und Ambivalenzen mitzuteilen, oder aber diese bewußt harmonisch zu ge-

stalten und zu diesem Zweck Mittel der theatralischen Inszenierung zu nutzen; sowie die biographischen Veränderungen des Klienten im Laufe der Fallentfaltung entweder zu normieren oder aber diese in den eigenen Zukunftsphantasien und in den Begleitgesprächen mit dem Klienten für künftige Situationen und Entwicklungen offen zu halten (und sie dann bei ihrem tatsächlichen Eintreffen, auch wenn sie in ihrem Charakter mehr oder weniger unerwartet sind, zu akzeptieren); usw. Der Widerstreit zwischen Impulspaaren – wie den gerade angedeuteten – beim Angehen der konstitutiven Arbeitsaufgaben professioneller Handlungsschemata ist nicht zu umgehen. Er kann als unbearbeiteter die betroffenen Professionellen und ihre Klienten hochgradig irritieren. In bestimmten systematischen Kombinationen werden die Impulspaare zu konturierten Paradoxien des professionellen Handelns im Sinne von umfassenden unaufhebbaren Problemkonstellationen. Die professionellen Akteure und natürlich auch ihre Klienten müssen sich mit ihnen befassen und eine eigene Haltung – teils situationsspezifisch, teils grundsätzlich – zu ihnen finden.

### 3.2 Die grundlegenden Unvereinbarkeiten bei der Konstitution sozialer Rahmen

Das professionelle Handeln arbeitet sich im konkreten Fallbezug an grundlegenden Unvereinbarkeiten bei der Konstitution und Gestaltung konstitutiver sozialer Rahmen ab (Schütze u.a. 1996, S. 334f.). Solche konstitutiven sozialen Rahmen sind unabdingbare Ordnungsstrukturen für die Hervorbringung sozialer Prozesse – so auch gerade solcher professionellen Handelns. Genannt seien hier folgende konstitutive soziale Rahmen: Interaktions- und Sozialbeziehungen zwischen den Akteuren mit ihrer jeweiligen Situations- und Beziehungsgeschichte; die über die Alltagswelt mit ihren alltäglichen Symbolisierungen erster Ordnung hinausgehenden höhersymbolischen Sinnwelten wie die der Professionen und die der Wissenschaft; Fall-, Handlungs- oder Projektgestalten als Erfahrungs-, Orientierungs-, Interpretations- und Bearbeitungsrahmen für die Betroffenen und die Akteure; individuelle und kollektive Identitätsfiguren als Subjekte, Leidtragende, Träger der Veränderung, Orientierungskonstanten für soziale Prozesse und Betroffene der jeweiligen Prozeßgeschichte sowie die Prinzipien des internen und externen Bezuges auf sie; Organisation samt Arbeitsbögen als rationale Durchstrukturierungen der Gewohnheitsmusterbildung des Handelns und die automatisierte arbeitsteilige Koordination und Sequenzierung standardisierter Aktivitätsbeiträge der beteiligten Akteure; sowie legitime Herrschaft als Orientierungs-, Regelsteuerungs-, Kritik- und Rechtfertigungsvoraussetzung für die Gestaltung der Beziehung zwischen dem Individuum und den hoheitsstaatlichen kollektiven Identitäten, in die es eingebunden ist. (Ähnlich könnte man auch soziale Welten, soziale Arenen und gesamtgesellschaftliche Diskurs- und Medienöffentlichkeiten nennen.) Soziale Rahmen schaffen orientierende Ordnungs- und Gestaltungsgesichtspunkte für soziale Prozesse; sie beziehen sich auf schwierige Schnittstellen des gesellschaftlichen Konstitutionsprozesses, der stets grundlegende Unvereinbarkeiten

vermitteln muß – wie z.B. die grundsätzliche Inkommensurabilität der Sinnchöpfungen der Interaktionspartner untereinander bezüglich der Interaktionssituation, des Interaktionsgegenstandes und der beteiligten Akteure oder die prinzipielle Spannung zwischen den Belangen des einzelnen und der jeweiligen kollektiven Identitäten, in die er eingebunden ist.

Konstitutive soziale Rahmen überbrücken die gerade angedeuteten grundlegenden und tiefgehenden Unvereinbarkeiten. Um nur drei dieser Unvereinbarkeiten hier kurz zu skizzieren: (1) So müssen sich die Professionellen und ihre Klienten im Zuge der Herstellung eines tragfähigen sozialen Beziehungsrahmens wechselseitig Sinnübereinstimmung hinsichtlich der Auffassung des zu bearbeitenden Problems, die Identität von Sichtweisen von unterschiedlichen Interaktionsstandpunkten aus, die hinreichende Kompatibilität von unterschiedlichen Interessenlagen und Relevanzsetzungen sowie eine verlässliche Vertrauensbasis unterstellen – insgesamt also das Vorhandensein von Voraussetzungen, die faktisch noch gar nicht hergestellt und in ihrer Existenz empirisch überprüft sind (vgl. James 1975, S. 150-152; Schütz 1971, S. 29, 364f.; Schütze 1980). Diese idealisierenden Interaktionsunterstellungen sind notwendig, um überhaupt interaktiv handeln, d.h. die hierfür notwendige Interaktionsreziprozität herstellen zu können. (2) Zudem muß sich der Professionelle im Rahmen der Orientierung an der höhersymbolischen Sinnwelt seiner Profession auf interpretierte Vorstellungsgehalte bezüglich des zu bearbeitenden Falles bzw. Projektes und seiner Probleme beziehen, die in seinem Bewußtsein nur durch symbolische Indikatoren hervorgerufen worden sind. Diese symbolischen Indikatoren tauchen zwar als vereinzelte und partikuläre empirische Hinweise im Fallmaterial auf; die ihnen entsprechenden Symbolisierungsgegenstände bezüglich der Art und des Zustandes des Falles oder Projektes und seiner Probleme als Analyse- und Interpretationsergebnisse, die mit Kategorien und Analyseverfahren der höhersymbolischen Sinnwelt erstellt worden sind, sind aber als solche in detaillierter Konkretion nicht empirisch aufzeigbar. Andererseits kann auf die höhersymbolische Ausdeutung angesichts der prinzipiellen Detailverdecktheit der je spezifischen Verursachungskonstellationen für die Fallproblematiken der Klienten, mit denen es Professionelle zu tun haben, auch nicht verzichtet werden. (3) Schließlich bildet sich bei der Bearbeitung komplexer Fallentfaltungen im Zuge der Bereitstellung des Gesamtarrangements der Arbeitsschritte ein fester Organisationsrahmen aus, der dann abstrakt schematisierte und Routine ermöglichende Handlungsalgorithmen zur automatischen Arbeitsabwicklung auf Vorrat bereithält. (Oder aber das professionelle Handeln vermag in anderen Arbeitskontexten auf bereits vorgeprägte organisatorische Handlungsalgorithmen zu rekurrieren, um effektive Handlungsrountinen aufzubauen.) Andererseits muß die für die institutionelle Handlungsentlastung notwendige Ausbildung von professionellen Gewohnheitsmustern (Dewey 1993, S. 70-74; Gehlen 1964, Kap. 5) flexibel genug bleiben, um jederzeit der komplexen Singularität von Fallentfaltungen Rechnung tragen zu können.

Das professionelle Handeln ist in seinem fallspezifischen Problembezug im Vergleich zum Alltagshandeln besonders intensiv auf derartige Anforderungsunvereinbarkeiten bei der Konstitution sozialer Rahmen ausgerichtet. Die Klienten erscheinen – verstrickt in ihre komplexen Fallprobleme – den Professio-

nellen fremdartig, und das irritiert die sonst, im Alltagshandeln, automatischen idealisierenden Unterstellungsleistungen hinsichtlich der Interaktionsreziprozität. Das professionelle Handeln muß für seine Expertise – anders als das Laienhandeln – aus den Ressourcen der einschlägigen höhersymbolischen Sinnwelten schöpfen und muß die empirischen Anzeichen für höhersymbolisch bedeutungsvolle Tatbestände in der Fallempirie des Klienten voraussetzungsreich symbolisch reinterpreten. Das professionelle Handeln bezieht sich schließlich auf komplexe Fallentfaltungen und setzt mächtige sequentielle (mehrschichtige und vielgliedrige) Bearbeitungsverfahren (auf der Grundlage höhersymbolischer Wissensbestände) ein. Letztere müssen in komplexen Arbeitsbögen geordnet, routiniert und entsprechend organisatorisch gerahmt sein. Zugleich ist andererseits angesichts der Komplexität der existenzrelevanten Fallproblematiken, mit denen es Professionelle zu tun haben, die singuläre situations-, biographie- und geschichtsspezifische Bedeutungsdichte der Fallentfaltungen besonders ausgeprägt. Gerade im professionellen Handeln treten also Organisationsalgorithmen und die komplexe interpretative Analyse singulärer Fallentfaltungen in ihrer Situiertheit, biographischen Hintergründigkeit und historischen Gewordenheit in Diskrepanz.

Auch aus den grundlegenden Anforderungsunvereinbarkeiten bei der Konstitution und Gestaltung sozialer Rahmen – wie der interaktiven Kontraktbeziehung zwischen Klient und Professionellem, wie der Pflege und Nutzung der Wissensbestände aus den höhersymbolischen Sinnwelten der Profession oder aber wie den organisatorischen Arbeitsrahmen der Fallbearbeitung – ergeben sich also systematische Irritationen, welche die beiden betroffenen Akteursparteien nicht zu umgehen in der Lage sind. Auch jene Unvereinbarkeiten sind also in bestimmten strukturellen Problemkombinationen Quellen für Paradoxien professionellen Handelns.

### 3.3 Die Diskrepanzspannung zwischen den Klientenprozessen und den Professionellenprozessen

Das professionelle Handeln bezieht sich schließlich auf komplexe biographische und soziale Prozesse in der Lebenssphäre der Klienten – Prozesse, die ihrer eigenen Entfaltungslogik folgen und mit der Logik des Professionellen-Handelns der Tendenz nach in Diskrepanz treten. Das professionelle Handeln hat ja die Funktion, situations- und biographierelevante und -spezifische Problemkonstellationen und Gestaltungsaufgaben zu bearbeiten, die sich im Zuge von Projektzusammenhängen, welche die Klienten betreiben, oder im Zuge von Fallentfaltungen, in welche die Klienten verwickelt sind, ergeben haben – Problemkonstellationen und Gestaltungsaufgaben, welche die Klienten nicht allein bewältigen können. (Die Bearbeitung kann in der Unterstützung der Entwicklungsprinzip-Entfaltung bzw. der Selbsthilfe-Bereitschaft und -Kompetenz der Klienten und/oder in stellvertretender Problembearbeitung bzw. Prozeßgestaltung durch die Professionellen bestehen.) Projekte sind komplexe, innovative Handlungsabläufe mit eigener Steuerungslinie von Veränderungen und Aktivitäten.

Sie müssen normative Ablaufvorgaben berücksichtigen; sie sollen kreative Impulse freisetzen und realisieren; und sie müssen unvorhergesehene Schwierigkeiten überwinden (Strauss 1985). Fallentfaltungen finden im Zuge der Dynamik von Bildungsprozessen oder von tiefgreifenden Erleidensprozessen (bzw. Verlaufskurven) statt, und auch hierbei muß einerseits normativen Erwartungen der Fallbearbeitung und andererseits dem Unerwarteten in der Kreativitätsentfaltung des Bildungsprozesses bzw. in der Problemfaltung des Erleidensprozesses Rechnung getragen werden. Auch bei den Fallentfaltungen ergibt sich also eine eigene Steuerunglinie von Veränderungen und Aktivitäten. Diese fremden Steuerungslinien von Veränderungen und Aktivitäten treten mit der Eigenlogik des professionellen Handelns der Tendenz nach in Kontrast. Die Steuerungslinien ergeben sich weitgehend aus der Struktur des Geflechts der jeweils wirksamen soziobiographischen Prozesse in der Lebenssphäre der Klienten. Die Professionellen müssen zu diesen eine jeweils systematische Haltung gewinnen.

Die Prozeßstrukturen der Projekt- bzw. Fallentfaltung in der Lebenssphäre der Klienten sind: (1) Handlungsschemata, (2) institutionelle Ablaufmuster, (3) Wandlungsprozesse und (4) Verlaufskurven (vgl. Schütze 1981, 1984a, 1991, 1994c, 1995). (1) In Handlungsschemata bearbeiten die Klienten Gestaltungsaufgaben und Probleme in ihrer Lebenssphäre: in ihnen manifestiert sich ihre zapackende Situations- bzw. auch Lebensbewältigung. Besonders ausgeprägte Handlungsschemata dienen entweder der vortestenden Planung bzw. der Verwirklichung neuer Projektideen oder aber der Bewältigung lebenszentraler Probleme der Klienten. Die Professionellen haben nun aber Schwierigkeiten, ihre eigenen Handlungsschemata mit denen der Klienten zu kalibrieren. Oftmals kommt es zu Konkurrenzen mit wechselseitigen Kränkungspotentialen (vgl. Strauss u.a. 1985; Strauss 1985, 1993). (2) Institutionelle Ablaufmuster stellen das normative Erwartungsprinzip an die Projekt- bzw. Fallentfaltung dar. Projekte der Klienten stehen oftmals im Erwartungsrahmen von großen Masterplänen der Projektentwicklung und langgespannten Arbeitsbögen der Projektbearbeitung als institutionellen Fahrplänen von Organisationen, die für die Klienten maßgeblich sind, sowie von entsprechenden Produktions- und Routine-mustern mit ihren Verfahrensvorgaben; bildungsspezifische bzw. erleidensspezifische Fallentfaltungen der Klienten sind in die institutionellen Ablaufserwartungen und -regelungen ihres Lebens, z.B. Karrieremuster, eingebunden. Die Professionellen müssen berücksichtigen, daß das Leben der Klienten durch zahlreiche institutionelle Ablaufmuster überformt ist; diese treten mit den institutionellen Ablaufmustern im Leben der Professionellen, insbesondere auch mit den Verfahrensregeln ihres professionellen Handelns, oftmals in Konkurrenz. So können lebenszyklische Abläufe wie der Gang einer Schulkarriere oder das Kinder-Bekommen und die Kindersozialisation hinsichtlich des Zeitpunktes und der Art ihrer Realisierung mit sehr unterschiedlichen normativen Erwartungen bei Klienten und Professionellen verbunden sein. Und die professionellen Verfahrensregeln erheischen für ihre Anwendung oftmals eine ganz andere Orientierungs- und Zeitstruktur als diejenige, an der sich eine bestimmte Klientengruppe orientiert. (Shaw 1960; Goffman 1973; Cicourel 1968). (3) Wandlungsprozesse beinhalten die schöpferischen inneren Veränderungen der Klienten

ten, die ihre Identität tiefgreifend umgestalten können und prinzipiell offene Überraschungsmomente beinhalten. Es geht hierbei stets um ein inneres Wachstum (Dewey 1993, Kap. 4), was den Klienten erlaubt, kreative Fähigkeiten zu entwickeln, die sie vorher nicht hatten, und Bewältigungsstrategien zu erlernen, die es ihnen ermöglichen, ihre Lebenssituation besser zu gestalten als zuvor (Dewey 1980, Kap. 3, 7, 11; Strauss 1993, Kap. 8). Die durch die Wandlungsprozesse ausgelösten Emergenzen in der Lebenssphäre der Klienten sind für die Professionellen oft nicht erwartbar und oft nicht durchschaubar, zumal sie zunächst mit Phasen des Nichtkönnens, der Selbstfremdheit der Klienten und des damit verbundenen Erleidens gekoppelt sind. (4) Verlaufskurven sind die soziobiographischen Auswirkungen von sozialstruktureller, lebensmilieuspezifischer, lebensorganisatorischer oder auch biotischer (insbesondere krankheits- und suchtspezifischer) Unordnung im Leben der Klienten, die diese in eigendynamische Erleidensprozesse verstrickt. Die Eigendynamik wird gesteuert von der sequentiell-konditionellen Logik übermächtig bedingender Ereigniskaskaden, welche von den Betroffenen als essentiell fremd erlebt werden und die die eigenständigen Handlungslinien der Betroffenen zusammenbrechen lassen und diesen zunächst nur erlauben, reaktiv-anpassend zu reagieren. Und hierbei werden sich die Klienten qua Verlust ihrer Akteurskompetenz und der Veränderungswirkung überwältigenden Erleidens selber fremd (vgl. Glaser/Strauss 1968; Strauss/Glaser 1970; Strauss u.a. 1985; Riemann 1987; Treichel 1996). Das professionelle Handeln gerät oftmals mit der schiereren Übermacht der Ereigniskaskaden und ihrer Steuerungslogik in Konflikt. Die Schwierigkeiten, die dann vom professionellen Handeln bewältigt werden müssen, sind nicht so durchschlagend, aber doch ähnlich gravierend wie die Schwierigkeiten, mit denen die zunächst noch ganz ohnmächtigen Handlungsschemata der Verlaufskurvenbetroffenen konfrontiert sind. Hierzu gehört auch, daß die bedrückende Atmosphäre des Verlaufskurvenenerlebens via Mitleiden auf die Professionellen übergehen und den Elan professioneller Handlungsschemata ersterben lassen kann. Zudem sind die Problemfaltungen im Zuge der Verlaufskurvendynamik oftmals rätselhaft, so daß die Verlaufskurvenpotentiale und -mechanismen zunächst nur schlecht analytisch eingegrenzt werden können und sich das professionelle Handeln nur mit großer Mühe darauf einzustellen vermag. Schließlich werden die Handlungsbeiträge der Professionellen obendrein noch sehr häufig in die Bewegungsmechanismen der Verlaufskurvenentfaltung inkorporiert und tragen trotz kritischer Bearbeitung der Problemlagen – oder gerade wegen dieser – zur Stabilität des Verlaufskurvenzusammenhangs qua Normalisierung der Lebenssituation der Klienten und qua Chronifizierung des (kontrollierten oder gar eingedämmten) Erleidens bei (Schütze 1996, Kap. 9).

Indem sich das professionelle Handeln auf die gerade skizzierten unterschiedlichen Prozeßstrukturen der Projektgestaltung und Fallentfaltung bezieht, sollte es – der Absicht der professionellen Akteurin gemäß – deren jeweiliger Steuerungslogik gerecht werden bzw. diese unter Kontrolle halten können. Hierbei ergeben sich die gerade zuvor angedeuteten systematischen Schwierigkeiten, da das professionelle Handeln selber ja auch seinen eigenen Steuerungsmustern und dessen Akteure ihrerseits soziobiographischen Prozeßstrukturen mit eigener Steuerungslogik unterworfen sind. Es besteht also eine un-

ausweichliche Tendenz zu Inkompatibilitäten zwischen der professionellen Handlungslogik und der Logik der Prozeßstrukturen, die bei der Projektgestaltung bzw. bei der Fallentfaltung in der Lebenssphäre der Klienten wirksam werden. Aus hartnäckig konkurrierenden Inkompatibilitäten ergeben sich dann Paradoxien des professionellen Handelns wie die des pädagogischen Grunddilemmas oder die der Übermacht des Verlaufskurvenpotentials (vgl. Schütze 1996, Abschnitt 4).

### 3.4 Die Kernprobleme des professionellen Handelns als Problemtypen zweiten Grades

Das Vorstehende ist eine systematische Überlegung, wie die unaufhebbaren und hartnäckigen Dauer- bzw. Kernprobleme des professionellen Handelns immer wieder im Vollzug eines Handelns unter Kontingenz- und Komplexitätsdruck entstehen – eines Kontingenz- und Komplexitätsdruckes, der aus den schwierigen Problemlagen der Klienten hervorgeht, die für diese selber nicht mehr aus eigener Kraft handhabbar sind. Gerade indem das professionelle Handeln umsichtig durchgeführt wird, hat es stets mit den Grundlagenproblemen (a) der sich widerstreitenden Impulse bei der Herstellung seiner Konstitutionsvoraussetzungen im Arbeitsbogen, (b) der Unvereinbarkeiten der Orientierungsanforderungen, die mit der Konstitution der grundlegenden sozialen Rahmungen des professionellen Handelns verbunden sind, sowie (c) der Inkompatibilität zwischen der Steuerungslogik des professionellen Handelns und derjenigen der soziobiographischen Prozeßstrukturen, in welche die Klienten (und natürlich auch die Professionellen) verwickelt sind, zu kämpfen. Die Notwendigkeiten der fortlaufenden Bearbeitung dieser Grundlagenprobleme sind die unvermeidlichen Kosten des umsichtigen professionellen Handelns.

Die unaufhebbaren Dauer- und Kernprobleme des professionellen Handelns sind – so läßt sich schließlich auch sagen – Problemtypen zweiten Grades. Sie entstehen unausweichlich im Zuge der Bearbeitung der Klientenprobleme durch das professionelle Handeln. Auf die Aufspannung der Arbeitsbögen, auf die Konstitution der über die alltägliche Beziehungsebene hinausgehenden sozialen Beziehungen zwischen Klienten und Professionellen in einer besonderen höhersymbolisch-institutionellen Interaktionsmodalität und die anderen damit verbundenen sozialen Rahmungen (wie denjenigen der professionellen höhersymbolischen Sinnwelt) sowie auf die Ausrichtung des professionellen Handelns auf soziobiographische Klientenprozesse und deren fremdartige Steuerungslogik (fremdartig gegenüber derjenigen des professionellen Handelns) richten sich dilemmatische Anforderungen, die nicht grundsätzlich gelöst, sondern nur projekt-, fall-, situations- und biographiespezifisch umsichtig im Sinne von Gratwanderungen bearbeitet werden können.

Diese dilemmatischen Anforderungen sind z.T. hinter dem Rationalitätsanstrich des professionellen Handelns bei der Aufspannung seiner Arbeitsbögen versteckt – wie etwa beim Dilemma, die Informationsbeschaffung für die Bearbeitung des Klientenproblems einerseits umsichtig – und damit notgedrungen

weitschweifig – und andererseits fokussiert – und damit notgedrungen eingeführt – zu gestalten. Die dilemmatischen Anforderungen betreffen z.T. auch Grundbedingungen unserer Existenz; so z.B. die verschiedenen Inkommensurabilitäten der existenzweltlichen kommunikativen Interaktion generell, die unter professionellen Handlungsbedingungen noch einmal verschärft sind: Die Austauschbarkeit der in der aktuellen Interaktionssituation gegebenen Akteursstandpunkte und der damit verbundenen Wahrnehmungsperspektiven, die Sinnübereinstimmung zwischen der Kundgabe des Senders und der Interpretation des Empfängers, die hinreichende Kongruenz der von den einzelnen Akteuren in die aktuelle Situation mitgebrachten biographischen Relevanzen und praktischen Interessen sowie die den Akteuren gemeinsame Vertrauens- und Kooperationsgrundlage (Schütz 1971, S. 29, 364f.) sind ja zu Beginn der Interaktion keineswegs auch nur andeutungsweise vorhanden, geschweige denn praktisch erprobt. Diese mehrschichtige Interaktionsplattform muß von den Interakteuren deshalb idealisierend („kontrafaktisch“) wechselseitig unterstellt werden. Das geschieht gerade weil – oder besser: obwohl – sie für diese zunächst einmal überhaupt noch nicht empirisch gegeben ist; und das gilt im („außeralltäglichen“) professionellen Handeln angesichts des komplexen Voraussetzungsreichtums der Interaktion zwischen Klienten und Professionellen umso weniger.

Gerade in der komplexen Interaktion zwischen dem Professionellen und dem Klienten machen sich die beiden Interaktionsparteien wechselseitig von der jeweiligen anderen persönlich abhängig, indem sie sich miteinander aufeinander einlassen, obwohl doch – und gerade weil doch – so viel für den Klienten (und oftmals auch für den Professionellen) auf dem Spiel steht. Sie machen sich wechselseitig gegenüber dem jeweils anderen verletzlich und verantwortlich. Insbesondere der Professionelle kann sich wegen seiner großen Einwirkungsmöglichkeiten (bezüglich der Projektgestaltung oder des Fallverlaufs) gegenüber den anderen Interakteuren, den Klienten, auch erheblich schuldig machen (vgl. Czyzewski 1989 und 1994 in Exegese und empirischer Explikation von Emanuel Levinas' Werk; Levinas 1989).

Die dilemmatischen Anforderungen betreffen schließlich gerade auch die höhersymbolischen, alltagstranszendierenden Modalitäten des professionellen Handelns – seine Ausgerichtetheit auf höhersymbolische Sinnwelten bzw. abgegrenzte Sinnbezirke, deren Kernbereiche aus wissenschaftlichen Bezugssystemen und Diskursarenen bestehen (Schütz 1971; vgl. Schütze 1992, 1996), die sich gegenüber der alltagsweltlichen Interaktionssphäre noch einmal in das grundlegende Verhältnis einer Fremdheit zweiter Ordnung setzen (dies im Vergleich zur Fremdheit erster Ordnung, wie sie in der Andersartigkeit des alltäglichen Interaktionsgegenübers zutage tritt).

Der Professionelle bemerkt die unaufhebbaren Kernprobleme – und das ist noch schlimmer: die mit ihnen verbundenen systematischen *Fehler bei der Arbeit* – zunächst gar nicht im Sinne von analytisch eingrenzbaaren Merkmalen seines Handelns: z.T. bleiben sie zunächst gänzlich ungewußt; z.T. kennt er sie zwar, weiß aber nicht über sie Bescheid (sie sind dann „known, but unnoticed“ – Garfinkel 1973). Zugleich sind sie freilich fortlaufend in seinen Handlungsabläufen als tiefsitzende Handlungserschwerisse wirksam. Gerade weil sie nicht analytisch erfaßt werden können und der Professionelle nicht weiß, wie er sich

auf sie einstellen soll, schaffen sie Irritation und Verdruß. Später, wenn der Professionelle meint, das jeweilige Problemzentrum lokalisiert zu haben, durchschaut er nicht, daß es sich um tieferliegende, paradoxe, unaufhebbare Schwierigkeiten handelt, die gewissermaßen „interaktions- und arbeitslogisch“ mit der Struktur des professionellen Handelns selbst gesetzt sind. Der Professionelle nimmt dann fälschlich an, er könne die Schwierigkeiten – diese mißverstandenen als gegenständliche Fokussierungsprobleme wie die Projekt- bzw. Fallprobleme der Klienten – ein für alle mal lösen. Und sobald er dann schließlich doch unweigerlich merkt, daß er das nicht kann, reagiert er mit systematisch fehlerhaften Umgehungs- und Verschleierungsstrategien, welche seine Verstrickung keineswegs reduzieren, sondern alles nur noch schlimmer machen. Der Professionelle läuft nunmehr Gefahr, in einen *Circulus vitiosus* mit Fallencharakter, d.h. in eine schier unentrinnbare „Berufsfalle“ (vgl. Hüllenhütter-Zimmermann 1983; Engelmeyer 1997; Schütze 1994a, Abschn. 4), hineingezogen zu werden.

#### 4. Kernprobleme des professionellen Handelns und die mit ihnen gesetzten Fehlerpotentiale; Fehler bei der Arbeit und ihre biographischen Voraussetzungen und Folgen

Freilich werden, wie schon gerade angedeutet, die skizzierten Kernprobleme des professionellen Handelns nicht immer mit aller denkbarer Umsicht bearbeitet. Ja, aufgrund der mit ihnen verbundenen hartnäckigen Irritationen können jene Kernprobleme des professionellen Handelns gerade zum Kristallisationspunkt von systematischen Fehlern bei der Arbeit werden. Dies läßt sich anhand des Eingangsbeispiels mit dem Hinweis auf die Möglichkeit plausibilisieren, daß die Sozialarbeiterin Frau König es auf die Dauer als zu anstrengend empfindet, immer wieder erneut in aktuellen Interaktionssituationen die zur Bequemlichkeit neigende Klientin Frau Enkel dazu anzuregen, über die Schwelle zur Selbständigkeit der Organisation ihres Lebensalltags zu treten. Stattdessen könnte sie – und das ist ein typischer Impuls im Vollzug des professionellen Handelns – es vorziehen, in gewohnter beruflicher Effizienz alle wichtigen Arbeitsschritte selber zu tun. Ließe sich die Sozialarbeiterin Frau König auf diesen Impuls ein, dann würde aber ihre Klientin Frau Enkel systematisch entmündigt und endgültig passiv gemacht. Das Nachgeben gegenüber dieser Tendenz ist sicherlich ein zentraler Systemfehler professionellen Handelns.

Die Kernprobleme des professionellen Handelns sind als unvermeidliche dilemmatische Anforderungen mit der Konstitution der Arbeitsbögen des professionellen Handelns, mit der Konstitution seiner soziokulturellen und organisatorischen Rahmungen und mit der Kalibrierung der inkompatiblen Steuerungslogiken der sozialen Prozesse in der Klientensphäre und derjenigen in der Sphäre des professionellen Handelns gesetzt. So ist der Professionelle z.B. – wie wir sahen – mit den widersprüchlichen Impulsen konfrontiert, die Informationsarbeit sowohl umfassend zu gestalten als auch gezielt-eingegrenzt zu fokussieren. Die professionelle Akteurin ist aufgefordert, eine Vertrauensgrundlage

mit der Klientin zu unterstellen, die zunächst empirisch überhaupt noch nicht gegeben ist. Und die professionelle Akteurin muß eine rationale Handlungslinie auch in den Phasen extremer Ungewißheit durchhalten, die durch die unerwarteten Prozeßdynamiken in der Sphäre der Klientin – durch innovative Wandlungsthematiken oder neue Verlaufskurvenverkettungen – hervorgerufen werden. Die Konfrontation mit den widersprüchlichen Impulsen, mit der Aufnötigung kontrafaktischer Unterstellungen und mit dem aus der Fremdsphäre der Klientin eindringenden Steuerungschaos ist hochgradig irritierend. Diese Irritationen sind für die professionelle Akteurin – und indirekt dann auch für die Klientin – außerordentlich belastend.

Die Belastungen werden dadurch verschärft, daß in den modernen Komplexgesellschaften an das professionelle Handeln und seine Arbeitsbögen besondere Rationalitäts-, Effektivitäts- und Sicherheitsanforderungen gestellt werden. Durch diese Anforderungskonstellationen und die willfähigen Reaktionen der Professionellen auf sie werden der Tendenz nach die Offenheits-, Ungewißheits- und Innovationsmomente des professionellen Handelns, die für dieses konstitutiv sind, zurückgedrängt. Genau das bringt das professionelle Handeln aber vom Regen in die Traufe, denn gerade auch die Nutzung kreativer Emergenzen und ihre Umsetzung in neuartige Bearbeitungsweisen, wo vorteilhaft oder gar geboten, wird ja vom professionellen Handeln gesellschaftlich erwartet (vgl. Knierim 1999; Schütze 2000). – Dies kann dann mitunter sogar umgekehrt zu tollkühnen Innovations-Gegenanstrengungen des Professionellen auf Kosten des Klienten führen.

Auf jeden Fall kann man sagen, daß die systematischen Irritationen das Potential zu *nicht*-umsichtigen, einseitigen, unbalancierten Haltungen gegenüber den Konstitutionsproblemen des professionellen Handelns und gegenüber den damit verflochtenen komplex-widersprüchlichen Tendenzen und Prozeßabläufen in der Klientensphäre setzen. Die unbeirrte Gratwanderung zwischen den diskrepanten Impulsen; die unbeirrte Leistung idealisierender Unterstellungen, die dennoch realistisch das empirische Interaktionstableau berücksichtigen; die unbeirrte Kalibrierung einander fremder Steuerungslogiken und der flexiblen Bearbeitung von Steuerungschaos sind dann systematisch gefährdet. Es besteht die Gefahr, daß Versuche der vereinfachenden Auflösung der Diskrepanz- und Ungewißheitsprobleme an die Stelle jener umsichtigen Haltung treten: Es werden dann Vorkehrungen dafür getroffen, komplexe Informationen der Projekt- bzw. Fallentfaltung auszuschließen; es werden soziale Arrangements und psychische Barrieren dafür geschaffen, den Klienten möglichst wenig Vertrauensvorschuß zu gewähren; und es werden organisatorische Prozessierungsarrangements vorgesehen, welche das Wirksamwerden von kreativen Emergenzen in der Klientensphäre unterdrücken und chaotische Verlaufskurvenemergenzen möglichst weitgehend und selbstverständlich zur Eigenangelegenheit der Klienten machen, mit denen der Professionelle so wenig wie möglich zu schaffen hat bzw. die er so weit wie eben möglich aus seiner Aufmerksamkeit und seinen Bearbeitungsvorkehrungen ausschließt.

Die Gefahr, den Tendenzen zur vereinfachenden Auflösung der Diskrepanz- und Ungewißheitsprobleme nachzugeben, wird wesentlich erhöht durch entsprechende biographische Verletzungsdispositionen in der personalen Identität

des Professionellen, die er durch entsprechende einschneidende biographische Erfahrungen erworben hat: daß er z.B. – erlebt als einschneidende desaströse Tiefpunktssituationen des Lebens – die Informationsfülle bei einer Aufgabenstellung in Schule oder Universität nicht zu meistern vermochte und deshalb bei einem Vortrag oder einer Hausarbeit dramatisch gescheitert ist; daß sein tiefes Vertrauen in die Kooperativität und Verlässlichkeit eines Menschen, den er jenseits jeden Zweifels als signifikanten anderen oder gar als eigennützi- gen biographischen Sachwalter für die Beratung und Förderung eigener Entwicklungsmöglichkeiten ansah, dramatisch enttäuscht wurde; und/oder daß er von der enormen Impulsivität und machtvollen Ideenfülle eines signifikanten anderen rettungslos überschwemmt wurde, ohne in diesem Prozeß eigene persönliche Gestaltungschancen zu erhalten, bzw. daß er vom unbewältigten Verlaufskurveleid eines signifikanten anderen und der damit verbundenen Problemfaltungsdynamik überwältigt, bis zur Handlungslähmung dominiert und gesteuert und gar durch falsche Eigenreaktionen obendrein noch in tiefe Schuld verstrickt wurde. Die im früheren Leben, insbesondere auch in Kindheit und Jugend, erworbenen, aber oftmals für lange Zeit versteckt schlummernden Verletzungsdispositionen werden nun im Berufsleben immer *dann* wirksam, wenn sich in aktuellen Handlungs- und Interaktionssituationen symbolisch konturierte ähnliche Szenen wie die der Auslösesituationen zeigen – Szenen, die auf eine oftmals verdeckte, manchmal aber auch offene Art an die früheren Verletzungssituationen erinnern.

Wenn nun aber der professionelle Akteur – oftmals noch zusätzlich getrieben durch die gerade geschilderten biographischen Verletzungsdispositionen – wirklich der Tendenz nachgibt, die Diskrepanz- und Ungewißheitsprobleme bei der Konstitution des professionellen Handelns, die eigentlich unaufhebbar und unumgebar sind und deshalb nur umsichtig bearbeitet und so in ihrer Intensivierungs- und Generalisierungsdynamik unter Kontrolle gehalten werden können, auf schlechte Weise einseitig aufzulösen, dann aktualisiert er so die strukturellen Bedingungspotentiale für einschneidende und hartnäckige Fehler bei der Arbeit. Diese können, insbesondere wenn sie als systematisch-gewohnheitsmäßige auftreten, so daß der betroffene professionelle Akteur bei ihrem Eintreten oftmals überhaupt nicht mehr aufmerkt, sich zu einem *Circulus vitiosus* der wechselseitigen Hervorrufung und Verstärkung von Fehlern bei der Arbeit verdichten, da sich die Wirkung eines solchen Systemfehlers in andere Wirkbereiche und Sozialsphären transformiert. Um das nur an einem Beispieltypus, nämlich am Beispiel des Fehlers der systematischen Ausblendung von Informationen aus der Erleidenssphäre des Klienten im Zuge des Weiterschreitens seiner Verlaufskurvendynamik, zu explizieren: Die systematische Ausblendung von neuen Informationen über die weiterschreitende Problemfaltung in der Klientensphäre kann im Falle einer Alkoholismus-Verlaufskurve so geleistet werden, daß die Interaktionen der Sozialarbeiterin auf wenige kurzfristige Beratungsanlässe reduziert sind und nicht in der Alltagssphäre des Klienten stattfinden. Die so sichergestellte Ausblendung von neuen Informationen über die weiterschreitende Entfaltungsdynamik der Alkoholismus-Verlaufskurve läßt etwa die Sozialarbeiterin darüber hinwegsehen, daß der Alkoholismus ihres Klienten diesen zu unmoralischen Aktivitäten in der Familien-Lebenssphäre

wie die heimliche Entwendung von Haushaltsgeld und die entsprechenden unwürdigen Rechtfertigungslügen nach deren Entdeckung gegenüber der Familie veranlaßt. Diese Entmoralisierungserfahrungen (vgl. Schütze 1989) untergraben die Vertrauensgrundlagen in der Beziehung zur Ehefrau und in den Beziehungen zu den Kindern. Die Sozialarbeiterin, die sich selber bezüglich der Befindlichkeit ihres Klienten ihrer wichtigsten Informationsquelle entzogen hat, macht nun natürlich in ihrem nachfolgenden Handeln systematische Fehler, wenn sie weiterhin auf die absolute Solidarität der Familienangehörigen dem Klienten gegenüber vertraut. So könnte es z.B. sein, daß sie letzterem die Verfügung über Gelder vom Sozialamt für die Unterstützung seiner Familie anvertraut oder von der Ehefrau erwartet, daß sie die Langzeittherapie ihres Mannes durch regelmäßige solidarische Besuche unterstützt.

Der *Circulus vitiosus* der wechselseitigen Hervorrufung und Verstärkung von Fehlern bei der Arbeit verhindert jedwede Erfolgserfahrungen und zwingt zu beschämenden Eingeständnissen von negativen Bearbeitungsergebnissen, der dabei gemachten eigenen Fehler und der entsprechenden Schuldverstrickungen. Es verdichtet sich ein umfassendes Inkompetenz- und Schuldgefühl, welches die Tätigkeit zur Problembearbeitung lähmt, die biographische Identität immer mehr untergräbt und progressiv alle Impulse entmutigt, die Ursachen der Misere beherzt und umsichtig zu bearbeiten. Dies ist die strukturelle biographische Situation einer Berufsfalle (Hüllenhütter-Zimmermann 1993; Engelmeyer 1997; Schütze 1994).

## 5. Paradoxien des professionellen Handelns als Bündelung seiner Kernprobleme; Massierung der Fehler bei der Arbeit in Paradoxienfigurationen

Nun muß an dieser Stelle noch eine Präzisierung angebracht werden. Die Massierung von Fehlern bei der Arbeit beruht nicht nur auf den von Anselm Strauss (Strauss u.a. 1985, S. 163-181) so bezeichneten „cumulative mess“ – Situationen, in denen sich die Wirkungen von Fehlern in je andere Lebensbereiche transformieren und sich wechselseitig hervorrufen und verstärken. Die Diskrepanz- und Ungewißheitsprobleme bei der Konstitution des professionellen Handelns verdichten sich darüber hinaus auch schon auf der Ebene der irritierend widersprüchlichen Anforderungen an das professionelle Handeln selber – und nicht erst und allein auf der Ebene der fehlerhaften Haltungen des Professionellen diesen Anforderungen gegenüber. Es läßt sich beobachten, wie sich die oben angedeuteten Kernschwierigkeiten bei der Konstitution des professionellen Handelns in besonders fokussierten Problemkonstellationen verbinden und verstärken, so daß es zu thematisch figurierten besonderen Zuspitzungen dieser Kernschwierigkeiten und der mit ihnen verbundenen Irritationen kommt.

Aber dies, die thematische Bündelung von Kernproblemen zu gestalthaften Syndromen, ist nunmehr das, was in ihrer Ursachenkonstellation weiter untersucht werden muß. Wir hatten gesehen, daß es zahlreiche Möglichkeiten für systematische dilemmatische Irritationen im Zuge des professionellen sozialen

Handelns gibt, und daß diese Irritationen verschiedene Arten von Fehlhaltungen hervorrufen können. Dadurch müßte eigentlich ein diffuses, unkonturiertes Gesamtbild für das empirische Auftreten der Kernschwierigkeiten und Fehler bei der Arbeit entstehen. Dennoch sind systematische *Bündelungen* der von den konstitutiven Kernproblemen des professionellen Handelns hervorgerufenen Irritationen empirisch festzustellen, die sich als thematisch-gestalthaft konturierte Binnenkonstellationen bzw. Figurationen verschiedener ineinandergreifender Kernschwierigkeiten zu Syndromen der einzelnen Paradoxien des professionellen Handelns ausprägen. – Daß es sich tatsächlich um Bündelungen handelt, soll an der bereits im Beispiel des Eingangsabschnitts skizzierten Paradoxienfiguration plausibilisiert werden: an der Paradoxienfiguration des pädagogischen Grunddilemmas (Schütze 1992, S. 160-162).

## 5.1 Die Paradoxienfiguration des pädagogischen Grunddilemmas

Das pädagogische Grunddilemma besteht darin, daß in allen spezifischen Lehr- und Lernsituationen des professionellen Handelns – d.h. in all denjenigen Situationen, in denen es um die Stärkung der Selbstfindungs-, Selbstbearbeitungs-, Selbsthilfe- und Selbstheilungskompetenzen der Klientin geht – die Klientin einerseits durch das exemplarische Vormachen der professionellen Akteurin darüber ins Bild gesetzt werden muß, wie eine bestimmte Problembearbeitung bzw. Aufgabenstellung angegangen zu werden vermag, daß aber andererseits zugleich dieses Vormachen Gefahr läuft, die eigenen Handlungs- und Bearbeitungskompetenzen der Klientin brachliegen zu lassen, zu unterfordern und bei mehrfachem Wiederholen dieses Vormachens sogar zu lähmen. Das exemplarische Vormachen der professionellen „Meisterin“ ist bei vielen komplexen Verrichtungen erforderlich, weil für die Klientin als „Lehrling“ die vielfältigen Detailschritte der problembearbeitenden Handlungsverrichtung erst im buchstäblichen Vormachvollzug erfahrbar und fokussierbar werden und weil auch so nur die Kombination dieser multiplen Detailschritte zu Gesamtgestalten der jeweiligen Handlungsverrichtungen letztlich erfaßbar werden. Hinzu kommt, daß die Klientin als „Novizin“ der anstehenden Handlungsaufgaben zunächst oftmals unfähig ist, sich überhaupt vorstellen zu können, die anstehenden Handlungsaufgaben später auch einmal selber bearbeiten zu können; diese Unfähigkeit zur eigenen Kompetenzunterstellung wird oft dadurch verstärkt, daß sich die Klientin in den Fängen einer fortschreitenden Verlaufskurvendynamik befindet, entsprechend von den konditionellen Zwängen der auf sie einstürzenden Ereigniskaskaden überwältigt wird und generell dadurch in ihrer Kompetenz zu intentionalem Handeln tiefgreifend gelähmt ist. Das ist dann verbunden mit der Mutlosigkeit, sich auf neuartige Lernerfahrungen und -mechanismen überhaupt innerlich einzulassen. Die imaginative Vorstellung des Vermögens, sich zu ändern und Verrichtungen zu lernen, die man bisher noch nicht beherrschte (und von deren Existenz man vielleicht noch nicht einmal wußte), muß also durch das exemplarische Vormachen der professionellen „Meisterin“ zunächst einmal – gewissermaßen provokativ anregend – ausgelöst werden.

Das exemplarische Vormachen der professionellen „Meisterin“ kann nun nicht umhin, folgende konstitutive Handlungs-, Interaktions-, Sinnwelt- und Arbeitsprobleme zu bearbeiten:

(1) Das Vormachen der professionellen Akteurin muß modellhafte stilistische Gestalten des authentischen und erfolgreichen Handelns entwickeln und aufzeigen, und es muß entsprechende attraktive Akteursvorbilder zur Erscheinung bringen und zur Identifikation anbieten. Dem steht freilich gegenüber, daß der Modellcharakter oftmals durch die von der eigentlichen Modellhandlungslinie ablenkenden Aktivitätsnotwendigkeiten in der konkreten singulären Handlungssituation beeinträchtigt ist, soweit diese vom typischen Problemcharakter partiell abweicht – und mit Notwendigkeit tut sie das bis zu einem gewissen Grade, weil sie einmalige situative Umstände und Vollzugsnotwendigkeiten des Handelns berücksichtigen muß –, und darüber hinaus ist der Modellcharakter auch noch durch die individuellen Besonderheiten der ganz persönlichen Note der professionellen Akteurin (und auch derjenigen der Klientin) gefährdet. Es muß also in den aktuellen Kommunikationssituationen immer wieder die widersprüchliche Leistung erbracht werden, bestimmte für den konkreten Vollzug des Vormachhandelns als Voraussetzung, Nebenberücksichtigung oder persönliche Stilnote situativ durchaus notwendige Aktivitäten – wenngleich sie als Hilfs-, Neben- und persönliche Stilisierungsaktivitäten untypisch und in diesem Sinne uncharakteristisch für das Modellhandeln sind – als unwesentlich für die Herstellung der Gesamtgestalt und die Ausprägung der Gesamtstilistik des Modellhandelns darzustellen. Auch muß entsprechend widersprüchlich-gebrochen aufgezeigt werden, daß die linienabweichenden Nebenaktivitäten für die Bearbeitung singulärer Problem-„Anomalien“ nicht die Grundhaltung und Grundkompetenz der professionellen Akteurin in Frage stellen. – Das Vormachen der modellhaften Handlungsgestalten bezieht zusätzlich ein, daß für die vorbildliche sichere (anfängliche) Analyse (aber auch spätere Reanalyse) der Problemkonstellationen klare allgemeine Kategorien verwendet werden und daß diese auch auf eine möglichst transparente Weise auf die singuläre Problemkonstellation appliziert werden. Die singuläre Problemkonstellation ist freilich in ihrer historischen Einzigartigkeit mehraspektuell und diffus, und deshalb sperrt sie sich in ihrer Einzelfall-Aspektvielfalt anfangs der Subsumtion unter eindeutige, wohlkonturierte generelle Kategorien. Deren Applikation setzt das zunächst noch prekäre, vage Ausmachen eines zugrundeliegenden Musters (Mannheim 1964, S. 116-129; Garfinkel 1973, S. 199, 235-241; Bohnsack 1983, Kap. 1) der Problemkonstellation und Fallentfaltung voraus, das sich bei erster Betrachtung für die professionelle Akteurin nur in sehr unklaren Konturen abzeichnet. Entsprechend muß in der Anfangsphase der Kategorisierung die der sicheren empirischen Erkenntnis vorangehende hypothetische „Glaubensannahme“ (vgl. James 1975) gemacht werden – und das ist wiederum eine in sich widersprüchliche Unterstellungsleistung mit Konstitutionscharakter –, daß sich die zunächst nur ganz vage angenommene Musterbildung in ihren verschiedenen Aspekten mit Hilfe der weiteren Ausdeutung der „allgemeinen Kategorie“ und ihrer sukzessiven empirischen Unterfütterung im Zuge des Theorie-Empirie-Transfers während der weiterlaufenden, sich allmählich vervollständigenden Analyse schon noch tatsächlich auf gesichertem empirischem

Boden facettenreich-differenziert abzeichnen werde. – Es ist klar, daß es sich bei den gerade skizzierten Aktivitäten um konstitutive Verrichtungen handelt, die im Rahmen des Aufgabenkomplexes der Analyse, Definition, Sicht und Bearbeitung der Klientenprobleme im Orientierungsrahmen der höhersymbolischen Sinnwelt der Profession unabdingbar sind.

(2) Das exemplarische Vormachen der professionellen Akteurin beinhaltet ebenfalls, daß sie überzeugende Symbole der solidarischen Unterstützung der Klientin bei der Meisterung der für jene zentralen Aufgaben des Lernens und der damit verbundenen inneren Selbstveränderung aufzeigt. Insbesondere muß die professionelle Akteurin deutlich zum Ausdruck bringen, daß sie an die einschneidend-verändernde Lern- und Wandlungsmöglichkeit (vgl. Schütze 1992, 1996c, 2000) der Klientin glaubt: Daß letztere zum rechten und gegebenen Zeitpunkt schon die Fähigkeit besitzen werde, sich die erforderlichen Kompetenzen auch wirklich anzueignen – dies trotz des Umstandes, daß sie sich ein solches inneres Wachstum gegenwärtig noch gar nicht vorstellen könne. – Das interaktive Aufzeigen der Symbolik solidarischer Unterstützung der Klientin ist natürlich eine Konstitutionsaktivität der professionellen Akteurin, die für den Aufbau der Interaktions- und Beziehungsreziprozität zwischen ihr und der Klientin unabdingbar ist. Zunächst einmal muß die prekäre, in sich widersprüchliche Aufgabe bearbeitet werden, eine Vertrauenssicherheit bezüglich des künftigen Eintretens eines Kompetenzzustandes der Klientin herzustellen, der sich in der gegenwärtigen schwierigen Problem- und Lebenssituation dieser noch gar nicht empirisch abzeichnet. Sodann muß die ähnlich prekäre Aufgabe angegangen werden, das Vertrauen in die kooperative Motivation und Haltung der professionellen Akteurin gegenüber der Problemlage der Klientin aufzubauen, die ja bisher – zumindest im gegenwärtigen Handlungszusammenhang – noch nicht empirisch unter Beweis gestellt worden sind. (Statt dessen könnte die Klientin z.B. argwöhnen, die professionelle Akteurin wolle nur eine unangenehme Arbeitsaufgabe von sich selber abwälzen oder ein illegitimes eigenes psychisches Dominanz- und Brillanzbedürfnis gegenüber der Klientin ausleben.)

(3) Entsprechend dem Erfordernis einer Lehr- und Lernsituation, vorbildhafte Anfangsimpulse zu setzen, weist ein Arbeitsbogen der Problembearbeitung mit stark ausgeprägter Lehrkomponente, welche die Selbstaktivierungs- und Selbsthilfekräfte der Klientin freisetzen soll, zunächst eine Konzentration der Steuerungsaktivitäten der sequentiellen Hintereinanderschaltung der Arbeitsschritte und der Verteilung der Arbeitsaufgaben am Beginn der zeitlichen Spanne des Arbeitsbogens auf. Dies ist deshalb unumgänglich, weil der Vorbildcharakter eines solchen professionellen Handelns bei der Problemanalyse und bei der Handlungsdurchführung ja gerade auch die explizite Vorabplanung aller anstehenden Handlungsschritte – zumindest bezüglich der Grobeinschätzung der Problemkonstellation und des großen Phasenablaufs ihrer Bearbeitung – beinhaltet. Gerade die zeitliche Konzentration der Analyse-, Planungs- und Steuerungsaktivitäten in der Anfangsphase des Arbeitsbogens ist aber deshalb eine prekäre, in sich widersprüchliche Leistung, weil die angestrebte innere Lernveränderung der Klientin eine spätere erhebliche Abwandlung der Situationsdefinition und der Bearbeitungsweise der Fallproblematik impliziert. Gerade im

Hinblick auf das pädagogische Grunddilemma zeichnen sich also bei einem professionellen Handeln mit starker Lehr- und Lernkomponente widersprüchliche Impulse im Zuge der Konstitution des Arbeitsbogens und der Organisation des professionellen Handelns ab. Es muß diesbezüglich die paradoxe Aufgabe angegangen werden, die anfängliche Arbeitsbogensteuerung und -organisation im Angesicht einer Problem- und Fallentfaltung zu leisten, die gerade wegen der zu erwartenden Veränderung der inneren Zustände der Klientin (und natürlich auch der professionellen Akteurin) im Zuge ihres biographischen Lern- und Wandlungsprozesses hochgradig unübersichtlich und in den faktischen Ereignispotentialen hochgradig emergent ist.

(4) Vorstehend sind die prekären Konstitutionsaufgaben und die mit ihnen verbundenen Herstellungsschwierigkeiten aufgelistet worden, die mit der Vormachqualität des professionellen Handelns in allen Situationen mit ausgeprägter Lehr- und Lernkomponente verbunden sind. Zugleich muß das professionelle Handeln in solchen Lehr- und Lernsituationen die Qualität des ostentativen Vormachens, nachdem sie gerade erst erzeugt und stilistisch aufgezeigt worden ist, paradoxerweise auch schon wiederum umgekehrt einklammern, um die Eigenimpulse der Klientin zum Lernen, zur inneren Veränderung und zur Problembearbeitung nicht zu unterminieren. Dies bringt eine Ebene zusätzlicher Widersprüchlichkeit und Paradoxalität in das professionelle Handeln hinein. So muß die professionelle Akteurin darauf achten, daß sie den Appellcharakter ihres exemplarischen Vormachhandelns und die Ausstrahlung ihres Akteursvorbildes nur als vorläufig und nicht als essentiell an ihre individuelle Person mit deren individuellen Begabungen gebunden darstellt. Zu den selben vorbildlichen Aktivitäten sei auch die Klientin fähig, wenn diese sich erst einmal den anstehenden Lernschritten unterzogen habe. Dennoch liegt für die Klientin zugleich die Vermutung nahe, daß die Vollzugseffektivität und -eleganz der vorbildhaften Vormachaktivitäten der professionellen Akteurin durch die langjährig praktisch eingeübte professionelle Handlungskompetenz letzterer mitgeprägt sind. Die professionelle Akteurin muß also das paradoxe Kunststück vollbringen, jene Vollzugskompetenz und -eleganz immer mal wieder einzuschränken und nur gebrochen-distanziert zu präsentieren, ohne zugleich die Authentizität und Glaubwürdigkeit ihres Modellhandelns ins Zwielficht zu bringen. Parallel dazu muß die professionelle Akteurin durch sensibles Beobachtungs-, Kommunikations- und Rezeptionsverhalten trotz der gleichzeitigen Verstrickung in die Aufgaben ihres Modellhandelns die Kundgaben und Darstellungen der Klientin permanent auf die Anzeichen von Chancen und Ansätzen zu Lern- und Wandlungsprozessen durchmustern und, falls vorhanden, sofort kommunikativ und durch Veränderung der Arbeitsteilung verstärken – was als paradoxe, in sich widersprüchliche Leistung auch die Einschränkung und Refokussierung des eigenen Modellhandelns impliziert. – Das gerade Geschilderte sind wiederum konstitutive Verrichtungen im konstitutiven Sozial- und Orientierungsrahmen der Aufgabenstellungen der höhersymbolischen professionellen Sinnwelt (hier der Aufgabenstellung, die eigeninitiativen Lern- und Wandlungsprozesse der Klientin so weit wie eben möglich zu fördern) sowie im konstitutiven Sozial- und Orientierungsrahmen der Herstellung von egalitärer und kooperativer Interaktionsreziprozität.

(5) Die professionelle Akteurin muß schließlich dafür sorgen, daß sie sobald als möglich die Handlungsimpulse der Klientin den eigenen vorangehen läßt und ihnen überordnet, sobald diese erwarten lassen, der Problembearbeitung auf adäquate Weise dienlich zu sein. Das hat damit zu beginnen, daß sie – wie im Anfangsbeispiel des vorliegenden Artikels zu ersehen – kommunikativ prüft, ob die Klientin vielleicht nicht doch gewillt und in der Lage sei, den Vollzug der anstehenden Aktivität eigeninitiativ und aus eigener Kraft – oder doch zumindest im Rahmen eines eigenorganisierten Unterstützungssystems – sicherzustellen. Ebenso müssen, sobald die Voraussetzungen in der Entwicklung der Klientin dafür gegeben sind, die eigeninitiativen Arbeitsanteile der Klientin im Verlauf der Abarbeitung des Arbeitsbogens gestärkt werden: d.h. die Präferenz des Modellhandelns der professionellen Akteurin muß auch im weiteren Verlauf der Interaktions- und Arbeitsbeziehung so früh wie möglich und immer wieder in der Selbstreflexion dieser und in der aktuellen Kommunikation mit der Klientin in Frage gestellt werden. Auch das muß von der professionellen Akteurin durch die fortlaufende Darstellung ihrer distanziert-gebrochenen Haltung gegenüber dem eigenen Modellhandeln symbolisiert werden. – Die zuletzt geschilderten Aktivitäten sind wiederum konstitutive Verrichtungen im Rahmen der Aufspannung, sozialen Arrangierung und organisatorischen Ausgestaltung des Arbeitsbogens professionellen Handelns mit stark ausgeprägter Lehr- und Lernkomponente.

## 5.2 Die thematischen Fokussierungs- und Bündelungsgestalten der Paradoxien professionellen Handelns

Soweit zu den konstitutiven Aufgaben und Verrichtungen, die für das exemplarische Vormachen der professionellen Akteurin unabdingbar sind. – Es liegt nun auf der Hand, daß im Zuge der Expertokratisierung und Bürokratisierung des professionellen Handelns in gegenwärtigen Komplexgesellschaften professionelle Akteure angesichts der Dominanz ihrer Stellung und des damit verbundenen Potentials zur Erhöhung des eigenen Selbstbildes immer wieder von der Tendenz erfaßt werden, das Interaktionsfeld mit den Klienten langfristig und lückenlos zu kontrollieren, deren Eigenimpulse in der Interaktion nachhaltig zu entmutigen und damit die Kooperativität und Egalität fördernden Interaktionspotentiale zumindest partiell zu mißachten, die sequentielle Artikulation und Verteilung der Handlungsbeiträge bei der Bearbeitung des Arbeitsbogens einseitig festzulegen und ein für allemal zu dominieren, so daß die in Teams Handlungskompetenter prinzipiell egalitäre und kooperative Steuerungsordnung bei der Gestaltung des Arbeitsbogens dekalibriert ist, sowie – entsprechend – die Lern- und Wandlungschancen und -impulse der Klienten zu übersehen, zu mißachten, zu desavouieren und zu untergraben. Dies sind die Fehler bei der Arbeit, die im Zusammenhang der prekären Konstitutionsaufgaben des professionellen Handelns mit starker Lehr- und Lernkomponente aufzutreten tendieren. Sowohl die prekären Konstitutionsaufgaben und -verrichtungen bei der Aufspannung von Handlungsschemata und Arbeitsbögen als

auch die entsprechenden Fehlertendenzen haben – das sollte deutlich werden – bezüglich des spezifischen Aufgabenprofils des Lehrens und Lernens eine thematisch konsistente, wenn auch komplexe Figurationsgestalt, die sich in der prekären Aufgabenkonstellation der Handlungsparadoxie des pädagogischen Grunddilemmas auskristallisiert.

Die thematische Figurationsgestalt des pädagogischen Grunddilemmas läßt sich folgendermaßen fassen: Das exemplarische Lehren und Lernen am Modell soll der Ermutigung von Lern- und Wandlungsprozessen der Klientin dienen, die dieser dazu verhelfen, die Problembearbeitung selber in die Hand zu nehmen und eine produktive Fallentfaltung im Medium der Veränderung ihrer inneren Zustände zu befördern – eine Fallentfaltung, die ihr eigenes nachhaltiges dynamisches Momentum entwickelt. Die Präsentation des Modellhandelns seitens der professionellen Akteurin unterstellt der Klientin Kompetenzen, die letztere noch gar nicht besitzt, und fördert zugleich die Tendenz, das angestrebte und in ersten Ansätzen sich bereits abzeichnende Lern- und Wandlungsergebnis der Autonomisierung der Klientin angesichts der passivisierenden Wirkung der Stellvertreterarbeit der professionellen Akteurin und der einschüchternden Wirkung ihrer Eleganz- und Brillanzausstrahlung wieder zu untergraben.

Die prekäre Aufgabenkonstellation der Paradoxie des pädagogischen Grunddilemmas wie auch diejenigen anderer Paradoxien des professionellen Handelns weisen eine jeweilige inhaltliche Thematik auf, die sich auf eine von den empirischen Voraussetzungen her ungedeckte und/oder ihr Ergebnis bei deren ungebremstem Vollzug der Tendenz nach selber gefährdende oder gar untergrabende Leistung bezieht. Die je spezifisch-inhaltlich fokussierte prekäre Leistungsthematik faßt oftmals einen Zustand der Klientin ins Auge, der so empirisch noch gar nicht vorhanden ist, aber im Handlungs-, Interaktions- und Arbeitsverlauf kontrafaktisch stets schon vorausgesetzt werden muß, um ihn im folgenden überhaupt erst faktisch-konkret herzustellen. Die inhaltlich thematisierte Leistung umfaßt zudem oftmals ein geordnetes Bündel von verschiedenen konstitutiven Verrichtungen, die stets dazu tendieren, ihre eigenen Aktivitätsergebnisse wieder aufzuheben oder gar in ihr Gegenteil zu verkehren. Für die kontrafaktischen Unterstellungen ist das In-Anschlag-Bringen von idealisierenden Interaktionspostulaten erforderlich, die den Ist-Zustand des Handelns, der Interaktion, der Arbeitssituation und der Identitätsentfaltung – vertrauens-, kooperations-, ordnungs- und rationalitätsstiftend – transzendieren. Und für die Kontrolle der Selbstunterminierungstendenzen der konstitutiven Aktivitäten ist deren umsichtige situative Balancierung im Zuge von Distanzierungs-, Einklammerungs- und Kontrastaktivitäten zwingend. Die Paradoxienthematiken des professionellen Handelns richten sich – allgemein gesprochen – auf die nicht-deskriptiven Voraussetzungen<sup>6</sup> und die sich selber unterminierenden Leistungen in den Aufgabenkonstellationen der Konstitution sozialen Handelns und sozialer Interaktionsreziprozität; der Orientierung an höhersymbolischen professionellen Sinnwelten; der Auskristallisierung von Fallgestalten und der Wege ihrer Bearbeitung; der Aufspannung von Arbeitsbögen und ihrer Organisation; der Kalibrierung der Verpflichtungs-Balance zwischen Klientenbedürfnissen und Kollektivitätsbelangen; sowie der Entdeckung und Selbstvergewisserung

reflexiver Aktoridentitäten, die analytische Umsicht, ruhige Handlungsgelassenheit und stilistische und moralische Authentizität bezüglich der eigenen Gewohnheitsmuster des Handelns (vgl. Dewey 1993, Kap. 4) sicherstellen.

## 6. Die Strukturierungsphasen des professionellen Handelns und die ihnen entsprechenden paradoxalen Problemfigurationen; ein Überblick über die Paradoxien des professionellen Handelns im Sozialwesen

Paradoxien sind komplexe thematische Figurationen von Konstitutionsaktivitäten, die sich jeweils auf eine zentrale, gestalthaft erfassbare Problematik beziehen, deren Leistungen zur konstitutiven Bearbeitung dieser Problematik (in Form z.B. von kontrafaktischen idealisierenden Unterstellungen, von symbolischen Interpretationen auf reduzierter empirischer Basis, der Balancierung widersprüchlicher Impulse, der Selbstkontrolle bei der Eindämmung überschießender Auflösungstendenzen von dilemmatischen Spannungen usw.) aus sehr unterschiedlichen Quellen stammen. So leiten sich die Konstitutionsleistungen für die Bearbeitung der Paradoxie des pädagogischen Grunddilemmas her aus dem Aufgabenkomplex der Orientierung an Entwicklungskategorien aus der höhersymbolischen Sinnwelt der Profession (Punkte 1 und 4 des Abschnitts 5.1); aus dem Aufgabenkomplex der Ermutigung und Beförderung von emergenten wandlungsintensiven Fallentfaltungen einschließlich der Entdeckung und Selbstvergewisserung reflexiver Aktoridentitäten (Punkte 2 und 4 des Abschnitts 5.1), die zusätzlich mit dem Aufgabenkomplex der Kalibrierung der emergent-fremden Prozesse in der Klientensphäre mit denjenigen in der Professionellensphäre verflochten sind (Abschnitt 3.3); aus dem Aufgabenkomplex des Aufbaus von Interaktions- und Beziehungsreziprozität zur Ermutigung von Wandlungsimpulsen einschließlich der eigenen Handlungsinitiativen der Klientin (Punkte 2, 4, 5 des Abschnitts 5.1); sowie aus dem Aufgabenkomplex der Konstitution gleichzeitig vorausschauender, aber doch flexibel den emergenten Wandlungsprozessen der Klientin gerechtwerdender Arbeitsbögen (Punkte 3 und 5 des Abschnitts 5.1 und Abschnitte 3.1 und 3.3 zur Problematik der Artikulation der Aktivitätsschritte des Arbeitsbogens und zur Problematik divergenter Steuerungsimpulse aus der Klienten- und der Professionellensphäre).

### 6.1 Eine Liste der Paradoxien professionellen Handelns im Sozialwesen

Es ist also keine wirklich eindeutige bzw. dominante Zuordnung der thematischen Problemkonfigurationen der Paradoxien des professionellen Handelns zu jeweils einer der in Abschnitt 3 skizzierten Konstitutionsaufgaben oder gar zu einem der in Abschnitt 4 genannten prozeßstrukturellen Kontexte der „Fehler bei der Arbeit“ möglich. Das bedeutet nicht, daß die dort dargestellten Quellen für die Einspeisung von Problem Massen, wie sie für die Schwierigkeiten bei der Arbeit

und die entsprechenden Konstitutionsaufgaben drängend und unvermeidlich sind, für die jeweiligen Paradoxienfiguration irrelevant seien. Ganz im Gegenteil: es ist ja deutlich geworden, wie diese Konstitutionsschwierigkeiten und -aktivitäten für das facettenreiche Problem- und Aktivitätsgeflecht der Paradoxien und ihrer Bearbeitungsweisen gerade den Grundbestand an unaufhebbaren Kernproblemen und entsprechenden Bearbeitungsverfahren liefern. Aber wie sich die letzteren zu thematisch-gestalthaften Spannungsfigurationen (vgl. Elias 1997, S. 71-74) bündeln, das kann aus den systematischen Überlegungen der Abschnitte 3 und 4 nicht so ohne weiteres abgeleitet werden.

Hier hilft es nun, die geordnete Liste der Paradoxien anzuschauen, die von mir im Laufe der letzten Jahre auf der empirischen Grundlage unserer Untersuchung zur zugehenden Altenberatung (vgl. Schütze 1994b) sowie zahlreicher Diplomarbeiten, Dissertationen und Habilitationen für das professionelle Handeln im Bereich des Sozialwesens herausgearbeitet worden sind. (Ich füge in meiner Auflistung mit Nr. 14 und 15 auch bereits diejenigen beiden Paradoxien hinzu, die bisher noch nicht eingehend in anderen Aufsätzen dargestellt worden sind, die zur Gesamtfiguration der Paradoxien im Sozialwesen aber als wichtige empirische – und zugleich konstitutionslogische – Problemkomplexe mit Notwendigkeit dazugehören.) Sicherlich ist die folgende Liste in ihren konkreten Problemthematisierungen bereichsspezifisch für die Arbeitsaufgaben des Sozialwesens. Dennoch liegt ihr eine universalistische – letztlich konstitutions- und interaktionslogische – Basis-Systematik zugrunde, wie sie sich in ersten Umrissen einerseits in den dargestellten allgemeinen Kernproblematiken und in den skizzierten systematischen Fehlerkontexten aspektuell zugeschnitten ausdrückt und wie sie andererseits aber auch aus der Gesamtfiguration der bei genauem Hinsehen systematisch aufeinander bezogenen thematisch fokussierten Paradoxien in der bereichsspezifischen Liste für das Sozialwesenhandeln hervorgeht. D.h. in bereichsspezifischen, insbesondere institutionellen Abwandlungen werden sich ähnlich thematisierte Paradoxien auch in anderen Professionen und ihren Handlungsfeldern finden<sup>7</sup>.

Die Liste der Paradoxien des professionellen Handelns im Sozialwesen sieht vorläufig – weitere thematische Figuren und paradoxe Problemkomplexe könnten sicherlich in Detailspekten und Spezialbereichen noch empirisch entdeckt werden – folgendermaßen aus:

1. Allgemeine Typenkategorien und Situierung
2. Prognosen über soziale und biographische Prozesse der Fall- bzw. Projektentfaltung auf schwankender empirischer Basis
3. Geduldiges Zuwarten vs. sofortige Intervention
4. Das Mehrwissen des Professionellen und die Bedrohlichkeit dieses Mehrwissens für den Klienten einerseits und die Untergrabung der Vertrauensgrundlagen zwischen Klient und Professionellem durch das Verschweigen des Mehrwissens andererseits
5. Professionelle Ordnungs- und Sicherheitsgesichtspunkte und die Eingrenzung der Entscheidungsfreiheit des Klienten
6. Die biographische Ganzheitlichkeit der Projekt- bzw. Fallentfaltung und die Expertenspezialisierung

7. Das pädagogische Grunddilemma: exemplarisches Vormachen und die Gefahr, den Klienten unselbständig zu machen
8. Der Kampf gegen die Übermacht des Verlaufskurvenpotentials der Fallproblematik einerseits und die skeptischen Überlegungen zu den hohen gesellschaftlichen und persönlichen Kosten der Fallbearbeitung sowie zu deren geringen Erfolgsaussichten andererseits
9. Organisation als notwendiges und erleichterndes Instrument der professionellen Arbeit einerseits und als Kontrollinstanz, die einen Orientierungs- und Handlungsdruck in Richtung auf äußerliche Effektivitätskriterien erzeugt, andererseits
10. Orientierung an der Arbeitsteiligkeit und der Expertenspezialisierung der Problemanalyse und -bearbeitung oder Orientierung am Gesamtarbeitsbogen des professionellen Handelns
11. Das Dilemma des Sicherheitswertes der Routineverfahren im professionellen Handeln einerseits und der damit verbundenen Einschränkung der professionellen Handlungsaufmerksamkeit andererseits
12. Hoheitsstaatliche Gemeinschaftsaufgaben des Professionellen und die Gefahr der Hintansetzung der Entfaltungsmöglichkeiten des Klienten zugunsten der Wohlfahrt kollektiver Einheiten (bzw. der staatlichen Ordnung)
13. Das Adressatendilemma: Fokussierung der Professionellen auf einen einzelnen Klienten bzw. eine einzelne Klientenpartei oder Fokussierung auf das gestalthafte gemeinsame Interaktions- und Beziehungsgeflecht des Klienten
14. Die Deutungs- und Verfahrensmacht-Orientierung des Professionellen im Rahmen einer besonderen höhersymbolisch-institutionellen Interaktionsmodalität und die Gefahren der Machtentfaltung des professionellen Verfahrensverwalters – dies insbesondere mit der Tendenz zur gefährlichen Aushöhlung der Interaktions- und Beziehungsreziprozität
15. Die Notwendigkeiten der Unbefangenheit des professionellen Handelns und die Gefahr der Ausblendung der eigenen Gestaltungs- und Bedingungsanteile an der Fall- bzw. Projektproblematik, die der Professionelle durch seine Interventionen setzt<sup>8</sup>

Die Ordnung der Paradoxien in der gerade aufgelisteten Reihenfolge erschließt sich, wenn man in der im Sinne einer sequentiellen Entfaltungs- bzw. Strukturierungsordnung gedachten Auflistung die aufeinanderfolgenden Aufgabenstationen sieht, die das professionelle Handeln bei seiner Entfaltung als komplexe Prozeßstruktur, welche zunächst nur partiell realisiert ist und ansonsten zunächst nur ein virtuelles Realisierungspotential darstellt, in retrograder bzw. rekursiver Strukturierungsrückbezüglichkeit<sup>9</sup> durchlaufen muß. Die Paradoxien kristallisieren sich als thematische Aufgabenbündel bezüglich dilemmatischer, in sich spannungsreicher Problemfigurationen, mit denen das professionelle Handeln bei der Ausgestaltung seiner komplexen Arbeitsbogenstruktur einschließlich der Bezüge auf die für es konstitutiven sozialen Rahmen (wie den Orientierungskontext der höhersymbolischen Sinnwelt, die Prozeßstruktur der Fallentfaltung, die kooperative Vertrauensgrundlage der Interaktionsreziprozität, usw.) und einschließlich der Kalibrierungsleistung der divergenten Steue-

rungsimpulse aus der Klientensphäre einerseits und der Professionellensphäre andererseits nach und nach konfrontiert wird. – Dieser retrograde Strukturierungsprozeß (vgl. Giddens 1988) des professionellen Handelns soll nun im folgenden anhand der Abfolgeordnung der vorstehenden Paradoxienliste skizziert werden, und es soll deutlich werden, daß die jeweiligen Paradoxienfigurationen aus den jeweiligen schwierigen Aufgabenstellungen dieses retrograden Strukturierungsprozesses in seinen systematischen Entfaltungsstationen hervorgehen. Hierbei ist zu beachten, daß die Paradoxienfigurationen zunächst wirksam werden, ohne daß die unmittelbare Notwendigkeit bestünde, daß sie dem professionellen Akteur und/oder dem Klienten im Sinne umsichtiger Reflexion bewußt würden.

## 6.2 Der retrograde Strukturierungsprozeß professionellen Handelns

Zu Beginn des komplexen Strukturierungsbogens des professionellen Handelns muß vom Akteur – möglichst in enger Zusammenarbeit mit dem Klienten – eine Analyse bzw. Diagnose des Problembestandes des Klienten durchgeführt werden. Ebenfalls in der Anfangsphase müssen eine Prognose der vermutlichen Problemfaltung, kontrastiv unter der Einwirkung oder ohne die Einwirkung professioneller Intervention, erstellt werden, und es muß eine Entscheidung über die Art und den Realisierungsgrad der Bedingungskonstellation und damit auch über den Zeitpunkt gefällt werden, angesichts derer bzw. zu dem eine professionelle Intervention sinnvoll ist. Dies sind Aufgaben, wie sie im Kern für die intentionale Aufgabenausrichtung des sozialen Handelns, d.h. für die Handlungskonstitution, unabdingbar sind. Zugleich müssen aber auch erste Leistungen der Orientierung auf die Wissens- und Vorstellungsgehalte einer außeralltäglichen symbolischen Sinnwelt vollzogen werden, denn das professionelle Handeln steht ja vor der Anforderung, Wissensressourcen, die der Klient als Laie nicht berücksichtigen kann, zu nutzen, um der Problematik des Klienten Herr zu werden. Für die Analyse bzw. Diagnose werden also generelle Kategorien aus der höhersymbolischen Sinnwelt der Profession verwendet, und die Prognosen setzen systematische (theoretisch begründete allgemeine) Vorstellungen der Projekt- bzw. Fallentfaltung voraus. Schließlich müssen auch schon zu Anfang die Aufgaben der Etablierung einer kooperativen interaktiven Vertrauensbasis zwischen Klient und Professionellem und zugleich der Begrenzung und Kontrolle der Steuerungsimpulse, die aus der laienhaften Klientensphäre entspringen, geleistet werden.

Bei simplen, sogleich voll überschaubaren Problemkonstellationen bleibt es bei diesen recht einfachen Leistungen der intentionalen Ausrichtung des professionellen Handelns, seiner Sinnweltorientierung und seiner Beziehungskonstitution. Dem Laien-Klienten wird dabei nicht deutlich, wie voraussetzungsreich bereits diese Leistungen sind, und der professionelle Akteur denkt dann über die Komplexität solcher Voraussetzungen einfach noch gar nicht nach. D.h. beide Akteursparteien machen sich noch nicht klar, daß sich mit diesen Leistungen der Konstitution intentionalen professionellen Handelns schon unauflösbare Kernprobleme wie die folgenden verbinden: die höhersymbolischen Sinnweltka-

tegorien mit ihrem Anspruch genereller theoretischer Feststellungen auf singuläre Fälle in ihrer Aspektvielfalt zu applizieren oder Prognosen über den prozeßstrukturellen Verlauf des Falles bzw. Projektes auf schwankender empirischer Basis zu machen. Daß sich hiermit nicht eigentlich auflösbare Dilemmata verbinden, wird den Beteiligten – insbesondere den Klienten – noch nicht deutlich, bzw. sie werden von ihnen nur am Rande ihrer Aufmerksamkeit wahrgenommen.

Wenn die Klientenproblematik aber tatsächlich komplexer ist, als sie anfänglich erscheint, muß im folgenden die langfristige Fall- bzw. Projektgestalt aus der Klientensphäre in das Zentrum der Handlungsaufmerksamkeit des Professionellen rücken, und auch der Klient selber muß ein tieferes Verständnis für die Entfaltungsdynamiken der Prozeßstrukturen entwickeln, die seinen Fall bzw. sein Projekt prägen, erschweren, beschleunigen, retardieren, usw. Es geht jetzt darum, die Projekt- bzw. Fallentfaltung in der Lebensgeschichte des Klienten zu situieren, damit sowohl der Klient als auch der professionelle Akteur wissen, wie das zu bearbeitende Fall- bzw. Projektproblem mit dem Leben des Klienten verflochten ist, welche biographische Relevanz es dort hat, wie das übrige Leben in Wechselwirkung mit der Projekt- bzw. Fallproblematik steht und wie der Klient mit ihm und seinen biographischen Relevanzen im Alltagsleben und in seiner biographischen Arbeit umgeht. Dies betrifft nicht nur komplexe und langfristige Verlaufskurven des Erleidens, sondern auch lebensgeschichtliche Bildungsprozesse (vgl. Marotzki 1990), z. B. solche von Schülern, und kreative Produktentwicklungsprozesse in der Wirtschaft (vgl. Knierim 1999), denn auch diese haben eine das gesamte Leben der Betroffenen erfassende Veränderungswirkung (oft zunächst unantizipierbarer und leidvoller Art – vgl. Schütze 1994c). – Ist die Langfristigkeit und lebensgeschichtliche Komplexität der Fall- bzw. Projektentfaltung und der mit ihr verbundenen Klientenprobleme erst einmal erkannt, dann muß sich die Aufmerksamkeit auch auf die umsichtige Gestaltung des Arbeitsbogens der Problembearbeitung im Projekt- bzw. Fallkontext richten. Hierzu müssen komplexe Mittel der Organisation, der gewohnheitsmäßig-musterhaften Routineverfahren der Problembearbeitung sowie der Arbeitsaufteilung und -artikulation genutzt werden. Auf diese Weise wird das professionelle Handeln nunmehr zum Aufbau einer eigenen komplexen Prozeßstruktur des Arbeitsbogens angeregt, und hierbei müssen zahlreiche Arbeitsaufgaben und konstitutive Leistungen erfüllt werden.

Man kann nun sagen, daß das professionelle Handeln auf solchem Wege – d.h. im weitergehenden Strukturierungsprozeß – enorm an Umsicht gewinnt. Die Komplexitäten der Fall- bzw. Projektproblematiken und ihr dynamischer Entfaltungscharakter im Sinne von Prozeßgestalten werden beachtet, und oft ist es so, daß sich die betroffenen Klienten und die professionellen Akteure – gemeinsam oder getrennt – in die Erscheinungsweisen oder gar in die Prozeßmechanismen der Entfaltungsdynamik des Projektes bzw. Falles und deren biographische Hintergründe tiefgehend versenken. Entsprechend müssen nun die Arbeitsverrichtungen, die mit der Realisierung des professionellen Bearbeitungshandlungsschemas verbunden sind, systematisch erfaßt und arrangiert werden. Hierbei kann es auch zur Fokussierung auf einzelne Konstitutionsaufgaben des Arbeitsbogens wie auf die vorausschauende und gleichzeitig flexible

Hintereinanderschaltung der Arbeitsschritte oder auf die Verteilung der Arbeitsaufgaben unter den unterschiedlichen professionellen Akteuren mit unterschiedlicher Expertise kommen. Insbesondere stellt sich nun auch die Frage, wer für die Gesamtarrangierung des Arbeitsbogens als oberster professioneller Agent – als Arbeitsbogen-Koordinator – verantwortlich ist, der alle Detailinformationen über die einzelnen Aufgabenaspekte, Maßnahmen und neu auftauchenden Problemaspekte zusammenführt und die gleichzeitigen und sequenziellen Arbeitsschritte der beteiligten Professions- und Laienakteure koordiniert (vgl. Strauss u.a. 1985, Kap. 2). Aber die letzteren Aufgaben werden in diesem Strukturierungsstadium immer noch nicht mit Notwendigkeit umsichtig auf ihre strukturellen Hintergründe hin und die eigene Beteiligung der Akteure daran reflektiert: Sie werden in ihm gewöhnlich nur mehr oder weniger genau in den Blick genommen und bearbeitet. Es wird vom Akteur in der Regel noch nicht systematisch darüber reflektiert, daß die hartnäckigen Dauerschwierigkeiten in dieser Strukturierungsphase wiederum die mehr oder weniger unbeußte Abarbeitung an paradoxen Kernproblemen beinhalten, die nicht ein für alle mal hier und jetzt gelöst, sondern immer wieder nur mehr oder weniger umsichtig bearbeitet werden können. So haben Professionelle zunächst ein gutes Gewissen, wenn sie bei komplexen Problemlagen unterschiedliche Bearbeitungsbereiche expertokratisch unter sich aufteilen, ohne zunächst an die Ganzheitlichkeit der Fall- bzw. Projektentfaltung und der mit ihr verwobenen Problematik zu denken. Und sie berücksichtigen nicht auf eine vertiefte, reflektierte Weise, daß gerade aus der biographischen Kontextualisierung der Fall- bzw. Projektproblematik emergente Steuerungsimpulse der sich entfaltenden Prozeßstruktur hervorgehen, die den Steuerungsimpulsen des professionellen Arbeitsbogens selbst und seiner handlungsschematischen Logik zunächst fremd sind. Ähnlich steht es mit der Problematik der Fokussierung auf Routinemusterbildungen des professionellen Handelns. Die Routinemusterbildung ist zwar für die Bewältigung komplexer Handlungsabläufe notwendig, sie reduziert jedoch die Sensibilität in der Handlungsaufmerksamkeit des professionellen Akteurs, die gerade bei sehr komplexen Problemkonstellationen der Fall- bzw. Projektentfaltung notwendig ist. – Aber immerhin kann man andererseits doch sagen, daß die strukturellen Gestaltungsprobleme des professionellen Handelns im Arbeitsbogen und seiner Bezüge auf die komplexe Projekt- bzw. Fallentfaltung – und damit auch auf wesentliche Organisationsbedingungen des professionellen Handelns – erstmalig umsichtig erfaßt werden, sobald die prozeßstrukturelle Komplexität der Fall- bzw. Projektproblematik und ihrer dynamischen Entfaltung Beachtung findet.

Je aufwendiger und vielschichtiger die Arbeitsbogenstruktur des professionellen Handelns wird, desto gewichtiger wird dann aber auch die Frage, ob es sich „nur“ auf die Problematik eines einzelnen individuellen Klienten oder auf die einer Klientenkollektivität (einer Familie, einer sozialen Bewegung, einer Jugendgruppe, einer Schulklasse usw.) richten soll und wie die legitimen Interessen der individuellen Klienten, der verschiedenen Klientenparteien und der Kollektivität selber miteinander auszubalancieren sind. Ähnlich muß dann auch geklärt werden, welche Beauftragungen, Wertorientierungen, Kriterien der Ressourcenzumessung, hoheitsstaatlichen Prozessierungsverfahren und Au-

thentizitätsmodelle (d.h. Anforderungsvorstellungen echten, qualitätvollen, nicht-quacksalberischen professionellen Handelns) der letztlich mandatierenden und lizenzierenden Gesamtgesellschaft und ihrer staatlichen Repräsentation zu beachten sind und wie das mit der vornehmlichen Sorge um die Bearbeitung der individuellen Klientenproblematik zu vereinbaren ist. Das professionelle Handeln wird sich diesbezüglich sowohl des Umstandes bewußt, daß viele der von ihm zu bearbeitenden Probleme mit den Fragen der Wohlfahrt von kollektiven Einheiten verbunden sind, als auch des Umstandes, daß es einerseits vor dem Forum der gesellschaftlichen Öffentlichkeit (und damit auch in den Diskursarenen der professionellen Sozialwelten – vgl. Strauss 1978, 1982) gerechtfertigt werden muß (gerade auch hinsichtlich der Kriterien der Zumessung von Ressourcen und der dabei aufgewandten Sorgfalt sowie der Authentizität der erwarteten und geleisteten Aktivitäten) und andererseits mit exmanenten Prozessierungsverfahren hoheitsstaatlicher Art eng verknüpft wird, die das professionelle Handeln aber nicht dominieren dürfen.

Auch hinsichtlich dieser beiden Aufgabenkomplexe ist dem professionellen Akteur zunächst nicht mit Notwendigkeit bewußt, daß er sich in der Figurati-onsspannung von unauflösbaren Dilemmata der Handlungsorientierung bewegt. Durch die Beachtung der Belange einer Klientenkollektivität mag die Problem-gestalt des individuellen Klienten der Tendenz nach aus dem Blick geraten bzw. nicht hinreichend Beachtung finden. Auch kann es beim Professionellen zu Loyalitätskonflikten hinsichtlich der Belange unterschiedlicher Klientenpartei-en kommen. Und der Orientierung an der gesamtgesellschaftlichen Kollektivität und an hoheitsstaatlichen Prozeduren wohnt stets die Gefahr inne, die Ent-faltungsmöglichkeiten des Klienten hinsichtlich der Bearbeitung seiner Ver-laufskurvenprobleme, seiner Bildungs- und Wandlungspotentiale und seiner in-novativen Handlungsmöglichkeiten im Zuge der Projektbearbeitung zu mißach-ten oder gar zu unterdrücken. – Zunächst einmal werden solche dilemmatischen Problemfigurationen dem professionellen Akteur aber nicht voll bewußt. Die Frage, wer eigentlich der Hauptbezugspunkt des professionellen Handelns ist – ob ein bestimmtes Klientenindividuum; eine der verschiedenen Klientenpartei-en innerhalb der kollektiven Einheit, in der das zu bearbeitende Problem aufge-taucht ist; oder die betroffene kollektive Einheit insgesamt, scheint problemlos geklärt, und erstzunehmende Interessendivergenzen zwischen ihnen scheinen nicht zu bestehen, so daß der Professionelle auch keine Verantwortlichkeitskol-lisionen zu verspüren und zu bewältigen vermeint. Darüber hinaus scheinen in der zunächst noch naiven Perspektive des professionellen Akteurs die hoheits-staatlichen Prozessierungsverfahren wie etwa die Benotungsprozesse in der Schule den produktiven Entfaltungsprozessen der Klienten (bzw. hier: der Schüler) nicht etwa abträglich zu sein, sondern gerade umgekehrt diese noch zusätzlich zu unterstützen. Daß es zugleich um Selektion und Allokation (vgl. Prokopp 2000) verschiedener Klienten-Teilgruppen (bzw. hier: Schüler-Teil-gruppen) geht, wird zwar oftmals vom Professionellen gesehen, scheint ihm aber – mehr oder weniger euphemistisch – zum besten der jeweiligen betroffenen Klienten (bzw. Schüler) zu sein, da die vorgenommene sozialstrukturelle Selektion und Weichenstellung für die spätere Positionszuweisung der Absolventen im Berufssystem und damit auch im gesellschaftlichen Ressourcenzuweisungs-

system deren jeweiligen persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten (als Schüler und später als Berufstätige) harmonisch entspreche. – Insgesamt läßt sich diesbezüglich sagen: Im gerade skizzierten Strukturierungsstadium der komplexen Prozeßgestalt des professionellen Handelns weitet sich dessen Blick über den Einzelkunden und die Fokussierung der einzelnen gerade anliegenden Arbeitsschritte im Arbeitsbogen hinausgehend aus. Klientenkollektive und die gesamtgesellschaftliche Mandatierungs- und Lizenzierungsinstanz geraten in den Blick, und die Fora kritischer Legitimationsöffentlichkeiten einerseits für die Verpflichtung auf professionelle Authentizität und andererseits für die angemessene und ethisch legitimierbare Ressourcenzumessung erhalten in der professionellen Handlungsorientierung eine dominante Relevanz. – Aber genau das schafft für das professionelle Handeln auch neue Probleme – insbesondere solche der Loyalität gegenüber den Klienten und der ethischen Eigenbestimmtheit des professionellen Akteurs.

Wenn das professionelle Handeln seine Aufmerksamkeit auf langfristige und tiefgreifende Problemstellungen von Projekten oder Fällen gelenkt, eine komplexe Arbeitsbogenstruktur entwickelt und den Blick auf Klientenkollektive, die gesamtgesellschaftliche Mandatierungs- und Lizenzierungsinstanz und kritische Legitimationsöffentlichkeiten gerichtet hat, dann tritt als nächster Komplexierungsschritt seiner Strukturierung eine vertiefte Orientierung an den Vorstellungsgehalten der höhersymbolischen Sinnwelt(en) der Profession und an den damit gesetzten Bearbeitungsverfahren zutage. Genau diese vertiefte Sinnweltorientierung stellt dann mit Notwendigkeit auch neue Anforderungen an die Gestaltung der Interaktionsbeziehung zu den Klienten. Das enorme Risikopotential des Handelns für den Klienten und der biographisch besonders einschneidende und emotional besonders tiefgehende Arbeitseinsatz des Professionellen machen nun eine aufwendige symbolische Ausarbeitung der Interaktions- und Beziehungsmodalität zu den Klienten erforderlich; die Vertrauens- und Kompetenzgrundlagen der Interaktionsbeziehung zu den Klienten müssen jetzt über die alltäglichen Reziprozitätsgrundlagen der Interaktion und das Rechtlich-Kontraktuelle der Klientenbeziehung hinaus systematisch ausgearbeitet und symbolisch repräsentiert werden. Zugleich müssen Bedingungen dafür geschaffen werden, daß die Aktoridentität des Professionellen trotz der enormen Orientierungs-, Arbeits- und Beziehungsschwierigkeiten Stabilität und Handlungsunbefangenheit behält, um weiterhin den unbestechlichen Blick für die Analyse und Interpretation der Problemkonstellation und die sichere Hand für deren Bearbeitung zu haben.

Man kann jetzt sagen, daß sich das professionelle Handeln, nachdem es eine komplexe Arbeitsbogenstruktur aufgebaut hat sowie die externen, öffentlichen Orientierungsinstanzen für seine Beauftragungs-, Lizenzierungs-, Beurteilungs- und Legitimationsgesichtspunkte in den Blick genommen und für sich als innere Agenturen ethischer, aber auch machtwirkender Betrachtung ausgearbeitet hat – dem können in historischen Phasen der Entstehung einer Profession auch explizite existenzweltliche Aktivitäten der Institutionengründung (der Gründung von Organisationskernen für professionelle Sozialwelten und Diskursarenen) entsprechen -, im Wege seiner retrograden Durchstrukturierung nunmehr auch auf das Anfangsstadium seines Handlungs- und Arbeitsbogen zurückwen-

det und die Bezüge auf die höhersymbolische Sinnwelt und die Beziehungsmodalität zu den Klienten – die ja in einem ersten Zugriff schon rudimentär und diffus konstituiert waren – aufwendig symbolisch und verfahrensmäßig ausarbeitet. Auch wendet es sich jetzt erstmalig der Identität des professionellen Akteurs selber zu, die bisher in seiner noch „naiven“ Subjekt-Objekt-Orientierung aus dem Strukturierungsfokus ausgespart geblieben war (denn es hatte die eigene Subjektsphäre von seiner Aktivitätsaufmerksamkeit abgespalten). Auf diese Weise soll erstmalig einerseits dessen Mitleidensfähigkeit, dessen Hochleistungsanspannung angesichts komplexer Strukturierungsprobleme des Handelns, dessen Engagierung in die paradoxen Problemfigurationen bei der Aufspannung und Realisierung des Handlungs- und Arbeitsbogens und dessen Verstrickung in die damit gesetzten Fehlertendenzen Rechnung getragen und andererseits dessen dennoch notwendige Handlungsunbefangenheit sichergestellt und gefördert werden. – Aber auch bezüglich dieser beiden durchaus schon explizit retrograden Strukturierungsleistungen besteht noch nicht die Notwendigkeit, daß sie von den professionellen Akteuren (oder gar auch von den Klienten) wirklich durchreflektiert werden. Insofern ist auch hier den Fehlern bei der Arbeit Tür und Tor geöffnet. Die symbolische und verfahrensmäßige Ausarbeitung der besonderen professionellen Interaktionsmodalität, welche die Regeln der alltagsweltlichen Interaktionsreziprozität überlagert, umformt und z.T. außer Kraft setzt, kann so die Tendenz eröffnen, die Vertrauensgrundlagen zu den Klienten, d.h. die Interaktionsmechanismen der kooperativen Beziehungsgenseitigkeit, außer Kraft zu setzen. Und die institutionellen und orientierungsmäßigen Vorkehrungen dafür, die Unbefangenheit des professionellen Akteurs in sein Handeln zu bewahren bzw. wieder herzustellen, mögen die Tendenz eröffnen, daß er die eigenen Gestaltungs- und Bedingungsanteile an der Fall- bzw. Projektproblematik, die er durch seine selbstvollzogenen Handlungsinterventionen setzt, aus seiner eigenen Handlungsaufmerksamkeit systematisch ausblendet, d.h. fühllos für seine eigene Einwirkung auf die Problem- und Erfahrungssituation des Klienten wird.

### 6.3 Die vier Phasen des Strukturierungsprozesses im Überblick; retrograde Strukturierung und Reflexion

Es ist jetzt deutlich: Das professionelle Handeln bildet, je mehr es auf komplexe Aufgabenstellungen stößt, die aus der Problemkonstellation der Klientensphäre hervorgehen, eine eigene komplexe Prozeßgestalt aus. In diese Prozeßgestalt gehen die zunehmend umsichtigen Aufmerksamkeits- und Organisationsleistungen des Professionellen hinsichtlich der Dynamik der Klientenprozeßstrukturen, der eigenen Arbeitsbogen-Gestaltungsleistungen, des sozialen Beziehungsnetzes des Klienten, seiner Verflechtung in Klientenkollektive, der Etablierung von inneren Moral- und Kontrollagenturen in Orientierung an den gesamtgesellschaftlichen und sozialweltlichen Mandatierungs-, Lizenzierungs- und Kritikinstanzen sowie der Ausarbeitung einer höhersymbolischen Beziehungs- und Verfahrensmodalität zwischen Klient und Professionellem und der

Sicherstellung einer unbefangenen-handlungsmächtigen Aktoridentität ein. Die Prozeßgestalt des professionellen Handelns ist als virtuelles Potential von Anbeginn jeder Professionstätigkeit an gegeben; das Potential wird aber erst voll realisiert, wenn das professionelle Handeln auf hartnäckige und langfristige Schwierigkeiten in der Klientensphäre stößt und in seinen komplexen Aktivitätsvollzügen explizit ausgearbeitet wird. – Ist diese Handlungsstrukturierung aber erst einmal fortgeschritten, dann bildet sie gewohnheitsmäßig eingespielte Verfahrensmuster (Dewey 1993, S. 70-75; Gehlen 1964, Kap. 5) in der individuellen Aktorkompetenz des Professionellen und entsprechende institutionelle Regelungen in der sozialen Beziehungsordnung der professionellen Sozialwelt aus. Die jeweiligen Strukturierungsleistungen beziehen sich gebündelt auf vier unterschiedliche Ausgestaltungsphasen:

1. Die erste Strukturierungsphase leistet die Problem- bzw. Zielorientierung des professionellen Handelns. Die intentionale Subjekt-Objekt-Beziehung zwischen dem professionellen Akteur und der Problembearbeitungsaufgabe in der Klientensphäre wird hergestellt. Verbunden sind damit die zentralen Aufgaben der Analyse bzw. Diagnose, der Problementfaltungsprognose, der Festlegung der Interventionsbedingungen und der Abwägung des richtigen Interventionszeitpunktes. Zugleich wird der Bezug auf die Kategorisierungs- und Wissensbestände der höhersymbolischen Sinnwelt der Profession hergestellt. Und der Beziehungskontrakt zum Klienten wird, soweit das für eine erste interaktive Handlungsplattform notwendig ist, aufgebaut. Hierbei geht es zunächst um die Bewältigung des Wissensgefälles zwischen dem professionellen Akteur und dem Klienten und um die Verpflichtung des Klienten auf die Analyse- bzw. Diagnoseergebnisse und die entsprechenden Bearbeitungsmaßnahmen des Professionellen.
2. Die zweite Strukturierungsphase leistet die Orientierung auf die gegebenenfalls komplexe dynamische Prozeßstruktur der Problementfaltung des Klienten und den Aufbau einer entsprechenden komplexen handlungsmächtigen Arbeitsbogenstruktur. Diese Strukturierungsphase wird dann explizit ausgearbeitet, wenn die Fallproblematik nicht mehr auf isolierte alltägliche Situationen von kurzer Dauer beschränkt ist. Wichtige Einzelaufgaben sind nun die Erfassung der biographischen Ganzheitlichkeit der Problementfaltung, das exemplarische Vormachen und Nachmachen von Problembearbeitungsweisen und deren Kritik, das Erfassen und kühle Abschätzen des Verlaufskurvenpotentials der Problemkonstellation sowie die soziale Gestaltung, Organisation und Routinierung des Arbeitsbogens der Fallbearbeitung.
3. Die dritte Strukturierungsphase leistet die Einbettung der Orientierung des professionellen Handelns in Kollektivbezüge der Klientensphäre und der gesamtgesellschaftlichen Mandatierungs-, Lizenzierungs-, Kritik- und Legitimierungsinstanzen, die freilich auch durch professionelle Sozialwelten und deren Diskursarenen vertreten sein können. Ist die Problemkonstellation des Klienten sehr komplex, muß deren sozialweltlichen Beziehungen nachgegangen werden; ähnlich müssen die *kollektiven* Problemkonstellationen in Gruppen sowie deren Bezüge untereinander und auf die soziale Umwelt ergründet werden. Schließlich muß das professionelle Handeln die gesamtgesellschaftli-

chen, professions-sozialweltlichen und staatlichen Wertorientierungs-, Kritik- sowie Ressourcenzuteilungs- und Verfahrensvorgaben berücksichtigen und diese umsichtig in die eigene Arbeitsstrukturierung einbringen.

4. Die vierte Strukturierungsphase leistet die vertiefte, auf die eigenen Strukturierungsanfänge rückbezogene Ausarbeitung der symbolischen und verfahrensstrukturellen Grundlagen einerseits der Beziehungsmodalität, die in der Interaktion des Professionellen mit dem Klienten wirksam wird, und andererseits der Identitäts-Haltung des Professionellen zu sich selbst. Die Beziehung zum Klienten wird nun nicht mehr „nur“ als der Ausdruck eines einfachen Interaktionsanlasses und punktuellen Arbeitskontraktes angesehen; sie erscheint jetzt von längerer Dauer zu sein und ist durch die zahlreichen oft unangenehmen oder gar schmerzhaften Aktivitäten im Arbeitsbogen des professionellen Handelns belastet, die ihre Legitimation in der (dem Laien-Klienten oftmals schwer verständlichen) höhersymbolischen Sinnwelt der Profession finden. Und der professionelle Akteur muß sich seiner eigenen Identität als kompetenter Analysator sowie sicher und wirkungsvoll Handelnder vergewissern – gerade weil er in den vorherigen Strukturierungsprozeß-Phasen mit so vielen schwierigen Konstitutionsaufgaben und Fehlertendenzen konfrontiert war.

Der Strukturierungsprozeß der Auskristallisierung komplexer Handlungsmuster und Arbeitsbögen ist retrograd, weil er nach und nach die Organisation der eigenen Leistungsvollzüge des professionellen Akteurs, die Etablierung seiner inneren Orientierungsinstanzen (wenn diese auch gesamtgesellschaftlich und professions-sozialweltlich gespeist sind), die Durchführung der vom professionellen Akteur mitgestalteten Beziehungsmuster und die Ausarbeitung einer expliziten Haltung des Akteurs zu sich selber als Urheber-Identität des Handlungsablaufs einbezieht. Man kann sagen, daß sich das professionelle Handeln im Zuge seiner langfristigen und tiefgreifenden Befähigkeit mit der komplexen Problemkonstellation der Klientensphäre – ja der Befangenheit in sie – auch auf sich selber in mehreren, sich partiell zyklisch wiederholenden Steuerungsschleifen zurückwendet<sup>10</sup> und dadurch eine mehrschichtige komplexe Struktur ausbildet. Hierbei treten zentrale Konstitutionsprobleme auf, die paradoxen Charakter aufweisen, nicht einfach aufgelöst werden können und auch im weiteren Strukturierungsprozeß als hartnäckige, irritierende Problemfigurationen Bestand haben. Diese Konstitutionsprobleme können nur durch idealisierende Unterstellungen, Kooperationspostulate, das balancierende Eingehen auf die Spannungen divergierender Vollzugsaktivitäten usw. bearbeitet werden. Genau das sind die Ansatzpunkte für die Auskristallisierung der fünfzehn oben aufgezählten Paradoxienfigurationen: die Paradoxienfigurationen sind systematisch von den skizzierten situationsspezifischen Aufgaben des Strukturierungsprozesses der Auskristallisierung einer komplexen Prozeßstruktur professionellen Handelns provoziert.

Die Aufgaben des Strukturierungsprozesses bündeln sich zunächst global in seinen vier aufgezeigten Phasen und dann noch einmal detailliert in den aufgelisteten und angedeuteten Einzelaktivitäten des Aufbaus eines komplexen Handlungsmusters (wie der Analyse, der Prognose, der Routinierung usw.). Und

entsprechend sind dann auch die Paradoxienfigurationen als thematisch fokussierte gestalthafte Bündelungen zentraler Kernprobleme des professionellen Handelns von den einzelnen Strukturierungsaufgaben des Aufbaus komplexer professioneller Handlungsmuster provoziert. Sie werden in systematischer konstitutionslogischer Sequenz wirksam in der skizzierten Vierphasenabfolge mit besonders dichter Wechselwirkung innerhalb der einzelnen vier Phasen, und verwandte Paradoxien treten dann bezeichnenderweise in den unterschiedlichen Phasen wegen der retrograden zyklischen Rückkopplungs- und Wiederholungsschleifen des Strukturierungsprozesses von komplexen Handlungsmustern auf (z.B. die Paradoxienfigurationen 4 und 14 oder die Paradoxienfigurationen 5 und 10). – Freilich kann in konkreten Projekt- und Fallbearbeitungen die empirische Sequenz des Wirksamwerdens der Paradoxien in erheblichem Ausmaße von der konstitutionslogischen Sequenzierungslinie abweichen – nämlich immer dann, wenn schon zuvor wichtige Aufgaben der professionellen Handlungskonstitution (verdeckt oder auch explizit) geleistet und etabliert worden sind.

Die retrograde Rückbezüglichkeit des Strukturierungsprozesses für die Auskristallisierung eines komplexen Handlungsmusters darf nicht mit Aktivitätsleistungen reflektierten selbstbezüglichen Nachdenkens über die Paradoxienfigurationen, die ganz eng mit den Strukturierungsaufgaben verbunden sind, verwechselt werden. Selbstverständlich macht die Strukturierung mit ihren phasenspezifischen Aufgabenkomplexen samt ihrer partiellen zyklischen Rückbezüglichkeit in Rückkopplungsschleifen – die im übrigen nicht erstmalig von Giddens entdeckt worden ist, dem freilich das Verdienst ihrer systematischen theoretischen Explikation gebührt, sondern auch schon von Dewey und Mead wiederholt ausführlich erörtert wurde (vgl. etwa Dewey 1980, insbes. Kap. 3; Mead 1938, 1969, S. 102-146) – enorme Bewußtseinsleistungen erforderlich. Zunächst einmal muß die unmittelbare Problem- und Zielorientierung in der Interaktion geleistet werden. Sodann müssen die Prozeßdynamiken der Projekt- bzw. Fallentfaltung und die strukturellen Probleme bei der Aufspannung entsprechender tiefgreifender und weitgesteckter Arbeitsbögen erfaßt werden. Im folgenden müssen die Kollektivitätsverflechtungen in der Klientensphäre, die kollektiven Orientierungsforen und die gesellschaftlichen Prozessierungsvorgaben in den Blick genommen und teils als Objektgesichtspunkte, teils als innere Instanzen und teils als exmanente Anforderungshorizonte, die mit den professionellen Handlungserfahrungen nicht identisch sind, etabliert bzw. distanziert repräsentiert werden. Und schließlich müssen einerseits die professionelle Interaktions- und Beziehungsmodalität angesichts ihres prekären Voraussetzungsreichtums, ihrer Verletzlichkeit und der eigenen Handlungsanteile des professionellen Akteurs an ihr und andererseits die bisher unbeachtet gebliebene Aktoridentität des Professionellen angesichts der durch zahlreiche Strukturierungsschwierigkeiten bedingten Gefährdungen seiner Handlungskompetenz und damit auch seiner Aktorstabilität fokussiert werden. Diese Bewußtseinsleistungen dienen also zunächst nur der Strukturierung des Handelns und nicht der umsichtigen, selbstkritischen und selbstvergewissernden Reflexion seiner paradoxalen Problemfigurationen und systematischen Fehlerpotentiale. Findet im Verlauf des fortschreitenden Strukturierungsprozesses eine derartige Reflexion – z.B. im Rahmen von Kollegialkritik in regelmäßigen Fallbesprechungen,

von Supervision oder von Balintgruppen – *nicht* statt, dann kann die Prozeßstruktur des professionellen Handelns zu einer bürokratischen und zwangskommunikativen (vgl. Schütze 1978) Machtmaschine mutieren, die alle emergenten Impulse aus der Klientensphäre und die sie bedingenden Veränderungsprozesse ausblendet und so die Gebote des kooperativen Arbeitsbündnisses und der egalitären Interaktionsreziprozität mißachtet.

## 7. Ausblick

Mit den institutionellen Strukturkomponenten der Professionen sind stets zugleich auch Fehlentwicklungspotentiale professionellen Handelns gegeben, die immer dann aktualisiert werden, wenn systematische Bewußtmachungs- und Kontrollvorkehrungen nachlassen. Zu nennen sind z.B. gefährliche Vereinfachungstendenzen bei der Anwendung abstrakter Professionskategorien auf Einzelfälle, die Mystifizierungstendenz professionellen Wissens und Handelns, die Tendenzen zum Vergessen der Interaktionsbasis und der existenzweltlichen Verstrickung bei der Anwendung der professionellen Analyse- und Bearbeitungsverfahren sowie die Tendenz zur Aushöhlung der Interaktionsreziprozität durch Verführungen, die mit der Machtposition des Verfahrenswalters gegeben sind. Die Kontrollvorkehrungen gegenüber diesen Tendenzen lassen immer dann nach, wenn eine Profession nicht mehr systematisch an der Bewußtmachung und permanenten Berücksichtigung der unaufhebbaren Kernprobleme bzw. Paradoxienfigurationen des professionellen Handelns als zentralem Merkmal der gesellschaftlichen Institution Profession arbeitet.

Die unaufhebbaren Kernprobleme und die Paradoxien des professionellen Handelns sind der systematisch irritierende Aktivitätsausdruck der hochgradig komplexen und voraussetzungsreichen Strukturierungskomponenten der gesellschaftlichen Institution Profession. Die Professionen bearbeiten prekäre Zentralprobleme ausdifferenzierter Gesellschaften, die mit alltäglichen Handlungsmitteln nicht beherrschbar sind. Hierbei müssen in jedem Vollzug professionellen Handelns grundlegende Konstitutionsaufgaben bearbeitet werden, die ein nicht-deskriptives, idealisierendes Leistungsfundament aufweisen und sich auf grundsätzlich dilemmatische Schwierigkeiten beziehen, die nicht gelöst, sondern nur bearbeitet werden können. Ein solches Fundament sind die idealisierenden Interaktionspostulate der Unterstellung und praktischen Herstellung von Interaktions- und Beziehungsreziprozität. Dieses Fundament wird durchaus schon im alltäglichen Handeln im Wege der Leistung von idealisierenden Interaktionspostulaten dem jeweiligen Interaktionsgegenüber kooperativ angeboten, und es bewährt bzw. falsifiziert sich dann im praktischen Interaktionsvollzug mit Hinblick auf die dort gemachten empirischen Erfahrungen, d.h. im Zuge seiner faktischen Herstellung oder Zerstörung. Die Reziprozitätsprobleme, d.h. die Schwierigkeiten bei der Herstellung einer interaktiven Kooperationsbasis, sind freilich im professionellen Berufshandeln angesichts der enormen Kompetenzunterschiede zwischen der professionellen Akteurin und ihrer Klientin und dem Schwierigkeitsgrad der zu bearbeitenden Fallproblematik im Vergleich zum alltäglichen Handeln enorm verschärft. (Zugleich wird damit aber auch angedeutet, daß selbst das

alltägliche Handeln und Interagieren schon ein nicht-deskriptives, idealisierendes kooperationsstiftendes Leistungsfundament aufweist – vgl. Schütze 1980.) Ein anderes nicht-deskriptives Leistungsfundament des professionellen Handelns ist seine Orientierung an höhersymbolischen Sinnweltbereichen, welche unter der Maßgabe umsichtiger Prüfvorkehrungen die Interpretation von bruchstückhaften, nur aspektualen, partikularen und zunächst uneindeutigen empirischen Indikatoren als symbolische Anzeichen für zugrundeliegende verdeckte Probleme und Entfaltungsmuster in der Klientensphäre erlauben.

Die nicht-deskriptiven Leistungsfundamente des professionellen Handelns sind natürlich letztlich in dem Umstand begründet, daß dieses sich auf essentiell kontingente und richtungsoffene Problem-, Projekt- und Fallentfaltungen in der Klientensphäre bezieht, da die zugrundeliegenden Problemmuster und Bewegungsdynamiken der Projekt- bzw. Fallentfaltung zunächst, zu Beginn der professionellen Problembearbeitung – und dann auch im Vollzug des professionellen Arbeitsbogens immer wieder – verdeckt oder gar verborgen sind. Gerade die lebensseinschneidenden Situationsveränderungen, die für die Klientin durch die Involvierung in den (mehr oder weniger langfristigen) Arbeitsbogen des professionellen Handelns jenseits einer einfachen Auflösung des ursprünglichen „Behandlungs“-Problems bewirkt werden – im Extremfall der Chronifizierung der Klientenproblematik ist das besonders sinnfällig -, tragen zum Verdecktheitscharakter der zugrundeliegenden Problemmuster und Entfaltungsdynamiken des Falles bzw. Projektes bei – das noch verstärkt dadurch, daß die professionelle Akteurin dazu neigt, ihren eigenen sich verstärkenden Gestaltungsanteil an der sich verändernden langfristigen Problematik der Klientin auszublenden und deshalb auch nicht umsichtig zu kontrollieren. Ähnlich wirkt sich auch der Umstand der unausweichlichen Identitätsveränderung, der sich mit der Klientin – aber genauer besehen auch mit der professionellen Akteurin – während des professionellen Arbeitsprozesses vollzieht, in Richtung der zunehmenden Kontingenz, Richtungs Offenheit und Undurchschaubarkeit der Problem-, Projekt- und Fallentfaltung aus.

Die systematischen Fehlerpotentiale sind zusammen mit den unaufhebbaren Kernproblemen professionellen Handelns immer gegeben. Nur wenn die professionelle Akteurin sich offen in systematischer kritischer Selbstvergewisserung und -reflexion, wie sie durch die sozialen Arrangements sowie die Erkundungs- und Reflexionsverfahren der Supervision, kollegialen Fallbesprechung und Balintgruppenarbeit gefördert wird, mit den unaufhebbaren Handlungsproblemen ihres Arbeitsfeldes auseinandersetzt, kann sie die Fehlerpotentiale der Profession bewußt und wirksam kontrollieren. Es ist allerdings keineswegs erwartbar, daß sich die unaufhebbaren Kernprobleme und Paradoxienfigurationen professionellen Handelns mit der gesellschaftlichen Komplexierung und den Fortschritten der wissenschaftlichen Fachforschung verflüchtigen. Im Gegenteil: Im Zuge der gesellschaftlichen Komplexierung und der mit ihr einhergehenden Verwissenschaftlichung, Technologisierung und technikartigen Schematisierung werden sie sich immer drängender und belastender stellen.

## Anmerkungen

- 1 Die inhaltliche und formale Überarbeitung des vorliegenden Artikels wurde tatkräftig unterstützt durch Ulf Brüdigam, Birgit Hummelt, Gerhard Riemann, Katrin Schönfisch, und Bärbel Treichel.
- 2 Dieses Beispiel ist aus dem empirischen Material zum Modellprojekt „Zugehende stadtteilorientierte Beratung älterer Menschen“ – vgl. Karl und Nittel 1988, Karl et al. 1990 – entnommen. Im folgenden wird häufig auf empirische Materialien nur kurz rursorisch Bezug genommen, um den Text nicht unnötig in die Länge zu ziehen. Aus demselben Grunde muß auch auf Quellenverweise verzichtet werden. – Es mag freilich Erwähnung finden, daß alle auch weiter unten verwendeten Beispiele aus empirischen Materialsammlungen stammen. Neben dem genannten Modellprojekt sind hier die zahlreichen studentischen Forschungsarbeiten aus der Forschungswerkstatt zur qualitativen Sozialforschung zu nennen, die von Thomas Reim, Gerhard Riemann, Peter Strauss und mir an den Universitäten Kassel und Magdeburg durchgeführt wurden bzw. werden. Zudem konnte auf Materialien aufgebaut werden, die aus Fallanalyseveranstaltungen im Rahmen des Sozialwesen- und des Supervisionsstudiums an der Universität Kassel stammen.
- 3 Es lagen die Transkriptionsanweisungen Kallmeyer und Schütze 1976 und Kallmeyer 1979 zugrunde. Insbesondere folgende Zeichen sind im Textausschnitt verwandt worden:
 

R	Ratsuchende
B	Beraterin
...	Pause
... (3 Sek.) ...	längere Pause
—	auffällige Betonung
(.)	endgültiges Senken der Stimme
(-)	Stimme in der Schwebe
´	steigende Stimmführung
`	absinkende Stimmführung
((lauter))... +	Änderung der Sprechweise, der Intonationsweise von der Markierung <((lauter))> bis zur Markierung <(+)> im Sinne der in runden Doppelklammern angegebenen Charakterisierung
( )	unverständlich
(nöö)	Wortlaut nicht sicher
/	Absetzen bzw. Neuansatz (unauffällige Korrektur)
(K)	markierte Korrektur
&	auffälliger schneller Anschluß
(↑)	gleichzeitiges Sprechen (beginnend an den mit aufsteigendem Pfeil in der folgenden Beispiel-Transkription markierten Stellen) – gekennzeichnet durch Schreibbeginn in der nächsten Zeile genau an der Stelle des überlappenden Sprechensatzes in der Zeile darüber:
R:	<i>immer so'n bißchen ein ne ... das müßten me</i>
B:	<i>(↑)Ja ja sicher</i>
R:	<i>dann mal er (-)</i>
↓	Auslassung, Kürzung eines Teils der Transkription
- 4 Vgl. Gildemeister 1983; Schütze 1992, 1993, 1994a, 1996, 1997; Schütze u.a. 1996; Reim 1996, S. 953-996, 971-981; Riemann 2000; Zocher 1997, Kap. 12.3; Bräu 1998, Kap. 1.2.3; Prokopp 2000, Kap. 5.1-5.3.
- 5 Vgl. Strauss u.a. 1985. Solche Aktivitäten können natürlich auch in alltäglichen Handlungsschemata elabouriert sein – das aber nur dann, wenn Interaktionsschwierigkeiten auftreten und/oder in der Aktualkommunikation Arbeitsabläufe fokussiert werden, die über die unmittelbar ablaufende Interaktionssituation hinausgehen.

- 6 Zum Nicht-Deskriptiven der Sozialitätsidealisationen vgl. Schütze 1975, S. 29f., S. 563-598, S. 797-802, S. 881-910, S. 986-996 sowie Schütze 1980.
- 7 Für das Sozialwesen und die Sozialpädagogik vgl. Riemann 2000; für die Lehrerverprofession vgl. Zocher 1997, Kap. 12.3; Bräu 1998, Kap. 12.3; Prokopp 2000, 5.1-5.3 und Schütze u.a. 1996; für die Medizinprofession vgl. Glaser/Strauss 1968; Strauss u.a. 1985; Engelmeyer 1997, Kap. 5.44-5.47; sowie – vorläufig – Schütze 1984b (letzteres auf der Grundlage von ethnographischen Beobachtungen und narrativen Interviews in einer amerikanischen Onkologie-Poliklinik).
- 8 Für die Paradoxien 1-7 im Sozialwesen vgl. Schütze 1992, für die Paradoxien 8-12 im Sozialwesen vgl. Schütze 1996, für die Paradoxie 13 im Sozialwesen vgl. Schütze 1997, für die Paradoxie 7 im Sozialwesen vgl. Schütze 1993, für die Paradoxien 2, 6, 8-10 im Sozialwesen vgl. Schütze 1994a und für die Paradoxien 8-12 und 15 in der Lehrerverprofession vgl. Schütze u.a. 1996b. Die Darstellung für Paradoxie 14 – teilweise auch die für Paradoxie 15 – konnte bisher noch nicht veröffentlicht werden.
- 9 Hier wird in Anlehnung an die klassischen Denkvorbilder bei Heinrich von Kleist in seinem Aufsatz „Über das Marionettentheater“ (1810/1962), bei Dewey (1980, 1993) und bei Mead (1938, 1969) angenommen, daß das soziale Handeln im Prozeß seiner Entfaltung durch die Abarbeitung an komplexen Konstitutionsproblemen sich zwangsläufig auch auf seine eigenen Konstitutionsvoraussetzungen ausrichten und diese nach und nach weiter ausarbeiten und komplexer gestalten muß. Auf diese Weise wird das soziale Handeln mehrschichtig. Die Konstitutionsprobleme sind spannungsreich und ihre Bearbeitung ist dilemmatisch – ganz wie Elias dies in seinen verschiedenen historisch-soziologischen und ethnographisch-gegenwartsbezogenen Studien für gesellschaftliche Figurationen wie etwa die Spannungsstruktur der gleichzeitig zentrifugalen und zentripetalen Tendenzen der mittelalterlichen Lehngesellschaft (Elias 1997) oder für die Spannungsstruktur von Insider und Outsider (Elias/Scotson 1990) beschrieben hat.

Der Gedanke der Rückbezüglichkeit des sozialen Handelns auf sich selbst ist in den letzten zwanzig Jahren systematisch von Giddens (1988) in seiner Strukturierungstheorie ausgearbeitet worden und insbesondere in der Organisations- und Industriesoziologie prominent gemacht worden (vgl. Ortman 1995; Mense-Petermann 2000). Ich ziehe allerdings den Ausdruck der *retrograden* Strukturierung dem der rekursiven Strukturierung vor. Es ist nicht so, daß sich das professionelle Handeln in seinem elementaren konstitutiven Strukturierungsprozeß beliebig iteriert auf sich selber beziehe, sondern zunächst nur in wenigen partiellen und aspektuellen Rückbindungsschleifen. Intensiv oder gar automatisch „frei-laufend“ iterierte Rekurse des professionellen Handelns auf sich selbst (im Sinne von Ortman 1995, S. 81-124) sind im Anschluß an die Ausarbeitung der komplexen Gesamtstruktur des professionellen Handelns zwar möglich, und sie kommen tatsächlich auch vor; dies sind aber besonders voraussetzungsreiche spezialisierte Organisations- und/oder Reflexionsleistungen bei besonderen Problemstellungen (die z.T. als supervisorische • vgl. Otten 2000 • und/oder geeignete soziale Arrangements bereitstellende organisatorische Leistungen der Fehlerbearbeitung, z.T. aber auch ihrerseits als Fehlentwicklungen des professionellen Handelns im Sinne von metaorganisatorischer Detachierung von dessen primären Problembeständen als Vermeidungs- oder gar Fluchtbewegung analysiert werden müssen). – Die grundlegende retrograde Strukturierungsrückbezüglichkeit des professionellen Handelns darf im Übrigen nicht mit Aktivitäten bewußter Reflexion der Akteure gleichgesetzt werden (s.u.). Für die Ausarbeitung der nun folgenden theoretischen Skizze gab es zwei unterschiedliche empirische Fundamente: einerseits interaktionsanalytische Untersuchungen über die Komplexierung interaktiv-kommunikativen Handelns bei Störungen auf der Grundlage transkribierter Aktualkommunikationen (z.B. Kallmeyer 1979; Schütze 1978, 1994b) und andererseits die Liste der empirisch ausgearbeiteten Paradoxien des professionellen Handelns (auf der Grundlage der in Anm. 2 und 4 angedeuteten empirischen Materialien). Da Paradoxien an schwierigen Schnittstellen des Konstitu-

tionsprozesses sozialer Realität im Zuge sozialen Handelns empirisch beobachtbar virulent werden und aus interaktionsanalytischen Untersuchungen zur Komplexierung kommunikativen Handelns Grundzüge des retrograden Strukturierungsprozesses bekannt waren, lag es nahe, die beiden unterschiedlichen empirischen Beobachtungsbereiche mit ihren theoretischen Implikationen hier im Sinne einer theoretischen Skizze zum Strukturierungsprozeß professionellen Handelns zusammenzubringen.

Im übrigen wird der Gesamtzyklus des retrograden Strukturierungsprozesses professionellen Handelns bei einfachen Aufgabenstellungen des Handelns und beim Vorliegen bereits routinemäßig zuhandener Strukturierungsergebnisse nicht vollständig durchlaufen (s.u.).

- 10 Dies aber nicht in sich schnell und automatisch drehenden Iterierungsschrauben ohne konkrete gegenstandsbezogene Strukturierungsaufgaben (vgl. Anm. 9).

## Literatur

- Bohnsack, R.: Alltagsinterpretation und soziologische Rekonstruktion. Opladen 1983
- Bräu, K.: Selbständiges Lernen in der gymnasialen Oberstufe. Theoretische Analysen und ethnographische Einzelfallstudie zur Kultur selbständigkeitsfördernder Lernformen. Dissertation. Universität Gesamthochschule Kassel 1998
- Cicourel, A.V.: The Social Organization of Juvenile Justice. New York/London/Sidney 1968
- Czyzewski, M.: Die Bedeutung der Philosophie von Emanuel Levians für die Analyse des professionellen Handelns. Mündlicher Vortrag. FB Sozialwesen. Gesamthochschule Kassel 1989
- Czyzewski, M.: Verantwortung und Vorurteil. Über die ethnische Problematik in der qualitativen Sozialforschung. Mündlicher Festvortrag. Universität Hamburg 1994
- Dewey, J.: Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik. Weinheim/Basel 1993
- Dewey, J.: Kunst als Erfahrung. Frankfurt a.M. 1980
- Elias, N./Scotson, J.L.: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a.M. 1990
- Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes (= Gesammelte Schriften, Band 3.1). Frankfurt a.M. 1997
- Engelmeyer, E.: Berufliche Identität in der Krebsnachsorgeklinik. Arbeitsstrukturen und biographische Prozesse Berufstätiger in Krebsrehabilitationskliniken. Frankfurt a.M./Berlin/Bonn/New York/Paris/Wien 1997
- Garfinkel, H.: Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen, In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1 und 2, Reinbeck. Neuabdruck in einem Band mit identischer Seitenzählung. Opladen 1973, S. 189-262
- Gehlen, A.: Urmensch und Spätkultur. Frankfurt a.M./Bonn 1964
- Giddens, A.: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a.M./New York 1988
- Gildemeister, R.: Als Helfer überleben: Beruf und Identität in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt 1983
- Glaser, B./Strauss, A.: Interaktion mit Sterbenden. Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige. Göttingen 1974
- Glaser, B./Strauss, A.: The Discovery of Grounded Theory. Chicago 1967
- Goffman, E.: Asyl. Über die soziale Situation psychischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a.M. 1973
- Helsper, W. : Antinomien des pädagogisch-professionellen Lehrerhandelns und ihre Bedeutung für die Schulkultur. In: Helsper, W./Böhme, J./Kramer, R.T./Linghorst, A.: Schulkultur und Schulmythos. Opladen 2000
- Hüllenhütter-Zimmermann, I.: Der Weg in die Sozialarbeit als Befreiung und neue Fessel: Die Leiden an einer nicht-geglückten Professionalisierung. Eine biographieanaly-

- tische Untersuchung über die Lebensgeschichte einer Berufswechslerin. Diplomarbeit Kassel. FB Sozialwesen 1983
- James, W.: Der Wille zum Glauben. In: Martens, E. (Hrsg.): Pragmatismus. Ausgewählte Texte von Charles Sanders Peirce, William James, Ferdinand Conning, Scott Schiller, John Dewey. Stuttgart 1975, S. 128-160
- Kallmeyer, W./Schütze, F.: Konversationsanalyse. In: Studium der Linguistik 1 (1976), H. 1, S. 1-28
- Kallmeyer, W.: Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen. In: Frier, W./Labrousse, G. (Hrsg.): Grundfragen der Textwissenschaft (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 8). Amsterdam 1979, S. 59-109
- Karl, F. unter Mitarbeit von E. Engelmeyer/G. Lude-Medebach/B. Lutze/D. Nittel/Th. Reim/F. Schütze/P. Straus: Modellprojekt „Zugehende stadtteilorientierte Beratung älterer Menschen“ (Band 259 der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit), Stuttgart/Berlin/Köln 1990
- Karl, F./Nittel, D.: Zugehende stadtteilorientierte Beratung älterer Menschen – Zugangsformen und Interventionsmuster. In: Zeitschrift für Gerontologie 21 (1988), S. 21-27
- Knierim, A.: Coaching und Produktentwicklung. Beobachtungsprozesse im Designmanagement. Dissertation. Universität Gesamthochschule Kassel 1999
- Levinas, E.: Humanismus des anderen Menschen. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Ludwig Wenzler. Hamburg 1989
- Mannheim, K.: Beiträge zu einer Theorie der Weltanschauungsinterpretation. In: Mannheim: Wissenssoziologie. Neuwied/Berlin 1964, S. 91-154
- Marotzki, W.: Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften. Weinheim 1990
- Mead, G.H.: Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie. hg. v. Hansfried Kellner. Frankfurt a.M. 1969
- Mead, G.H.: The Philosophy of the Act. hg. v. Charles v. Morris. Chicago/London 1938
- Mense-Petermann, U.: Institutioneller Wandel und wirtschaftliche Restrukturierung. Polnische und tschechische Betriebe im Transformationsprozeß. Dissertation. Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg 2000
- Ortmann, G.: Formen der Produktion, Organisation und Rekursivität. Opladen 1995
- Otten, A.: „Supervision lernen“ als professionskritischer Wandlungsprozeß. Zum Vergleich der Supervisionsausbildungen an Universitäten, Akademien und Instituten. Dissertation. Universität Magdeburg 2000
- Prokopp, K.: Die Innenseite der Schulreform. Fallstudie der Weiterentwicklung einer integrierten Gesamtschule in Hessen während der Jahre 1979 – 1993 im Anschluß an die Institutionalisierung der Gesamtschulreform. Dissertation. Universität Magdeburg 2000
- Reim, T.: Die Weiterbildung zum Sozialtherapeutenberuf. Bedeutsamkeit und Folgen für Biographie, professionelle Identität und Berufspraxis. Eine empirische Untersuchung von Professionalisierungstendenzen auf der Basis narrativ-autobiographischer Interviews. Dissertation. Universität Gesamthochschule Kassel 1996
- Riemann, G.: Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München 1987
- Riemann, G.: Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung. Weinheim/München 2000
- Schütz, A.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971
- Schütze, F.: Sprache soziologisch gesehen. Strategien sprachbezogenen Denkens innerhalb und im Umkreis der Soziologie. München 1975a
- Schütze, F.: Sprache soziologisch gesehen. Sprache als Indikator für egalitäre und nicht-egalitäre Sozialbeziehungen. München 1975b
- Schütze, F.: Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht. Eine soziolinguistische Analyse zum Kommunikationsverlauf im Verfahren zur Anerkennung als Wehr-

- dienstverweigerer. In: Hassener, W. u.a. (Hrsg.): Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie. Bd. 2, Interaktion vor Gericht. Baden-Baden 1978, S. 19-100
- Schütze, F.: Interaktionspostulate – am Beispiel literarischer Texte (Dostojewski, Kafka, Handke u.a.) In: Hess-Lüttich, E.W.B (Hrsg.): Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Wiesbaden 1980, S. 72 – 94
- Schütze, F.: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J. u.a. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981, S. 67-156
- Schütze, F.: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M. u.a. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart 1984a, S. 78-117
- Schütze, F.: Professionelles Handeln, wissenschaftliche Forschung und Supervision. Versuch einer systematischen Überlegung. In: Lippenmeier, N. (Hrsg.): Beiträge zur Supervision. Band 3: Arbeitskonferenz „Theorie der Supervision“. Kassel 1984b, S. 262-389
- Schütze, F.: Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im zweiten Weltkrieg. In: Bios 2 (1989), S. 31-111
- Schütze, F.: Biographieanalyse eines Müllerlebens – Innovationsbereitschaft als Familientradition und Lebensführungshabitus: Wie die Müllerfamilie Berger die Krisen des Mühlensterbens um die Jahrhundertwende und in den Fünfziger Jahren überwunden hat. In: Scholz, H.-D. (Hrsg.): Wasser- und Windmühlen in Kurhessen und Waldeck-Pyrmont. Kaufungen 1991, S. 206-227
- Schütze, F.: Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, B. u.a. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen 1992, S. 132-170
- Schütze, F.: Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, T. u.a. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim/München 1993, S. 191-221
- Schütze, F.: Strukturen des professionellen Handelns, biographische Betroffenheit und Supervision. In: Supervision (1994a), H. 26, S. 10-39
- Schütze, F.: Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, N. u.a. (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und –reflexion. Freiburg i.B. 1994b, S. 189-297
- Schütze, F.: Das Paradoxe in Felix' Leben als Ausdruck eines „wilden“ Wandlungsprozesses. In: Koller, H.-C. u.a. (Hrsg.): Biographie als Text. Weinheim 1994c, S. 13-60
- Schütze, F.: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H. u.a. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen 1995, S. 116-157
- Schütze, F.: Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkungen auf die Paradoxien des professionellen Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 183-275
- Schütze, F.: Kognitive Anforderungen an das Adressatendilemmata in der professionellen Fallanalyse der Sozialarbeit. In: Jakob, G. u.a. (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik – Zum Verhältnis von qualitativer Sozialforschung und pädagogischem Handeln. Weinheim/München 1997, S. 39-60
- Schütze, F.: Ein biographischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen: die Kategorie der Wandlung. In: Berkholz, R. u.a. (Hrsg.): Die Sache Kultur (Arbeits titel). Festschrift für Ulrich Oevermann. Göttingen 2000
- Schütze, F./Bräu, K./Liermann, H./Prokopp, K./Speth, M./Wiesemann, J.: Überlegungen zu Paradoxien des professionellen Lehrerhandelns in den Dimensionen der Schuler-

- ganisation. In: Helsper, W. u.a. (Hrsg.): Schule und Gesellschaft im Umbruch. Bd. 1: Theoretische und Internationale Perspektiven. Weinheim 1996, S. 333-377
- Shaw, C.R.: The Jack-Roller. A Delinquent Boy's Own Story. Chicago/London 1960
- Strauss, A./ Fagerhaugh, Sh./Suzcek, B./Wiener, C.: The Social Organization of Medical Work. Chicago 1985
- Strauss, A.: A Social World Perspective. In: Denzin, N.K.: Studies in Symbolic Interaction 1 (1978), S. 129-145
- Strauss, A.: Continual Permutation of Action. New York 1993
- Strauss, A.: Social Worlds and Legitimation Processes. In: Denzin, N.K. (Hrsg.): Studies in Symbolic Interaction 4. Greenwich 1982
- Strauss, A.: Spiegel und Masken. Frankfurt a.M. 1968
- Strauss, A.: Work and the Division of Labor. In: The Sociological Quarterly 26 (1985), H. 1, S. 1-19
- Strauss, A./ Glaser, B.: Anguish. A Case History of a Dying Trajectory. Mill Valley 1970
- Treichel, B.: Die linguistische Analyse autobiographischen Erzählens in Interviews und die Anwendung narrationsanalytischer Erkenntnisse auf Probleme von Studienkarrieren. Tübingen 1996
- v. Kleist, H.: Über das Marionettentheater. In: Sämtliche Werke. hg. v. Paul Stüpf. Berlin/Darmstadt/Wien 1962, S. 1088-1094
- Zocher, U.: Entdeckendes Lernen lernen. Eine empirische Untersuchung über die Bedeutung des Workshop-Ansatzes zum Entdeckenden Lernen in der LehrerInnenfortbildung im Hinblick auf die Veränderung des Unterrichts an Berliner Schulen. Dissertation. Universität Gesamthochschule Kassel 1997

*Prof. Dr. Fritz Schütze, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Lehrstuhl für Mikrosoziologie, Virchowstr. 24, 39104 Magdeburg*

Mariusz Granosik

# Professionalität und Handlungsschemata der Sozialarbeit am Beispiel Polens<sup>1</sup>

(Übersetzt von Michael Koliska  
und Marek Czyzewski)<sup>2</sup>

## Zusammenfassung

Der Aufsatz beschäftigt sich mit der Analyse grundlegender Handlungsformen bzw. „Handlungsschemata“ der Sozialarbeit in Polen. Das besondere Augenmerk gilt verschiedenen Erscheinungsweisen und sozialen Bedingungen professionellen Handelns in einer institutionalisierten Organisationseinheit der polnischen Sozialarbeit (d.h. in einer „Sozialhilfestelle“ bzw. einem „Sozialhilfezentrum“ – etwa einem deutschen kommunalen Sozialamt vergleichbar – Anm. d. Übersetzer). Der Text resultiert aus des Autors eigener Forschung, die sich der Vorgehensweise des „Grounded Theory“ von Glaser und Strauss verschrieben hat. Den analytischen Rahmen bilden Anselm Strauss' Theorie der sozialen Organisation der Arbeit sowie das u.a. von Fritz Schütze entwickelte Konzept professionellen Handelns. Die empirische Grundlage dieser Studie besteht in der eineinhalbjährigen teilnehmenden Beobachtung in einer „Sozialhilfestelle“ sowie in der Sammlung und genauen Lektüre zahlreicher Tagebücher polnischer Sozialarbeiter. Aufgrund des empirischen Materials konnten zunächst die Grundzüge der sozialen Organisation der Arbeit und dann auch die Unterschiede zwischen den bürokratischen und den professionellen Handlungsschemata sowie deren Varianten und Eigen-

## Abstract

The article analyses action patterns, i.e. schemes of action, in Polish social work. Special focus is put on the forms of occurrence and representation of professional work (and their social conditions) in an institutionalised organisational unit of Polish social work (i.e. in a „center of social assistance“). The article is the result of the author's own empirical research which harnessed the methodological procedures of „Grounded Theory“ as outlined by Glaser and Strauss. The research is situated within the analytical framework of Anselm Strauss' theory of the social organisation of work as well as within the analytical framework of the concept of professional action as developed by Fritz Schütze and others. The empirical database was contrived in one and a half year of participant observation in a social assistance center and by the collection and close reading of numerous diaries of Polish social workers. Grounded on such empirical materials, it was possible to outline some of the basic features of the social organisation of work, especially the difference between a bureaucratic and a professional scheme of action as well as their various forms and characteristics. Further analytical abstraction led to the construction of the contrast set of three alternative orientation patterns and

schaften rekonstruiert werden. Eine weitere analytische Abstraktion führte zur Ausarbeitung der Gegensatzanordnung von drei alternativen Orientierungs- und Handlungsmodellen der Sozialarbeit, die durch ihre jeweilige Interaktionsperspektive bestimmt sind: diejenige des beamtentypischen Herangehens an den Klienten, diejenige des mehr oder weniger ausschließlich personorientierten Herangehens an den Klienten und diejenige des professionstypischen Herangehens an den Klienten, für welche letztere die gleichzeitige Berücksichtigung der persönlichen Belange des Klienten und der administrativen Mechanismen zur Durchsetzung des jeweiligen Hilfeplans in der Sozialbehörde kennzeichnend ist. Sozialarbeiter wählen fall-, beziehungs- und situationsspezifisch zwischen den drei Interaktionsperspektiven, ohne der einen oder andern ausschließlich verschrieben zu sein.

models for the practice of social work; they are congruent with the chosen interaction perspectives of social workers and their preferences how to deal on the one hand with clients in the field and on the other hand with bureaucratic counterparts, supervisors and bosses in the administrative half of the social assistance agency. These interaction perspectives are: the administrative interaction perspective, the personalistic interaction perspective, and the professionally engaged and, at the same time, emotionally detached interaction perspective. Social workers don't adapt one or the other interaction perspective forever; they choose between them with respect to the unique features of the interaction counterpart, actual case situation and the history of the interactive relationship between client and social worker.

Die Kerneinheiten der formalen Organisation der Sozialarbeit in Polen sind die sogenannten „Sozialhilfestellen“. Sie werden aus Mitteln des zentralen Staatshaushaltes bezahlt, obwohl sie administrativ und dienstaufsichtlich den kommunalen Behörden eingegliedert sind. (Zudem entsprechen sie in etwa deutschen Sozialämtern – Anm. d. Übersetzer.) Sie sollen die staatliche Sozialpolitik ausführen und flächendeckend soziale Dienste leisten. Zu den Hauptaufgaben der Sozialarbeit in den Sozialhilfestellen zählen – den gesetzlichen Bestimmungen nach – erstens die Sicherstellung unverzichtbarer elementarer Lebensbedürfnisse von Personen und Familien, zweitens die Sicherung menschenwürdiger Lebensbedingungen sowie drittens, nach Möglichkeit, einerseits die Vernetzung von Beeinträchtigten, andererseits aber auch deren Integration als Einzelne in das soziale Umfeld. Sozialarbeiter werden proportional zur Bevölkerungszahl im Einzugsgebiet eingestellt: ein Sozialarbeiter auf je 2000 Bewohner. Die überwiegende Mehrheit der Sozialwesenprofessionellen in Polen ist weiblich.

Der Systemwandel in Polen wirkte sich natürlich auch im Bereich der Sozialarbeit aus. Die vor der Wende im Organisationsrahmen des zentralstaatlichen Gesundheitswesens eingegliedert gewesenen Abteilungen für soziale Dienste wurden aufgelöst, und stattdessen wurden die „Sozialhilfestellen“ im Kompetenzbereich des Ministeriums für Arbeit und Sozialpolitik eingerichtet. Der dramatische Strukturwandel im Sozialwesen hing aber nicht nur mit der Änderung der ministeriellen Einordnung, d.h. der Umressortierung in eine andere administrative Oberkategorie der gesamtstaatlichen Politikgestaltung, sondern auch mit der Neuordnung der lokalen Verteilung der einzelnen Sozialhilfe-

stellen, der Einrichtung neuer Geschäftsstellen und der Schließung alter sowie dem Austausch und der Umstrukturierung des Personals (insbesondere der Leitungen) zusammen. Gleichzeitig übten natürlich auch die makrosozialen Veränderungen ihren Einfluß aus: Die gerade erst restrukturierten Sozialhilfestellen mußten mit den plötzlich im Massenmaßstab offen zutage getretenen sozialen Problemen (Arbeitslosigkeit, Drogenabhängigkeit, Obdachlosigkeit), die vorher im Verborgenen geschwelt hatten, zurechtkommen. Die neuen Organisationsstrukturen begünstigten und begünstigten wesentlich die Professionalisierungstendenzen in der Sozialarbeit, wenngleich sich diese auch bereits vor der Wende, nämlich seit den siebziger Jahren, allmählich zu entfalten begannen. Allerdings hatten jene ersten zarten Pflänzchen der Professionalisierung als solcher in ihrer institutionellen Eigengestalt dem Tempo und der Wucht der formalstrukturellen Veränderungen der institutionell-organisatorischen Landschaft des Sozialwesens nach der Wende nicht standhalten können.

Der Aufsatz beschäftigt sich mit den partiell verborgenen und nicht immer dominierenden Professionalisierungstendenzen in der polnischen Sozialarbeit und bietet hierzu eine soziologische Reflexion.

## 1. Soziale Organisation der Sozialarbeit

Die Sozialhilfestelle (SHS, polnisch: Osrodek Pomocy Społecznej, OPS) ist eine Institution, in der menschliche Schicksale und institutionalisierte bürokratische Ablaufmuster aufeinander treffen. Der Sozialarbeiter<sup>3</sup> ist das Bindeglied zwischen dem alltäglichen Leben und der – formal strukturierten und verfestigten – bürokratischen Maschinerie. Sein Wirken ist eine einmalige Komposition von verschiedenen, manchmal nur wenig aufwendigen und dennoch bedeutenden, Typen von Arbeit, welche sich auf das von ihm erkannte Problem fokussieren.

Die erste Stufe der Sozialarbeit wird durch das Sammeln von Informationen dominiert (Informationsarbeit). Die ausgewählten Informationen werden als nächstes interpretiert (Interpretation; Beurteilung) und verifiziert (Prüfen und Beweisen). Dann erfolgt die Vorbereitung und Realisierung des Hilfeplanes (Arbeit am Hilfeplan), der unter anderem die Sicherung der Grundbedürfnisse des Lebens (Sozialabsicherung) oder die Selbständigkeit des Betroffenen (Arbeit an der Selbständigkeit) beinhalten muß. Sobald der Hilfeplan – wenngleich konturenhaft – skizziert wird, kann die Arbeit an der Übersetzung der Situation des Betroffenen und der entsprechenden Verbesserungsvorschläge in die Sprache der Dokumente (Dokumentationsarbeit) beginnen. Die Aufgabe, das „Leben“ in die vereinfachten und vereinheitlichten Kategorien des bürokratischen Apparates einzuordnen, ist sicherlich selbst nicht einfach. Wenn ein Sozialarbeiter im Laufe seines Arbeitslebens Erfahrungen sammelt, dann handelt es sich dabei im großen Ausmaß um die Erfahrungen eines „Übersetzers“, der nach und nach immer schneller und präziser die eine Wirklichkeit in die andere überträgt.

Da im Mittelpunkt der Arbeit der Mensch steht, müssen zusätzliche Situationseinflüsse beachtet werden. Als erstes muß ein Kontakt mit dem Betroffenen und seinem Umfeld hergestellt und gepflegt werden (Kontaktarbeit). Als zweites muß dafür gesorgt werden, daß der Betroffene nicht verletzt oder entmutigt

wird (Gefühlsarbeit). Drittens muß beachtet werden, daß der Betroffene als Gesellschaftsmitglied die Entscheidungen selbst treffen muß (Arbeit des Klienten). Viertens spielt letztendlich die Tatsache eine Rolle, daß zwischenmenschliche Beziehungen zum einen Teil auch durch ethisch-moralische Aspekte mitbestimmt werden und daß der Sozialarbeit zum anderen Teil eine berufliche Ideologie, eine sich selbst begründende Sinnwelt sowie eine soziale Mission zugrunde liegen, die das Ziel der beruflichen Aktivität bestimmen (Arbeit an der eigenen beruflichen Rolle).<sup>4</sup>

## 2. Handlungsschemata der Sozialarbeit

Die soziale Organisation der Sozialarbeit stellt den allgemeinen Rahmen und die Grundlage für konkrete Hilfehandlungen dar. Das tatsächliche, reale Problem des Klienten scheint unter den beschriebenen institutionellen Umständen den Sozialarbeiter zur Konstruktion konkreter *Handlungsschemata* zu inspirieren. Das Handlungsschema verstehe ich als eine Zusammenstellung einzelner Arbeitstypen und als sequentielle Abfolge einzelner Aktivitätsschritte – gerade auch solcher kommunikativer Art<sup>5</sup>, deren Auftreten und Intensität an die Erfordernisse des konkreten Falles angepaßt werden. Das Handlungsschema kann ein institutionelles Handlungsmuster einfach wiedergeben oder es kreativ verändern. Handlungsschemata sind Folge der Interpretation des Erscheinungsbildes des Klienten und seines Problems. Als Resultat der Interpretation unterliegen sie auch – ähnlich wie die Interpretationsprozesse – Mechanismen der Erzeugung, der Festlegung oder sogar der Petrifizierung.<sup>6</sup>

Generell kann man zwischen dem *bürokratischen Handlungsschema* und einer Gruppe von *professionellen Handlungsschemata* unterscheiden.<sup>7</sup> Sowohl die Realisierung der bürokratischen als auch die der professionellen Prozeduren hängt auf keine feste Art und Weise mit der Person des Sozialarbeiters, aber sehr eng mit der Art der Interpretation des Problems des Klienten zusammen. Mit anderen Worten: Es läßt sich nicht mit Sicherheit voraussagen, daß der eine Sozialarbeiter beispielsweise ausschließlich die bürokratischen und ein anderer beispielsweise nur die professionellen Handlungsschemata realisiert. Diese Aufteilung spielt sich erst situativ auf der Interaktionsebene ab und spiegelt die Verwendung beruflicher Rollentypen in einem gegebenen Moment wider. Jeder Sozialarbeiter nimmt bis zu einem bestimmten Grade in bestimmten Situationen verschiedene Rollen ein.<sup>8</sup>

Das bedeutet aber nicht, daß alle Sozialarbeiter sich gleichen und in ähnlichen Situationen gleiche Entscheidungen treffen. Einige Sozialarbeiter greifen öfter auf das professionelle Handlungsschema zurück, einige andere auf das bürokratische.<sup>9</sup>

### 2.1 Das bürokratische Handlungsschema

Das *bürokratische Handlungsschema*<sup>10</sup> restringiert vor allem die Handlungsmuster, die mit der personenbezogenen, individuellen Herangehensweise an den

Klienten verbunden sind, also die Kontaktarbeit, die Informationsarbeit und die Gefühlsarbeit. Die dominierende Rolle nimmt die Dokumentationsarbeit, verbunden mit der Arbeit formeller Beweisführung (Teil der Informationsarbeit), ein. Die Bezeichnung „Bürokratie“ ist in diesem Zusammenhang insofern berechtigt, als die Sozialarbeiter durch verschiedene Motive zu Handlungen veranlaßt werden, die vom Wesen her stark an den Weberschen Idealtyp erinnern. Als erstes sollte das Gesetz als höchste Instanz beachtet und blind befolgt werden. Vorschriften sollten nicht gedreht und gewendet, nicht zurechtgebogen sowie unterschiedlich interpretiert werden. – Hierfür ein kleines Beispiel:<sup>11</sup>

Es meldete sich eine schwangere Frau für eine Unterstützung, jedoch sind am 11. Januar erst acht Monate der Schwangerschaft vergangen. Dann erst kann ich ihren Antrag entgegennehmen. Heute gab ich ihr nur ein Schreiben an das Bezirksarbeitsamt für die Bestätigung der Höhe ihrer Arbeitslosenunterstützung.

Als zweites sollten die Sozialarbeiter im Zuge des bürokratischen Handlungsschemas auf die Effektivität ihrer Handlungen achten, d.h. sie sollten sich nicht mehr und nicht weniger bemühen, als die ihnen formell anvertrauten Aufgaben mit einem minimalen Aufwand an Arbeit hinreichend durchzuführen. Drittens sollten sie sich kein Spiel mit der Institution erlauben.

Im Rahmen des bürokratischen Handlungsschemas definiert der Sozialarbeiter die Situation des Klienten schon beim ersten Zusammentreffen mit ihm, verhält sich kühl, wahrt amtliche Sachlichkeit und Distanz.

Die dokumentarische Wirklichkeit<sup>12</sup> ist schon in ihrem Wesen eine verzerrende, nicht-adäquate und nicht-proportionale Vereinfachung der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Benutzt der Sozialarbeiter das bürokratische Handlungsschema und nimmt die institutionelle Rolle eines „Sozialbeamten“ ein, so findet die einfache Realisierung der dokumentarischen Wirklichkeit statt. Es dominiert das Bestreben, den Aufwand für das Erreichen dieses Zieles zu minimieren (siehe Abb.1).

Der „Sozialbeamte“ bezieht sein gesamtes Wissen über den Klienten aus den Unterlagen (aus den Dokumenten), wobei er die schriftlich nicht dokumentierten Vermutungen und Verdächtigungen hinsichtlich der Situation des Klienten für sich behält – sie haben auch keinen wesentlichen Einfluß auf sein Handeln. Die Informationsarbeit rückt in den Hintergrund (die Unterlagen „sprechen für sich“); sie besteht praktisch ausschließlich in der Verifikation der Authentizität der Unterlagen. Die Kategorisierung des Klienten wird oft auf die im Hinblick auf die Dokumente erforderlichen legalistischen Kategorisierungen reduziert, die sich an den zählbaren, meßbaren und nachweisbaren Kriterien (z.B. an der Höhe des Einkommens) orientieren.

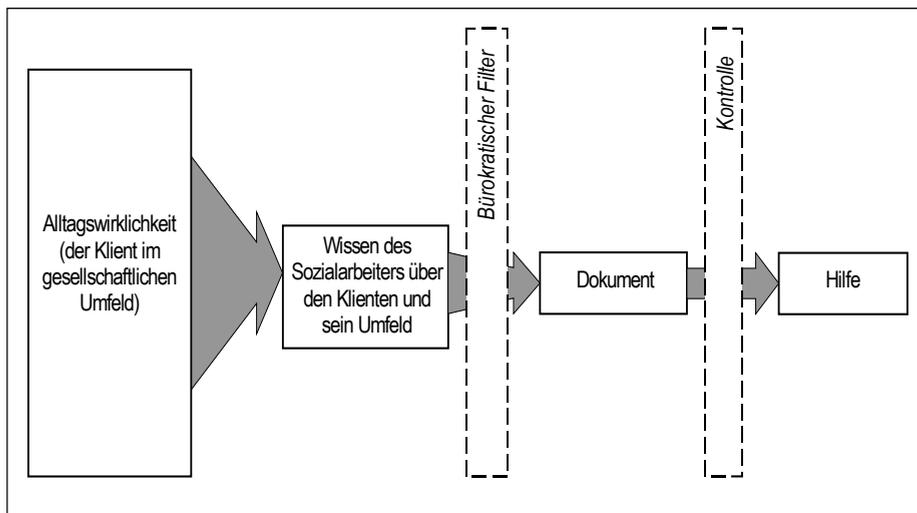


Abb. 1: Herstellung der dokumentarischen Wirklichkeit • das bürokratische Handlungsschema

Im Rahmen des bürokratischen Handlungsschemas hat das Wissen des Sozialarbeiters über den Klienten einen quantitativen Intervallcharakter – es ändert sich stufenweise nach Erhalt entsprechender quantitativer Bestätigung durch Dokumente. Der Klient kann innerhalb einer Woche – beim Vorliegen neuer Meßwerte mit Stufenrelevanz – vom Gesunden zum Invaliden, vom Alkoholiker zum Abstinenzler, vom psychisch gesunden Mensch zum Schizophrenen werden usw.<sup>13</sup> Die formellen Unterlagen beinhalten darüber hinaus in der Regel keine Information über die Ursache des Problems des Klienten – sie beschreiben lediglich die Sachlage zu einem Zeitpunkt (oft ist es allerdings keine Sachlage, sondern eine Dokumentarlage); deshalb begrenzt das bürokratische Handlungsschema wesentlich die Möglichkeiten, den Ursachen der Probleme entgegenzuwirken.

Die Versteifung der Haltung gegenüber dem Klienten hängt nicht nur mit dem ersten Kontakt zu ihm zusammen, sondern betrifft auch beinahe alle weiteren Interaktionen. Dies führt meist zu einem konfrontativen Format des Kontaktes sowie zur Tendenz, die Aushandlungsphasen einiger Arbeitstypen zu umgehen (z.B. der Arbeit am Hilfeplan). Die Haltung des „Sozialbeamten“ gegenüber dem Klienten muß weder den Glauben an die adäquate Abbildung des Falles durch die Anwendung des bürokratischen Verfahrens noch den Glauben an genaue arithmetische Auszählungen miteinbeziehen. Trotzdem versucht der „Sozialbeamte“, keine Regelungen zu umgehen oder diese zu modifizieren. Sein Ziel ist es, einfach das Gesetz zu realisieren. – Hierfür einige kurze Textauszüge:

Ich führe eine Befragung bei XX im Dorf X durch. Er ist geschieden und wohnt bei seiner Mutter Y. Aus den Unterlagen des regionalen Arbeitsamtes geht hervor, daß von seinem Arbeitslosengeld Alimente abgezogen werden und daß ihm für den ganzen Monat 64 Zloties und 50 Groschen bleiben. Nach der Durchführung der Befragung stelle ich einen Antrag auf eine einmalige Zahlung von 60 Zl. Der Klient ist zur Zeit vom Freiheitsentzug im Rahmen seines Strafvollzuges aufgrund seines Gesundheitszustandes – verschleppte Entzündung der Bauchspeicheldrüse – beurlaubt.[...]

Ich bin wieder im Dorf X, in dem ich die Befragung bei Herrn XY, 41 Jahre alt, verheiratet, 3 Kinder, Invalide der Gruppe 3 mit einer Rente von 181,02 Zl, durchführe. Seine Frau, 39 Jahre alt, ist auch Invalide der Gruppe 3 mit einer Rente 164,58 Zl. Frau X und ihr jüngster Sohn sind zuckerkrank; sie sind abhängig von Insulin. Auf eine Person in der Familie fällt im arithmetischen Mittel ein Einkommen von 61,12 Zl, was zu einer Hilfsmaßnahme berechtigt. Ich schlage eine einmalige Zahlung von 60 Zl vor. Dies wird einer Wiederholung bedürfen, aber seit Anfang des Jahres müssen wir haushalten.[...]

Zusammen mit XZ erstellen wir Bescheidschreiben für eine zielgerichtete Hilfe für 79 Personen. Ziemliche Schufferei. Gut, daß bei den je ähnlichen Begründungen einer positiven Entscheidung nicht zuviel getan werden muß. [...]

Ich empfang einen Klienten, welcher eine einmalige Hilfe erbat. Vorerst gab ich ihm eine „Beschäftigungskarte“ und ein Formular für die Bestätigung vom regionalen Arbeitsamt, daß er kein Arbeitslosengeld erhält. Wenn er diese mir wieder zustellt, werde ich die Sache weiterverfolgen. [...]

## 2.2 Professionelle Handlungsschemata

Professionelles Handeln<sup>14</sup> äußert sich vor allem in der Realisierung der Idee bzw. der Ideologie<sup>15</sup> von gesellschaftlicher Hilfe<sup>16</sup>, welche innerhalb der Reflexion über die eigene berufliche Rolle erarbeitet wird. Unterstützt durch ein möglichst großes Wissen über das Anliegen des Klienten werden im Zuge des professionellen Handelns die realen und keine bloß „unterlagenbezogenen“ Problemlösungen gefördert. Im Rahmen des *professionellen Handlungsschemas* nehmen besonders die Arbeitstypen, welche den Person-Charakter des Klienten unterstreichen, sowie die Gefühls- und Kontaktarbeit eine bedeutende Rolle ein. Um ein möglichst umfassendes Bild des Problems zu erhalten, bedarf es eines großen Aufwands in Hinsicht auf den Informationserwerb (Informationsarbeit). Die Dokumentationsarbeit hat hier dagegen keine wesentliche Bedeutung mehr. Die Mechanismen der Bürokratie werden oft nur instrumentell und ironisch-distanziert zur Erreichung des nicht immer offiziell angegebenen Zieles des professionell-beruflichen Handelns genutzt.

Den professionellen Handlungsschemata liegt das größtmögliche Wissen über den Klienten zugrunde. Um solche Kompetenzen zu erlangen – und es handelt sich darum, die „Seele“ des Klienten kennenzulernen – ist es notwendig, eine solide Verständnisebene zu erarbeiten, eine persönliche Annäherung zu erreichen, die Perspektive des Klienten übernehmen zu können und sein Vertrauen zu gewinnen. Die Kontaktarbeit besteht in einem bewußten Nutzen von Regeln alltäglicher Kommunikation mit dem Ziel, den Klienten zu ermutigen, über seine Probleme zu sprechen. Zur Realisierung des professionellen Handlungsschemas gehört die Erweiterung des Geltungsgebietes alltäglicher Regeln – dies bei gleichzeitiger Erhöhung des Bewußtseins für die Benutzung dieser Regeln.

Nicht ohne Bedeutung für eine solche entdeckende Expansion alltäglicher Kommunikationsmuster sind verschiedene – in Polen leider selten vorkommende – Kurse, Trainings oder Bücher, welche sich thematisch auf interpersonelle Kommunikation, Selbstvertrauenshaltungen und milieutypische Aushandlungsmuster beziehen. Die bewußte Anwendung von alltäglichen Fähigkeiten rührt größtenteils von der praktischen Erfahrung her und trägt zur Ausarbeitung eigener Handlungsmethoden bei.

Ein wichtiges Element der Sozialarbeit ist Zeit. Dabei handelt es sich nicht um die physikalische Zeit oder den Rhythmus bürokratischer Prozeduren, sondern um die biographisch aufgefaßte Zeit. Das Ziel der Entfaltung des professionellen Handlungsschemas ist nicht die Befolgung der Gesetze oder die Erfüllung der beruflichen Pflichten, sondern die praktische Verwirklichung der Sozialhilfe, d.h. die tatsächliche Lösung von Problemen des Klienten. Deshalb wird der Klient – wie man es sagen kann – zum Fokus der Krümmung der Zeitachse. Im professionellen Handlungsschema treten allerdings zwei Handlungsströme auf, die mit zwei verschiedenen Zeitperspektiven zusammenhängen. Einerseits muß der Sozialarbeiter sich auf der am Klienten fokussierten konzentrischen Zeitachse bewegen, andererseits muß er an der linearen Achse des bürokratischen Zeitplanes entlang vorrücken.<sup>17</sup> Die Synchronisation dieser beiden Zeitperspektiven ist eine äußerst schwierige Aufgabe. Normalerweise ist die in der konkreten Arbeitssituation vorhandene Zeit nicht ausreichend für ein vollkommenes Verständnis des Falles. Deshalb muß die Wissensaneignung „auf Abkürzungswegen“ geschehen. Dies wird dank der im Laufe mehrjähriger Erfahrung im Umgang mit Klienten ausgearbeiteten „professionellen Tricks“ möglich. Ein bedeutender Teil dieser Tricks äußert sich in verschiedenen Arten der Interpretation „auf den ersten Blick“ (z.B. Erkennung von Alkoholismus, Gewalt oder Unterdrückung in der Familie). Der Weg über „professionelle Abkürzungen“ zur Interpretation der Situation des Klienten wird durch die Akkumulation von Wissen ermöglicht. Während ihrer professionellen Karriere werden von vielen Sozialarbeitern „private“ Theorien betreffend allgemeiner Fragen (z.B. Ursachen von Arbeitslosigkeit) sowie lokaler Fragen (z.B. Gründe für das gehäufte Vorkommen von Alkoholismus in einem Straßenzug) aufgestellt. Zu diesen Theorien gehören die im Laufe der individualisierten analytischen Arbeit an Fällen überarbeiteten ideologischen Thematisierungen und Leitorientierungen, Konzepte wissenschaftlicher oder quasi-wissenschaftlicher Art (Kurse, Bücher, Fernsehprogramme, Wissen aus der Ausbildung des Sozialarbeiters) sowie eigene Erfahrungen.

Andere „professionelle Tricks“ sind mit der Kontaktarbeit verbunden und helfen u.a., die Kommunikation mit dem Klienten zu verbessern. Um psychologisch optimale Voraussetzungen für die Enthüllung der biographischen Wahrheit des Klienten zu schaffen, manipulieren die Sozialarbeiter die Interaktionssituation gewissermaßen über die Veränderung ihrer Raum- und Zeitmerkmale. Zum Beispiel versuchen sie, durch ein „professionelles Lächeln“ den Eindruck von Nähe zu erwecken, sie verkürzen und „erwärmen“ die ungünstige Distanz, maskieren ihren für den Klienten amtlichen und bedrohlichen Charakter, passen die Dauer des Gesprächs dem aktuellen Selbstempfinden des Klienten an und verdecken nachprüfende Fragen mit einer angeblich natürlichen menschlichen Neugier. Mit

anderen Worten: Es handelt sich hier um die strategische Nutzung alltäglicher Interaktionsregeln.

Die Interpretationsarbeit nimmt im Rahmen des professionellen Handlungsschemas eine wichtige Position ein, und bis zu einem gewissen Grade – besonders unter Zeitdruck – ersetzt sie das faktische Wissen oder vervollständigt es. Besondere Bedeutung besitzt hier die Arbeit an der Kategorisierung des Klienten anhand nicht standardisiert meßbarer persönlicher Merkmale (z.B. der Haltung gegenüber dem eigenen Problem und gegenüber der Hilfe). Es sind eben Kategorisierungen solcher Art, die einen wichtigen Einfluß auf die Wahl des angemessenen professionellen Handlungsschemas ausüben.

Wenn der Klient, trotz einer schwierigen familiären und materiellen Situation oder trotz Alkoholismus, nicht aufgibt und alles ihm Mögliche unternimmt, um mit seinem Problem zurechtzukommen, können seine Anstrengungen mit dem *unterstützenden Schema* zusammentreffen. Im Rahmen dieses Schemas hat die Kontaktarbeit gleichzeitig therapeutische Funktion und kann mit Gefühlsarbeit verbunden sein. Sie nimmt Formen des Ermutigens, Mitfühlens, Verstehens und biographischer Unterstützung an.

Regeln alltäglicher Ordnung werden nicht nur zur positiven Unterstreichung des „menschlichen“ Charakters des Klienten genutzt. Um die im Hilfeplan vorgesehenen Verpflichtungen von einem passiven Klienten zu erzwingen, greift der Sozialarbeiter manchmal auch auf die gesprächsimmanenten Mittel einer mehr oder weniger aggressiven Überredung zurück. In anderen Fällen, in denen der enge emotionale Kontakt es dem Sozialarbeiter schwierig macht, den Klienten zur Handlung oder zur Identitätsarbeit zu verleiten, kann sich eine „professionelle Kontaktverschlechterung“ (z.B. durch eine instrumentelle Hervorhebung und Nutzung der offiziellen Sozialbeamten-Attitüde) als zweckdienlich erweisen. Bei Arten, den Kontakt mit dem Klienten zu steuern – die drängende Überredung mit ihren gesprächsinernen Druckmitteln einerseits und die formalisierte Beziehungsgestaltung andererseits – stellen wichtige Varianten des *Mobilisierungsschemas* dar. Um bei passiven Klienten das professionelle Handlungsschema überhaupt durch- bzw. weiterführen zu können, wird in der einen Variante des Mobilisierungsschemas vom Klienten u.a. die offenlegende Rekonstruktion seines alltäglichen Lebenskontextes verlangt, und in der anderen Variante wird dann der offizielle Status des Sozialarbeiters als Amtsperson strategisch genutzt.

Wenn starke Zweifel auftreten, ob die Hilfe dort ankommt, wo sie wirklich benötigt wird, oder ob sie außerhalb der Vereinbarung mit dem Sozialarbeiter Verwendung findet, ist es notwendig, das *Kontrollschema* aufzunehmen. Im Rahmen dieses Kontrollschemas steigt die Bedeutung der Informationsarbeit und besonders die der Beweisbarkeit dieser Informationen stark an; und gleichzeitig verringert sich aber das Vertrauen des Sozialarbeiters zu dem Klienten.

Das Bild der Situation des Klienten ist auf Seiten des Sozialarbeiters systematisch unvollständig. Auf der einen Seite will der Sozialarbeiter den Klienten als „Person“ wahrnehmen; diese Dimension bleibt aber bis zu einem gewissen Grade immer im Verborgenen. Auf der anderen Seite will er die Ursachen der Probleme des Klienten erforschen, welche oft in der fernerer Vergangenheit liegen.<sup>18</sup> Das Defizit an Wissen sowie die Notwendigkeit, die für das Leben des

Klienten wichtigen Entscheidungen zu treffen, stehen im Mittelpunkt einer bedeutenden Paradoxie der Sozialarbeit (Schütze 1992, S. 149-150; Schütze 1994, S. 17). Der Sozialarbeiter, der die Klage um das Sorgerecht vor Gericht vertritt und die Kinder in ein Kinderheim bringen möchte, bekommt immer wieder Zweifel, ob er richtig handelt – um so mehr, als er mit vielen Perspektiven der Definition der Situation konfrontiert wird (mit der Perspektive des Kindes, der seiner Eltern, der des Gesetzes und seiner eigenen). Die Situation beständiger Wissensdefizite erweckt die „professionelle Neugier“: Jede Situation wird ausgenutzt, um neue potentiell brauchbare Informationen zu erhalten; es werden neue Kommunikationskanäle gebildet und neue Informationsquellen erworben. Jetzt ist nicht nur der Klient das Objekt des Interesses des Sozialarbeiters. Auch die Familie des Klienten, sein Nachbar sowie der Briefträger werden ins Feld der Kontakt- und Informationsarbeit hineingezogen.

Das professionelle Handlungsschema richtet sich im Feld der Dokumentationsarbeit grundsätzlich nach dem Prinzip eines eigentümlichen Finalismus. Die Art des Vorgehens bzw. der dokumentarischen Beschreibung dieses Vorgehens ist dem angenommenen Ziel, der tatsächlichen Hilfe bei der Lösung der Probleme des Klienten, untergeordnet. Es wäre sicherlich übertrieben zu sagen, daß „das Ziel die Mittel rechtfertigt“; doch diese Maxime spiegelt durchaus einen Teil der Wahrheit wider. Das folgt in einem gewissen Ausmaß aus der im professionellen Handlungsschema enthaltenen Skepsis und Distanz gegenüber der Maschinerie der Bürokratie. Im Rahmen dieses Schemas sind auch der Glaube an die Gerechtigkeit oder an die Leistung der bürokratischen Arbeitsbereiche in der von mir untersuchten Sozialhilfestelle (SHS) und – folglich – auch der Glaube an den Sinn einer präzisen Dokumentation des Falles<sup>19</sup> nicht zwangsläufig. Dieser Glaube tritt dann auch oft tatsächlich gar nicht auf. Der Sozialarbeiter zweifelt im Bezugsrahmen des professionellen Handlungsschemas in der Regel an der Authentizität des Interesses seiner Vorgesetzten am von ihm bearbeiteten Fall mit dessen individuellem Schicksal. Desweiteren betrifft seine Skepsis zuweilen keine konkreten Personen, die in der SHS beschäftigt sind, sondern Rechtsregeln, welche die Durchführung des erstellten individuellen Hilfeplans erschweren könnten. Der Sozialarbeiter betrachtet die Gewährung konkreter Hilfe als sein grundlegendes Ziel, und von diesem Standpunkt aus nimmt er weitere Handlungen instrumentell in Angriff, z.B. die Herstellung dokumentarischer Wirklichkeit.

Das Wissen auf Seiten des Sozialarbeiters – und gerade an die Kontakt- und die Informationsarbeit tritt der Sozialarbeiter sehr ernsthaft heran – dient der Erstellung des im Hinblick auf die Dokumentation benötigten Bildes der Situation des Klienten. Dieses Bild muß nicht so sehr die dem Sozialarbeiter zugänglichen Informationen widerspiegeln, als – nach Möglichkeit – die Gewährung der geplanten Hilfe für den Klienten garantieren. Ein solcher pragmatischer Filter filtert diejenigen Informationen aus, die – nach der vom Sozialarbeiter vorgestellten Interpretation des den Hilfeplan überprüfenden Vorgesetzten – die Richtigkeit der vorgeschlagenen Hilfe in Frage stellen könnten. Der Sozialarbeiter hebt hingegen diejenigen Informationen hervor – auch an der Grenze von Übertreibung oder Unwahrheit –, welche die vorgeschlagene Hilfe legitimierbar machen (siehe Abb. 2).

Das professionelle Handlungsschema ist außerordentlich flexibel. Die tiefere Kenntnis des Falles ermöglicht dem Sozialarbeiter verschiedene Arten der Verarbeitung des Wissens über den Klienten. Unter den Mechanismen der Wissensverarbeitung sind u.a. *Mystifikation* und anpassende *Zurechtlegung* und *Zurechtbiegung* hervorzuheben.

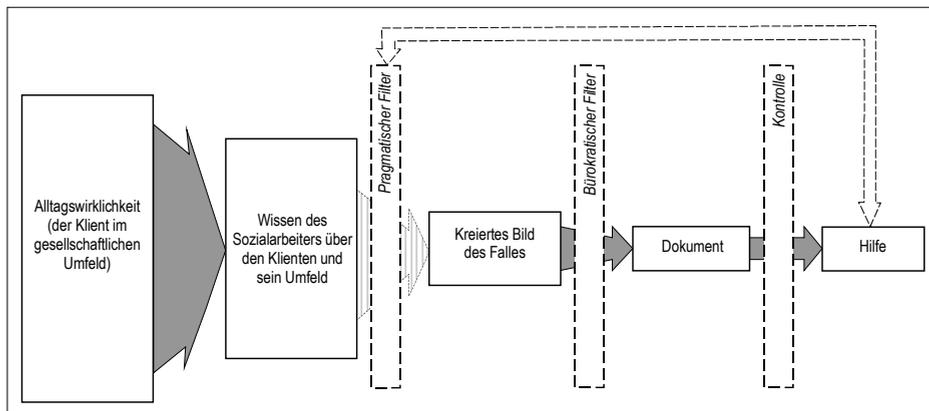


Abb. 2: Herstellung der dokumentarischen Wirklichkeit • professionelles Handlungsschema

Der Sozialarbeiter handelt im Rahmen des Rechts (des Gesetzes, der Durchführungsverordnungen), im Rahmen der innerbetrieblichen Vorschriften sowie nach informellen Gewohnheiten und ebenso im Rahmen des Budgets der SHS. Da er sich dieser Begrenzungen bewußt ist, kann es passieren, daß er im Rahmen des professionellen Handlungsschemas die Wirklichkeit mystifizieren muß, um das Ziel der optimalen Unterstützung des Klienten zu erreichen. Der bürokratische Arbeitsbereich der SHS agiert zu einem gewissen Grade voraussehbar. Der erfahrene Sozialarbeiter kann mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen, ob ein Antrag auf Hilfe (sein Hilfeplan) durch die bürokratische Kontrolle kommt oder nicht. Falls er vermutet, daß der Antrag mit einem kritischen Bescheid zur weiteren Nachbearbeitung zurückgeschickt werden wird, kann er oft sogar voraussehen, was das weitere Schicksal der Antragsprozessierung sein dürfte bzw. sollte. Die konkrete Weiterbearbeitungsmöglichkeit hängt freilich von der Art des kritischen Bescheides ab: Ob er mit Anforderungen und Hinweisen zur Ergänzung zurückkommen wird oder ob in ihm die finanzielle Hilfe bereits abschließend gekürzt sein wird. Mit diesem Wissen über alternative Bearbeitungswege kann der Sozialarbeiter die dokumentarische Wirklichkeit bis zu einem bestimmten Punkt im voraus manipulieren. Es geht hier nicht um perfides oder berechnendes Vortäuschen, denn oft sind sich die Koordinatoren im SHS<sup>20</sup> solcher Mystifikationen bewußt, was eine Täuschung unmöglich macht. Stattdessen geht es in den meisten Fällen um ein Setzen von

Akzenten, d.h. ein Verdeutlichen jener oder ein Ausradieren dieser Elemente der Situation. Selten kommt es – im Gegensatz zu den gerade angesprochenen Nuancierungen und Aspektverschiebungen – zu Fällen offenkundiger vollständiger Mystifikation. In einer solchen wird der eine oder andere Aspekt der empirisch-faktisch andersgearteten Sachlage soweit verändert, bis er zu den dokumentarischen Kategorien paßt.

Die *Mystifikation* beruht grundsätzlich auf der intendierten Deformierung gerade der dokumentarischen Wirklichkeit – und nicht in erster Linie auf derjenigen der existenzweltlichen Wirklichkeit des Klienten. Z.B. machen detaillierte Vorschriften oft das individualisierte Handeln unmöglich und werden deshalb umgangen. Das „Gesetz über öffentliche Aufträge“ beinhaltet die Pflicht des Vergleichs von Angeboten verschiedener Geschäfte, bevor von einer Amtsperson eine Ware gekauft werden kann. Solch eine Prozedur ist aber zu aufwendig, um sie während der Arbeitszeit zu realisieren. Wenn der Sozialarbeiter nun in Auseinandersetzung mit einem Klienten, zu dem er kein Vertrauen hat, selber Kleidung oder Schulsachen für dessen Kinder kaufen will, müßte er sich eigentlich persönlich mit den Preisen in unterschiedlichen Geschäften vertraut machen, ein Protokoll schreiben usw. Dafür hat er aber keine Zeit. Um diese Prozedur zu umgehen, stellt er einen gezielten finanziellen Unterstützungsantrag an die Sozialkasse mit Nennung einer festen Summe zur Auszahlung von Unterstützung. Danach, nach Genehmigung dieses Antrages, holt er die finanzielle Unterstützung zusammen mit dem Klienten persönlich ab, geht ins Geschäft, kauft ein und läßt die Rechnung auf den Namen des Klienten ausstellen. Das praktische Resultat ist das gleiche: der Einkauf genau der ins Auge gefaßten Waren ist sichergestellt. Nur hat hier gerade erst die Umgehung der zeitaufwendigen Prozeduren der Einholung von Vergleichsangeboten die Realisierung der Hilfe ermöglicht. Anderenfalls müßte der Sozialarbeiter auf die Realisierung einer Sachhilfe verzichten und die Unterstützung doch in Bargeld auszahlen. Diese Maßnahme liefe dann aber Gefahr, daß das Geld doch für andere Dinge jenseits des ins Auge gefaßten Unterstützungsplanes ausgegeben würde (z.B. für Alkohol). Oder aber der Sozialarbeiter müßte die Hilfe vollkommen einstellen. – Die Mystifikation der Beschreibung der Situation des Klienten und des Hilfeplanes hat natürlich ihre Grenzen, und oft ist sie auch wenig erfolgversprechend. Die Beschreibung der Fälle selber spielt in der dokumentarischen Wirklichkeit allerdings generell nur eine untergeordnete Rolle. Viel bedeutsamer im Rahmen der professionellen Handlungsschemata ist die allgemeine Strategie der *Zurechtlegung und -biegung* der Gesetzesbestimmungen und Verfahrensregeln.

Ein beträchtlicher Teil der Klienten benötigt eine größere finanzielle Unterstützung, als sie von der SHS gewährt werden kann. Die Mittel der SHS reichen in der Regel selbst bei Anträgen auf Aufstockung des Einkommens des Klienten auf das gesetzlich vorgeschriebene Mindesteinkommen nicht aus. Bei regelmäßig stattfindenden Besprechungsterminen werden die Sozialarbeiter über die Höhe des zur Verfügung stehenden Budgets informiert. Diese Information bedingt, ob sie eine höhere Unterstützung als vorher zugestehen können oder ob sie die Unterstützung mindern müssen bzw. ob Finanzen für zielgerichtete Hilfen vorhanden sind oder nicht. Trotz dieser allgemeinen Hinweise ist der Sozial-

arbeiter nicht zu einer proportionalen Verteilung der Budgetveränderung auf alle Klienten verpflichtet. So kann er – z.B., wenn er einschätzt, daß eine Familie besonders viel Hilfe benötigt – den Erhalt einer höheren Unterstützung beantragen, selbst wenn das die Überschreitung des gesetzlichen Mindesteinkommens bedeutet.<sup>21</sup> Ein solcher über das normale Maß hinausgehender Hilfeplan wird dennoch verabschiedet. Hilfepläne dieser Art unterscheiden sich von anderen Hilfeplänen und werden üblicherweise von den Koordinatoren bemerkt, besonders wenn die finanzielle Situation der Einrichtung prekär ist. Das kann zu einer Intervention des Koordinators führen und so zusätzlichen Aufwand verursachen, z.B. eine telefonische Rechtfertigung des Hilfeplanes.

Die erwähnte Erhöhung der Unterstützung beinhaltet eine Manipulation und Zurechtlegung des gesetzlichen Rahmens und anderer verbindlicher bürokratischer Regelungen des Arbeitsablaufs in der SHS. Manchmal kann der Weg zur angestrebten Bewilligung eines Antrages auf Unterstützung über informelle oder auch über die im Grenzbereich des Formellen liegenden Handlungen führen. Die Bezeichnung „informell“ ist hier sehr weit zu verstehen. „Informell“ meint in diesem Zusammenhang nicht nur die Abweichung vom Gesetz, sondern genauso, und vielleicht hauptsächlich, die Abweichung von anderen bürokratischen Regelungen der SHS. In einem Fall wollte der Sozialarbeiter das Mittagessen für die Kinder einer Klientin finanzieren, welche nicht mit der SHS kooperiert und auch keine Hilfe beantragen wollte, obwohl die Klientin tatsächlich gravierende Schwierigkeiten hatte, die Familie zu versorgen. Unter solchen Umständen sammelte der Sozialarbeiter selbst Informationen über die Familie, die ihm über Dritte zugänglich waren. Auf diese Weise erhielt er aber keine Informationen über das Einkommen der Familie. Die Niederlegung der Information und der Belege über das Einkommen ist jedoch für jede bürokratische Bearbeitung formell notwendig – ob das nun auch inhaltliche Gesichtspunkte für den nachfolgenden Entscheidungsprozeß vermittelt oder nicht. Im erörterten Beispiel hatte diese Information wirklich nur einen formellen Stellenwert: Die Zahlung zum Mittagessen kann nur dann gewährt werden, wenn das Einkommen 130% des gesetzlichen Mindesteinkommens nicht überschreitet. Der Sozialarbeiter wußte entsprechend aufgrund seiner eigenen Beobachtungen und seines Interviews mit der Klientin (d.h. aufgrund seiner Informationsarbeit), daß das faktische Einkommen der Klientin viel niedriger ist; er hatte dafür freilich keine Beweise. Trotz der unvollkommenen Dokumentation und des Mangels an Kooperation auf Seiten der Klientin leitete er den Hilfeplan mit der selber informell eruierten und nur geschätzten Angabe über das Einkommen der Klientin an den Koordinator weiter, ohne den Schätzcharakter der Einkommensangabe deutlich zu machen. – Informelle Handlungsmuster werden also aufgenommen, um formelle Prozeduren zu umgehen. Wenn der Sozialarbeiter nur strikt nach den Vorschriften vorgehen wollte, müßte er entweder den Fall als „nicht existent“ bzw. „eigentlich unproblematisch“ ansehen und ohne Vermerk ablegen bzw. weiterleiten (und damit scheitern lassen). Oder aber, wenn ihm die Notlage der Kinder sehr ernst erscheinen würde, müßte er vor Gericht auf Einschränkung oder den Entzug der Erziehungsberechtigung klagen.

Ein weiteres Problem sind die Termine. Die Sozialarbeiter versuchen, die Bearbeitung derjenigen Fälle „voranzutreiben“, die überfällig sind. Wenn die Hilfe

schnell benötigt wird, können sie auch selber ihre Routinearbeiten beschleunigen. Beispielsweise übermittelt dann der Sozialarbeiter dem Koordinator persönlich und umgehend die Fakten und bittet ihn um unverzügliche Bestätigung, so daß das Geld möglichst in Übereinstimmung mit dem Plan ausgezahlt werden kann. In anderen Fällen möchte der Sozialarbeiter die Kinder ins Ferienlager schicken, obwohl die Eltern den formellen Antragstermin verpaßt haben. Im folgenden Beispiel versucht der Sozialarbeiter, eine solche Situation zu retten:

Am Morgen des nächsten Tages bearbeite ich wieder den Fall der Familie von Frau X. Anja fährt morgen nach Zakopane für einen ganzen Monat zur Erholung, organisiert durch den Verein für Familien. Aber es ist kein Geld da. Vorher hatte ich für diese Reise eine zweckgebundene Hilfe beantragt, jedoch hat die Leistungsabteilung es nicht geschafft, die Auszahlung rechtzeitig umzusetzen (...) Ich organisiere schnell eine Barauszahlung. Also gehe ich zum Direktor zwecks seines Einverständnisses und anschließend gleich zur Leistungsabteilung, dann mit dem Bescheid wieder zum Direktor, sammle Unterschriften in der Buchhaltung und vom Leiter der Leistungsabteilung. Endlich erhalte ich das Geld und bringe es Frau X.

In solchen Fällen muß der Sozialarbeiter neben der Beschleunigung der Handlungen innerhalb seiner Sozialhilfeeinrichtung oft auch die konkreten Probleme bei der Institution, welche die Reise veranstaltet, lösen. Es kommt auch vor, daß vorher noch zusätzliche Kleidungsstücke oder andere Ausstattungsgegenstände für die Kinder beschafft werden müssen.

In manchen Fällen strecken die Sozialarbeiter dem Klienten die Unterstützung, die beantragt wird, aus eigenen Mitteln vor, um die konkrete Hilfe zu beschleunigen. Wenn sich der Klient z.B. beim Verlust seines Personalausweises schnell einen neuen ausstellen lassen müßte, würde der Sozialarbeiter ihm sein eigenes Geld für Fotos leihen und zusätzlich seine Arbeitskollegen in der Meldestelle anrufen, um den Prozeß der Ausstellung des Ausweises zu beschleunigen. Es kommt auch manchmal vor, daß Sozialarbeiter ihre eigenen Sachen, die nicht mehr benötigt werden, an die Klienten abgeben (z.B. Kleidung, Haushaltsgeräte). Diese Vorkommnisse sind aber eher selten, weil sie wahrscheinlich das grundsätzliche Gleichheitsprinzip zwischen den Interaktionspartnern – um welches sich die Sozialarbeiter sonst bemühen – stören. (Geschenke aus privatem Besitz könnten möglicherweise eine kaum realisierbare Verpflichtung zur Erwidmung erwecken).

Ein sehr wesentliches Element der Arbeit im Rahmen des professionellen Handlungsschemas ist ein Netz informeller Kontakte mit verschiedenen Institutionen,<sup>22</sup> die bei der Realisierung des Hilfeplanes hilfreich sein könnten. Ein weites Netz solcher Kontakte erhöht die Effektivität der Handlungen der Sozialarbeiter bedeutend und ermöglicht einen schnellen Zugang zu Informationen.

Das professionelle Handlungsschema unterliegt einer Paradoxie des Aufeinandertreffens zweier unterschiedlicher, diskrepanter Perspektiven der gesellschaftlichen Organisation. Einerseits gibt es die alltägliche Welt, in welcher der Klient als ganze, nicht auf eine Rolle reduzierte, *Person* funktioniert. Andererseits gibt es die Institution, die das Ziel der Schaffung einer *amtlichen Perspektive* verfolgt und in einem derart großen Umfang auf Leistungserbringung und Effektivität ausgerichtet ist, daß eine drastische Reduktion der Aspektfülle des

Gegenstands der Arbeit, also des Klienten, ökonomisch notwendig wird. Diese doppelte Perspektive (die alltägliche und die amtliche) verschafft dem professionellen Helfer die Möglichkeit, an jede Situation auf zwei verschiedene Arten heranzugehen und birgt auch die Gefahr, „Kunstfehler“ zu begehen. Z.B. üben Sozialarbeiter manchmal etwas zuviel Druck auf die alltägliche Verhaltensregulierung des Klienten aus und sprechen ihn in der zweiten Person Singular an, obwohl er volljährig ist. Der Klient kann dies wiederum als Erniedrigung oder Fehlen von Respekt im Herangehen an sein Problem aufnehmen. Weiterhin: eine zu starke Konzentration auf die amtlichen Arbeitsvorgänge (z.B. auf die Ausfüllung von Fragebögen) kann eine Nichtbeachtung des Klienten in seiner situativen Anwesenheit zur Folge haben, wie z.B. wenn der Sozialarbeiter vergißt, dem Klienten in seinem Arbeitsraum einen Platz zum Sitzen anzubieten. Eine solche zufällige „Überspitzung“ des bürokratischen Charakters des Kontaktes und der beruflichen Beziehungsdistanz kann sich auf die weitere Zusammenarbeit retardierend auswirken.

Eine weitere Konsequenz des dilemmatischen Charakters des professionellen Handlungsschemas ist das Bedürfnis, ein komplexes Problem mit anderen Sozialarbeitern zu besprechen und sich andere Sichtweisen und Meinungen zu diesem Problem einzuholen. Die Realisierung des professionellen Handlungsschemas verbindet sich oft mit einer spontanen Art der Gruppenanalyse des Falles.<sup>23</sup> Der mit der professionellen Weise, den Interaktionskontakt mit dem Klienten anzusehen und zu gestalten, verbundene dilemmatische Aspekt sowie das stete Erkennen der normalerweise unsichtbaren Handlungsregeln erhöhen die sensible Bewußtheit der eigenen beruflichen Rolle. So können methodische und handlungsstrategische Reflexionen entstehen und eigene Schematismen bewußt werden.

Die engagierte Sozialarbeit hängt eng mit dem Gefühl der beruflichen Zufriedenheit auf Seiten des Sozialarbeiters zusammen. Die Quelle dieser „beruflichen Befriedigung“ sind einerseits der Klient selber (z.B. hinsichtlich der Lösung seiner Probleme bzw. seiner Einstellungsänderung bei der Bewältigung alltäglicher Probleme) und andererseits die Flexibilität und Konstruktivität des bürokratischen Teiles der Institution (z.B. hinsichtlich positiver Beurteilung des Hilfeplanes, hinsichtlich des Verständnisses und der Wohlgesonnenheit seitens des Amtsvorgesetzten und hinsichtlich des gemeinsamen Gefühls effektiver Problembearbeitung).

Die Verwirklichung des professionellen Handlungsschemas ist mit bestimmten Erwartungen des Sozialarbeiters gegenüber dem Klienten gekoppelt. Jedes Zeichen der Dankbarkeit von Seiten des Klienten wie die Würdigung des vom Sozialarbeiter in diesen Fall investierten Bemühens – jede Dankesbekundung also – mobilisiert zum weiteren Handeln. Das Bemühen, den Fall „durchzusetzen“, verschafft „berufliche Befriedigung“ – allerdings nur dann, wenn der Klient den unternommenen Hilfeplan auch seinerseits weiter fortsetzt und die erhaltene finanzielle Unterstützung nach Plan verwendet. Sind diese Bedingungen vorübergehend oder längerfristig nicht erfüllt, hat der Sozialarbeiter ein Gefühl enttäuschter Erwartungen, was zu einer Einstellungsänderung gegenüber dem Klienten sowie zu einem Wechsel im beruflichen Handlungsschema (vom professionellen hin zum bürokratischen) führen kann. Bei einer permanenten

Nichterfüllung dieser Bedingungen kann es auf Seiten des Professionellen sogar zur Zerstörung seines Sinns der eigenen beruflichen Rolle kommen. – Das professionelle Handlungsschema erscheint somit als ein stetiger Kampf, welcher das Ziel hat, die Probleme des Klienten zu bewältigen. Ein Gewinn dieses Kampfes ist abhängig von der selbständigen freiwilligen Mitarbeit des Klienten. Niederlagen, die der mangelnden Kooperation auf Seiten des Klienten zuzuordnen sind, können für den Sozialarbeiter sehr schmerzhaft sein und führen oft zur Demotivierung bei seinem weiteren professionellen Handeln.<sup>24</sup>

Eine andere – allerdings viel häufigere, obgleich genauso schmerzhaft – Variante der Niederlage im Kampf um die Hilfe für den Klienten besteht in der ausbleibenden Effektivität des Handelns, in der Nichterfüllung der Erwartungen des Sozialarbeiters durch die bürokratischen Maschinerie, die „sich nicht überzeugen läßt“. – Hierzu ein kurzer Textauszug:

Das gesetzliche Mindesteinkommen beträgt 193.99 Zloties brutto. Eine Bedürftige meldete sich bei mir – eine Frau im Rentenalter ohne fürsorgepflichtige Angehörige. Ihr Einkommen betrug 196,80 Zl brutto; von dieser niedrigen Rente mußte sie eine Miete von 70,- Zl sowie Energiekosten von 7,- Zl zahlen. Auf ihren Antrag auf Unterstützung erhielt sie eine Ablehnung. In der aktuellen kritischen finanziellen Situation der kommunalen Sozialhilfestelle in unserer Stadt besteht keine Möglichkeit der Erteilung von Beihilfe aufgrund des Artikels 5. – Den Ablehnungsbescheid schrieb ich mit einem Schmerz im Herzen, und den „moralischen Kater“ kuriere ich bis heute.

Die letztere Form der Niederlage ist besonders schmerzhaft für junge engagierte Sozialarbeiter und verstärkt bei ihnen das Gefühl des fehlenden Verständnisses bei Amtsvorgesetzten. Die Ursache der Niederlage wird entweder „intern“ und personenbezogen (als Folge des eigenen Mangels an personellen Beziehungsressourcen bei der Bewilligungsstelle) oder „extern“ (als Folge der ökonomisch-rechtlichen Bedingungen, die eine Hilfeleistung verhindern) gedeutet. Unter den jungen und engagierten Sozialarbeitern, die noch keine persönlichen Beziehungen zu den Verwaltungsmitarbeitern im bürokratischen Bereich der Institution haben, herrscht die erstere Deutung vor. Dies verbindet sich oft mit dem Vorwurf des bösen Willens bzw. des Fehlens der Bereitschaft zum Verständnis des Falles durch den Sachbearbeiter bzw. Vorgesetzten und ruft einen inneren Konflikt auf Seiten der Sozialarbeiter hervor. Andererseits geht aber die personenbezogene Erklärung der Niederlage mit dem Gefühl des vorläufigen und nur einmaligen Charakters der Niederlage einher: So lange sich der Klient in einer schwierigen Situation befindet und die Aufnahme des professionellen Handlungsschemas lohnenswert erscheint, wird der Kampf zur Bewilligung der amtlichen Unterstützung des Klienten weitergeführt – verloren ist ja nur die Schlacht, aber nicht der Krieg. Das andere Interpretationsmuster, das die Niederlage auf externe ökonomisch-rechtliche Rahmenbedingungen zurückführt, vereinigt alle Mitarbeiter der SHS zu einem Betroffenenkollektiv, verschafft ihnen eine kollektive Perspektive und das Gefühl des gemeinsamen Kampfes gegen den äußeren Feind. Wenn die Niederlage größere Ausmaße annimmt – und z.B. generell mit dem Fehlen von Mitteln in allen Sozialhilfestellen im Bezirk oder im ganzen Land zusammenhängt –, kann sie zum Motor von institutionell-politischen Handlungen werden.

Die Realisierung des professionellen Handlungsschemas zeichnet sich eher durch Zusammenarbeit mit dem Klienten als durch isoliert-individuelle Arbeit des Sozialarbeiters aus.<sup>25</sup> Oftmals werden die Hilfsangebote des Sozialarbeiters mit dem Klienten ausgehandelt. Die obligatorischen Elemente dieses Aushandlungsprozesses sind bereits im Fragebogen des „Milieuinterviews“ – in den „vertraglichen“ Rubriken, welche die mit dem Sozialarbeiter gemeinsam festgelegten Verpflichtungen des Klienten bestätigen – enthalten.<sup>26</sup> Es kommt vor, daß allein schon die Aushandlung (der Meinungs austausch und die Suche nach geteilten Standpunkten) – also die Identitätsarbeit und die biographische Arbeit – den ersten Schritt zur Realisierung des Hilfeplanes darstellt (bzw. darstellen).

Professionelle Handlungsschemata haben ebenso ihre Einschränkungen. Eine ernsthafte Gefahr der zu großen biographischen Annäherung bzw. einer zu diffusen gemeinschaftlichen Perspektive entsteht dann, wenn sich der Kontakt mit dem Klienten auf eine persönliche Ebene verlagert. In dieser Situation verliert der Sozialarbeiter seine professionelle Distanz und sein Selbstbewußtsein. Die persönliche Zuwendung dominiert dann das Handlungsschema, und die Anwendung alltäglicher Regeln der interpersonellen Kontaktaufnahme verliert dann ihren beruflich-strategischen Charakter. Dies führt zu einer zunehmenden Ausschließung der amtlichen Perspektive. Eine weitere Einschränkung des professionellen Handlungsschemas besteht in der Konfrontation mit „Grenzsituationen“<sup>27</sup> im Leben des Klienten, d.h. mit besonders drastischen, umwälzenden und oft unumkehrbaren Geschehnissen (plötzlicher Behinderung, tödlicher Krankheit, Tod von Nahestehenden). In einem solchen Kontext ist authentisches (nicht strategisches) Mitgefühl die angebrachte Reaktion (Fixierung auf die Gefühlsarbeit).<sup>28</sup> Das emphatische Element grenzt in solchen Situationen die Anwendung einer amtlichen Perspektive erheblich ein oder schließt sie geradezu aus, auch wenn diese möglicherweise eine mobilisierende Rolle erfüllen könnte.<sup>29</sup>

### 3. Situationsbedingte Präferenzen

Neben individuellen Faktoren wie Charakter, Temperament und Geduld des Sozialarbeiters ist auch der jeweilige Falltyp für die Auswahl des Handlungsschemas relevant. Das typischste Beispiel für die Realisierung des bürokratischen Handlungsschemas sind Situationen notwendiger und andauernder Nutzung der Hilfe. Dies betrifft Empfänger von Sozialrente bzw. der sog. ausgleichenden, ständigen und garantierten Beihilfevarianten. Der Umfang sowie die Art dieser Leistungen sind überwiegend präzise durch Rechtsvorschriften bestimmt, die dem Sozialarbeiter keine großen Einflußmöglichkeiten gewähren. Die Bearbeitung solcher Fälle besteht in einer entsprechenden Dokumentation sowie in der festgesetzten Auszahlung oder in anderen Leistungen. Dieselbe Prozedur wird durch die SHS bei den ihr zusätzlich zugewiesenen Aufgaben angewandt (z.B. bei der Auszahlung zusätzlichen Wohngeldes, der Zahlung von Familienunterstützung, der Rückzahlung von Ausgaben für Medizin und ähnlichem).<sup>30</sup>

Eine vergleichbare Vorgehensweise wird in Fällen realisiert, die auf keine Besserung hoffen lassen, z.B. bei älteren Menschen, Arbeitslosen ohne Ausbildung, Personen aus Geistig-Behinderten-Schulen mit gravierender Demenz, Personen nach schwerwiegenden mehrfachen Straftaten oder bei Alkoholikern im fortgeschrittenen Stadium der Krankheit. Die Verfahrensweise bei der Betreuung solcher Fälle entwickelt sich bereits in der Anfangsphase der Zusammenarbeit und stabilisiert sich bei weiteren Zusammentreffen. Oft kann sie schon nach einer kurzen Zeit als bürokratische Routine bezeichnet werden.

Kinder von „aussichtslosen“ Klienten werden dagegen ganz anders betreut. Gegenüber ihnen und im Hinblick auf sie heben die Sozialarbeiter oft das bürokratische Verfahren auf und setzen die professionelle Handlungsweise ein. Sie kreieren das dokumentarische Bild des Falles derart, daß die Kinder dieser Klienten Hilfe erhalten (z.B. Mittagessen in der Schule, Bekleidungs-ausstattung usw.).

Fast immer endet die Betreuung von Klienten, die in den Verdacht geraten, nicht ehrlich im Kontakt mit der Institution zu sein und so unberechtigterweise Unterstützung zu erhalten, (d.h. von sogenannten „Ausnutzern“), mit dem bürokratischen Handlungsschema. Wenn der Sozialarbeiter anfängt, den Klienten als bewußten Ausnutzer der finanziellen Hilfe zu betrachten, wird er zunächst versuchen, den Klienten mit professionellen Methoden zu beeinflussen, z.B. den Klienten mit möglichst großer Anstrengung zu einer Einstellungsänderung zu bewegen. Wenn jedoch diese Bemühungen den gewünschten Erfolg nicht erbringen, wird auf das bürokratische Handlungsschema zurückgegriffen.<sup>31</sup> Diese Art des Vorgehens wird oft gegenüber jenen realisiert, die versuchen, geteilte Haushalte zu deklarieren, obwohl der faktische Stand der Dinge nach Meinung des Sozialarbeiters anders ist. Entsteht der Verdacht, daß das alleinige Ziel des Klienten die finanzielle Ausnutzung der Institution ist, erstellt der Sozialarbeiter eine arithmetische Aufteilung der bereits bewilligten Mittel auf die einzelnen vom Klienten „künstlich“ erzeugten Haushalte, so daß dem Klienten kein finanzieller Vorteil aus der Aufteilung erwächst. Ähnlich ist es, wenn der Sozialarbeiter den Verdacht hat, daß der Klient inoffiziell der Erwerbsarbeit nachgeht, oder falls sein Lebensstandard (oder Besitz<sup>32</sup>) wesentlich höher ist – bzw. aus der Sicht des Sozialarbeiters erscheint –, als es aus seiner Einkommensdeklaration hervorgeht. In solch einer Situation erteilt der Sozialarbeiter die geringst mögliche Unterstützung, weil er davon ausgeht, daß der Klient bald des Aufwandes für solche geringen Beträge überdrüssig sein wird, wenn er alle drei Monate zum Sozialamt gehen, Dokumente ausfüllen und aus seinem Leben erzählen muß.<sup>33</sup> – Es ist wichtig zu beachten, daß die gerade genannten Fälle kein typisches bürokratisches Handlungsmuster darstellen. Der Sozialarbeiter muß in der Anfangsphase seines Klientenkontaktes zunächst sehr viele Informationen über den Klienten sammeln und sich von seiner Diagnose überzeugen, um anschließend eine begründete Entscheidung über die arithmetisch-formale Handhabung oder die Erteilung einer minimalen und entmutigenden Unterstützung zu fällen. In diesem breiten ersten Stadium des Handelns bis zur Maßnahmenentscheidung haben wir es vielmehr mit einem professionellen Handlungsschema zu tun, das in der strategischen Verwendung bürokratischer Prozeduren besteht (d.h. mit einem *entmutigenden* professionellen Handlungs-

schema). Nach einer bestimmten Zeit beginnt dieses sich jedoch in das faktische bürokratische Handlungsschema zu verwandeln – der Sozialarbeiter verfestigt eine bestimmte Art des Verhaltens gegenüber dem Klienten; schrittweise interessiert er sich weniger für dessen Probleme und sammelt auch weniger Informationen. Der Effekt ist, daß die folgenden Entscheidungen nicht mehr aus einer voll bewußt getroffenen Wahl, sondern aus einer einfachen Fortführung standardisierter Prozeduren resultieren.

Außerdem ist die Arbeitsbelastung des Sozialarbeiters ausschlaggebend für die jeweilige Wahl des Handlungsschemas. Zum einen nimmt die Realisierung des professionellen Handlungsschemas sehr viel Zeit in Anspruch und verlangt wesentlich mehr Engagement auf Seiten des Sozialarbeiters als das bürokratische, denn er muß bedeutend mehr Informationen sammeln, bedeutend mehr Kontakte knüpfen, Verhandlungen führen und das kreierte Bild des Falles dann nachträglich anschauen und reflektieren. Zum anderen verstärkt ein Übermaß an „bürokratischen“ Pflichten (z.B. das Ansinnen von zusätzlichen Aufgaben wie der Auszahlung des Mietzuschusses und der Familienunterstützung oder das Anwachsen der Arbeitsbelastung durch die „periodische Anpassung“ der Sozialleistungen an die Inflationsrate) die Tendenz zur Aufwandsminimierung. Für letzteres ein Beispiel aus dem Tagebuch eines Sozialarbeiters:

Es herrscht Aufregung und Unsicherheit, ob die uns auch noch die Bearbeitung von Wohngeldanträgen „hineinschieben“. Endlich hat der Gemeindevorsteher entschieden, daß sich stattdessen Mitarbeiter des Gemeindeamtes damit befassen sollen. Eine wahrhaftige Erleichterung, sonst wären wir in diesen zusätzlichen Arbeitsgängen total versackt.

Zudem verwickelt das professionelle Handlungsschema den Sozialarbeiter in Handlungen, deren Effekte nicht vorhersehbar sind. Seine Arbeit kann durch den Verwaltungskordinator<sup>34</sup> der SHS hinterfragt und beanstandet werden und somit Modifizierungen der Hilfsaktivitäten erforderlich machen. Im Falle der äußeren Kontrolle setzt sich der Sozialarbeiter dem zusätzlichen Risikostreß einer negativen Beurteilung durch den Vorgesetzten bis hin zu negativen „dienstlichen Konsequenzen“ aus. – Auch hierfür ein Zitat:

Außerdem gibt es die Kontrolle durch die SHS [es handelt sich offensichtlich um die höhere Instanz, z.B. um die städtische oder woiwodtschaftliche SHS]. Eine meiner Vorgesetzten kam herein und kontrollierte die Unterlagen, alle Papiere, das Ausgangsheft. Es kommt mir vor, als ob sie mich bei irgend etwas erwischen will. Aber wobei? Ich bin aufgeregt, eigentlich erschrocken, weil sie doch Macht über mich hat. Wieder meldet sich mein Minderwertigkeitsgefühl, aber warum? Ich kann mir das in keiner Weise erklären. Einer der Vorwürfe ist, daß ich eine unsaubere Handschrift habe.

Auch die berufliche Erfahrung ist hier nicht ohne Bedeutung. Sie kann sowohl eine positive als auch eine negative Rolle spielen. Erfahrung erweist sich als hilfreich, insofern sie den Aufbau von professionellen Handlungsschemata betrifft. So verfügen die Sozialarbeiter über ihre eigenen Techniken, das Bild der Bedürfnisse des Klienten herzustellen (z.B. wird anstelle eines Antrags auf Beihilfe zum Weihnachtsfest ein Antrag auf Mittel für Winterbekleidung gestellt). Mit einer gewissen Vorsicht kann man hier von professionellen Routinen sprechen. Eine weitere positive Funktion der Erfahrung ist die Minimierung des Risikos der Zurückweisung des Hilfeplans durch die Bewilligungsstelle bzw. den

Verwaltungskordinator. Der langjährige Mitarbeiter weiß, wie man eine Dokumentation zu erstellen hat, die nicht beanstandet werden wird. Für den Fall, daß er in einer Frage Zweifel hat, weiß er, wie er auf den Verwaltungskordinator Einfluß nehmen kann. Außerdem hat er oft auch eine höhere Reputation als jüngere Kollegen und kennt die Vorgesetzten auch auf privater Ebene – aus diesen Gründen wird es auch schwierig für den Vorgesetzten, die Anträge von erfahrenen Mitarbeitern zu beanstanden. Anders ist es, wenn der Sozialarbeiter fast ausschließlich nur Erfahrungen in der Realisierung von Verwaltungsprozeduren hat. Eine solche „Einübung“ ist entgegen der landläufigen Meinung oft nur hinderlich und erschwert die Aufnahme eines kreativen Handlungsformates.

Die Form der jeweils aufgenommenen Hilfetätigkeiten ist auch abhängig vom Berufsbewußtsein. So gibt es Sozialarbeiter, die sich die Fallgeschichten ihrer Klienten intensiver betrachten, die mehr sehen und mehr sehen wollen. Solche Konzentration von Interesse bedeutet immer, daß man sich dem Klienten als Mensch nähert. Selbst der hoffnungsloseste Fall oder der raffinierteste „Ausnutzer“ erhält durch diese biographische Annäherung menschliche Gestalt und ist nicht länger ein karrikaturhaft vereinfachter, ausschließlich bedenkenloser, gedankenloser oder nur auf die Ausnutzung der SHS bedachter Tollpatsch oder Schwindler. Stattdessen bekommt er zusätzliche, wenn auch schwach konturierte, persönliche Dimensionen. Das Deutungsmuster verändert sich dann dahingehend, daß z.B. ein Klient, der dauerhaft ohne Chance auf dem Arbeitsmarkt ist, als ein „Fürsorge-Papa“ und daß z.B. ein Klient, der über seine Verhältnisse lebt, als ein „zu eigener Haushaltsführung unfähiger Chaot“ betrachtet und typisiert wird. Die zusätzlichen persönlichen Betrachtungsdimensionen können den Impuls zur Wandlung des Handlungsschemas hin zum professionellen auslösen.

Die Situation verändert sich, wenn der Sozialarbeiter nur das ausführende Organ der ihm anvertrauten Arbeitsgänge ist. Er wird sich dann nicht auf die erneute Erkundung eines schon dokumentierten Falles konzentrieren, und er wird keine komplexen Zusammenhänge der „Lebenswahrheit“ des Klienten ermitteln. Mit der bürokratischen Sequenz im Kopf interessiert er sich nur für diejenigen Informationen, die unbedingt zur Erstellung und Ausfüllung der Dokumente notwendig sind.

Die Tendenz zur Hilfeminimierung hat oft ihren Ursprung in den moralischen Überzeugungen des Sozialarbeiters. Er wägt die negativen Einstellungen gegenüber „fordernden“ und „ausnutzenden“ Klienten gegen die positiven Einstellungen gegenüber bescheidenen Klienten, „die tatsächlich bedürftig sind“, ab. Der Sinn für soziale Gerechtigkeit hat darüber hinaus eine ideologische Seite: Die beantragten Hilfeleistungen werden z.B. von der Perspektive eines berufstätigen Steuerzahlers aus bewertet (und gegebenenfalls reduziert), der die von seinem Geld lebenden „Parasiten“ nicht mehr tolerieren möchte. – Auch hierfür das Zitat eines Sozialarbeiters:

Die Bezüge eines Sozialarbeiters unterscheiden sich kaum von den finanziellen Unterstützungen ihrer Klienten, welche weiterhin Nutznießer sind, und das tut uns um so mehr weh, da wir Steuer bezahlen. Eine Politik wie diese zeigt die gesellschaftliche Ungerechtigkeit im hohen Maße und das Fehlen von Respekt für den Menschen.

Die Realisierung des bürokratischen Handlungsschemas in solchen Situationen wird von einem zusätzlichen objektiven Umstand begünstigt. Bei Klienten, die häufig Einspruch erheben, wird eine Korrespondenz mit verschiedenen hierarchischen Ebenen der SHS notwendig, so daß die betreffenden Unterlagen zwangsläufig einer Kontrolle unterliegen. Aus diesem Grunde müssen sie besonders umsichtig geführt werden. Jeder Antrag, bei dem der Sozialarbeiter eine Ablehnung erwartet, vorbereitet oder selber ausspricht, muß mit Einzelheiten hinsichtlich der Rechtsvorschriften genau begründet werden. Die Konsequenz eines derartigen Zuwachses an Arbeit ist eine Beschränkung der Zeit für Tätigkeiten, die über den bürokratischen Standard hinausgehen, z.B. Arbeit an der Selbständigkeit des Klienten, Vertiefung der Informationsarbeit, Kontaktarbeit u.ä.

#### 4. Modelle der Sozialarbeit

Die Sozialarbeit verbindet drei Perspektiven des gesellschaftlichen Lebens: die alltägliche Wirklichkeit, die bürokratisch-dokumentarische Wirklichkeit sowie die Wirklichkeit der professionellen Arbeit.

Jeder Sozialarbeiter ist tagtäglich ein normaler Teilnehmer der gesellschaftlichen Interaktion, er ist ein kompetenter und aktiver Nutzer alltäglicher Interaktionsmuster, er ist – im ganzen Sinne des Wortes – eine *Person*. Er besitzt ein Gemeinschaftsgefühl des solidarischen Zusammenhangs mit seiner gesellschaftlichen Umwelt, er fühlt eine emotionale Verbundenheit mit ihm Nahestehenden, er kennt Haß, Ärger und Liebe, menschliches Unglück oder gar Tragödie. Er kann andere verstehen und hat das Gefühl, daß er von ihnen verstanden wird. Er weiß, was sich gehört und was nicht, wie man neue Bekanntschaften macht und wie man problematische Kontakte meidet. All diese Fertigkeiten und Regeln des alltäglichen Lebens sind bis zu einem bestimmten Grade „transparent“ – jedermann richtet sich nach ihnen, obwohl kaum jemand ihrer gewahr wird.

Wenn eine Person Mitarbeiter einer Institution, d.h. einer öffentlich und formal organisierten Einrichtung des Sozialwesens, wird, steht sie vor der Notwendigkeit, sich dem formal-steifen Verfahrensrahmen der Organisation zu fügen – in bestimmtem Grade fängt die Person an, *Beamter* zu sein; handelt es sich um totale Institutionen, kann sie sogar ein Aufseher werden.<sup>35</sup> Die im Rahmen der Institution verbindlichen formalen Regeln sind – im Unterschied zu alltäglichen Regeln – im alltäglichen Sinne nicht intuitiv, insbesondere nicht am Anfang der institutionellen Karriere.<sup>36</sup> Es ist zunächst notwendig, sich voll bewußt mit den formalen Verwaltungsregeln vertraut zu machen; nicht selten müssen diese auch erst noch erlernt werden. Oft erscheinen die Regeln zu unflexibel, zu explizit (die meisten institutionellen Regeln sind schriftlich im Kodexformat fixiert; die wichtigsten werden manchmal sogar am Arbeitsplatz ausgehängt) und zu kompliziert. Natürlich sind in bürokratischen Institutionen überwiegend schriftliche Dokumente die Gegenstände der Arbeit, die sich im Sinne von Verhandlungsgegenständen nicht in alltägliche Regelungen einbeziehen lassen; die berufliche Arbeit der Sozialarbeiter ist aber überwiegend von den Regelungen des alltäglichen Lebens geprägt.

Die SHS ist demzufolge nicht einfach nur eine bürokratische Institution. Der Gegenstand der Arbeit sind hier Menschen – im allgemeinen normale Teilnehmer des gesellschaftlichen Lebens. Außerdem wurde die Einführung solcher Institutionen wie die der SHS in modernen Kulturen aus der Idee zur Hilfe für den schwächsten Teil der Gesellschaft geboren.<sup>37</sup> Der Sozialarbeiter hat einerseits mit Menschen zu tun – mit solchen (betroffenen, unterprivilegierten) Menschen, gegenüber denen die Gesellschaft eine Verpflichtung besitzt. Andererseits muß er eine dokumentarische Wirklichkeit erstellen, weil der Gegenstand der Arbeit der SHS ebenso auch Unterlagen (Dokumente) sind, welche die Verwirklichung der sozialen Mission begleiten. Er muß gleichzeitig *Person* und *Beamter* sein.

Die *Professionalität* findet dort statt, wo die personenbezogene und die dokumentarische Ebene des Arbeitsgegenstandes einander berühren und sich überlappen. *Person* und *Dokument* (Unterlage) sind Begriffe zweier völlig verschiedener Ordnungen, die nicht miteinander vergleichbar sind. Aus dem Blickwinkel des Sozialarbeiters sind der Klient und die ihm zugehörigen Unterlagen jedoch nur zwei Seiten des selben Arbeitsgegenstandes. Wenn jener Gegenstand von innen her betrachtet wird, also aus der alltäglichen Perspektive, dann steht zweifellos der Mensch, d.h. die mit dem freien Willen ausgestattete Person, der Akteur, im Mittelpunkt. Geht man jedoch von der äußeren Perspektive, also vom Blickpunkt der Institution, aus, dann scheint der Klient aufgrund der bürokratischen Regelungen mit seiner persönlichen Akte oder mit anderen ihn betreffenden und durch die festen Regeln der bürokratischen Ordnung bestimmten Unterlagen identisch zu sein.<sup>38</sup> Nur mit solchen „dokumentarischen“ Klienten haben die höheren Instanzen der SHS zu tun.

Die Arbeit mit dem Klienten beinhaltet eine notwendige pragmatische Synchronisation der realen Entwicklung seiner Lebensgeschichte mit dem Verlauf seiner dokumentarischen Geschichte. Diese beiden Gebiete des gesellschaftlichen Lebens sind, obwohl sie unterschiedliche Verhaltensmuster und divergente Wertesysteme enthalten, voneinander nicht vollkommen isoliert. Der Sozialarbeiter, der ja stets an der Grenze zwischen beiden Gebieten steht, kann bis zu einem bestimmten Grade die Situation reinterpreten (indem er z.B. das bürokratische Verhaltensmuster in der Interaktion mit einem schwierigen Klienten anwendet, die alltäglichen Wertorientierungen jedoch in der Verhandlung mit der Institution zugunsten eben dieses Klienten benutzt). Jeder Kontakt mit dem Klienten ist also mit einem notwendigen Konflikt zweier Standpunkte (als *Alltagsmensch* oder als *Beamter*) verknüpft und bringt somit die fortlaufende Notwendigkeit einer Auswahl der jeweils dominant zu setzenden Perspektive mit sich. Die Schwierigkeiten und Belastungen dieses permanenten Auswahldrucks werden durch die im Laufe der Reflexion über die eigene Berufsrolle ausgearbeiteten praktischen Interpretationen der Sozialhilfe und die ihnen zugrundeliegende gesamtgesellschaftliche und mehr noch berufskollektive Ideologie verstärkt. Diese Ideologie, dieses berufstypische Glaubenssystem hinsichtlich der Funktion des Sozialarbeiterberufs und seiner Sinnorientierung, legt Nachdruck auf die Unterstützung – auf der personenbezogenen Ebene – des schwächeren Teils der Gesellschaft sowie auf die Berücksichtigung der individuellen, persönlichen Erfahrung, u.a. gerade auch des Erlebens von Tragödien

und Unglücksfällen, und nicht nur auf die Korrektur objektiver Anzeichen von Armut (Höhe des Einkommens usw.).

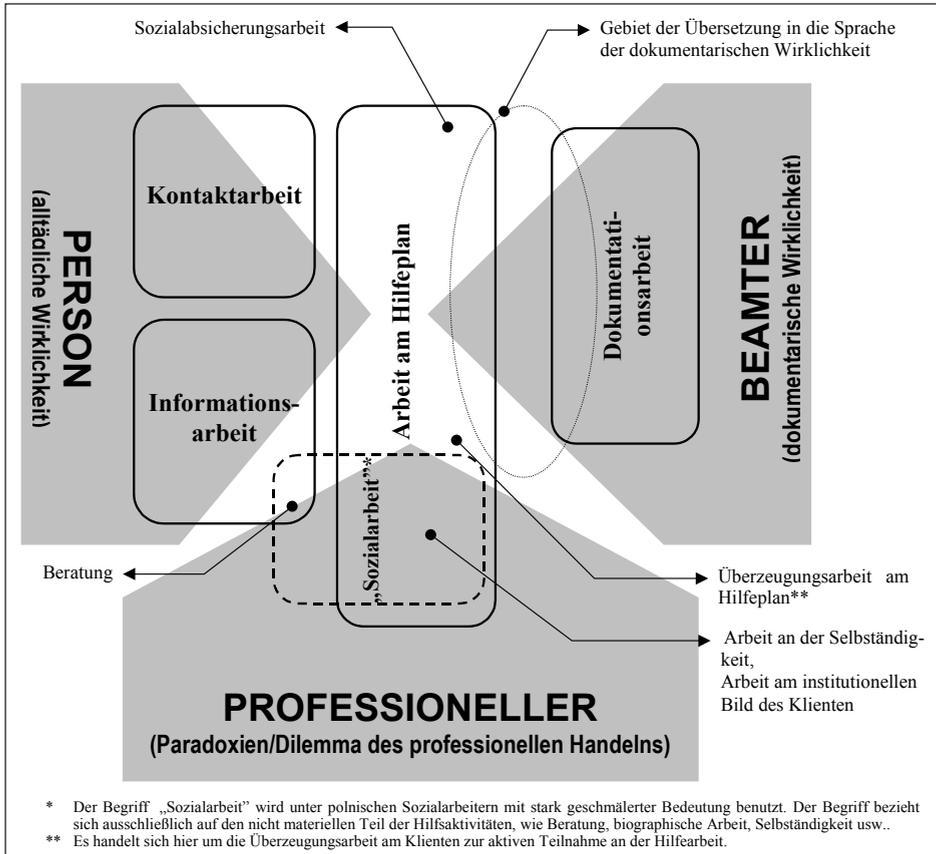


Abb. 3: Modell der Sozialarbeit

Die von mir skizzierten Perspektiven auf die Sozialarbeit ermöglichen nunmehr das Erstellen von drei Modellen der Herangehensweise an den Beruf des Sozialarbeiters.

Modell A (Abb. 4) stellt einen Sozialarbeiter-Typus dar, dessen dominierende Perspektive die eines Beamten (des „Sozialbeamten“) ist. Das personenbezogene (alltägliche) Verhaltensmuster ist meistens ausschließlich auf die Kontakt- und Informationsarbeit begrenzt, der Bereich der Perspektivenüberlappung zwischen Klient und Sozialarbeiter ist verhältnismäßig klein und hauptsächlich auf das Anfangsstadium des Kontaktes beschränkt. Aus diesem Grunde sind auch der dilemmatische Aspekt der Arbeit sowie ihre biographische Bedeutung für den Sozialarbeiter gering. Das dominierende bürokratische Handlungsmuster

reguliert den größten Teil der Interaktion mit den Klienten wie auch mit der Verwaltungs-Institution. Die Fertigkeit, mit der bürokratischen Perspektive umzugehen – die „Beamtenintuition“ -, erhöht die Chance der Realisierung des Hilfeplanes wesentlich. Gleichzeitig fehlt der Beamtenperspektive jedoch die Möglichkeit zu erkennen, welche Umstände die Probleme des Klienten verursachen. Die Ausblendung des personenbezogenen (biographischen) Charakters der Klientenprobleme führt zur Minderung der Adäquanz der beantragten Hilfe. Die auf diese Weise gewährten Leistungen vermögen es nicht, die tatsächlichen Nöte des Klienten zu mildern.

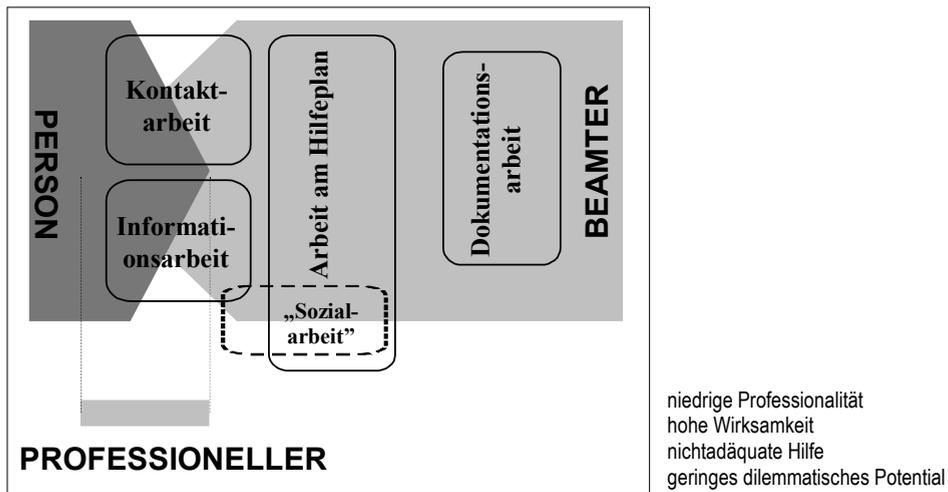


Abb. 4: Modell A

Umfaßt die professionelle Perspektive ein möglichst breites Spektrum beruflicher Handlungen (mit anderen Worten: Kommt es zur weitflächigen Überlagerung der personenbezogenen und der amtlichen Perspektive),<sup>39</sup> so kann man vom zweiten Modell der Sozialarbeit sprechen (Abb.5).

Diese Handhabung der beruflichen Situation ermöglicht die Verbindung der Orientierung auf die Adäquanz der persönlichen Hilfe mit der Orientierung auf die Effektivität der Hilfe sowie die Verbindung des Verstehens des personenbezogenen Charakters des Problems des Klienten mit der effektiven Aushandlung des Hilfeplans mit der Institution. Die Effektivität einer solchen professionellen Sozialarbeit kann höher sein als die durch die Beamtenperspektive dominierte, weil die professionelle Sozialarbeit den Spielraum von Optionen erweitert, mit denen der Sozialarbeiter hinsichtlich der Gestaltung und Realisierung des jeweiligen individuellen Hilfeplans disponieren kann: Neben den offiziellen institutionellen Mitteln werden informelle Mittel zugänglich; neben den aus den Standardprogrammen der SHS erlangten Unterstützungen können Unterstüt-

zungen aus anderen Quellen verfügbar gemacht werden (aus anderen Organisationen, von Privatpersonen usw.). Außerdem kann die strategische Nutzung der Beamtenperspektive ein Element des Hilfeplanes werden und der Mobilisierung des Klienten zur Selbständigkeit dienen.

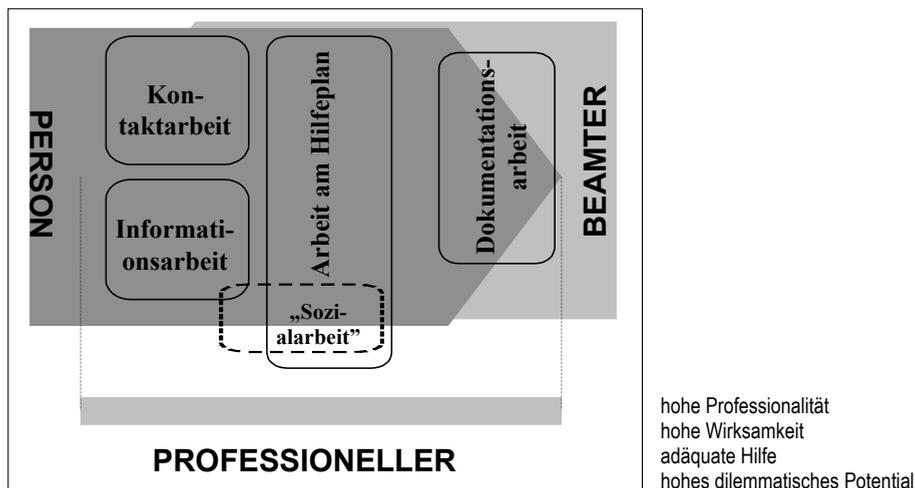


Abb. 5: Modell B

Die unvermeidlichen Kosten dieses Modells beziehen sich auf das Anwachsen des dilemmatischen Charakters der Arbeit sowie auf die Notwendigkeit von viel Engagement und Kreativität. Der Sozialarbeiter muß eine Wahl nach der anderen treffen, stetig und bewußt zwischen unterschiedlichen Perspektiven wechseln und je falladäquate Handlungsschemata aufbauen. Die Notwendigkeit der Wahl bindet sich an die Notwendigkeit des Bewußtwerdens möglicher Varianten. Entscheidend begrenzt werden dabei die „Transparenz“ und die unproblematische Nutzung von alltäglichen Handlungsregeln. Die Aktivität ist nicht mehr spontan und nimmt die Form einer organisierten Arbeit (der Realisierung durchdachter, geplanter und kontrollierter Handlungsschemata) an.

Während besonderer berufsbiographischer Stadien und/oder angesichts besonderer Problemkonstellationen in der Klientensphäre und/oder neuer Kollektivforderungen an die Sozialarbeit tritt in einem gewissem Ausmaß ein drittes Modell der Sozialarbeit hervor (Abb. 6), in welchem die personenbezogene Perspektive die dominierende Rolle spielt. Eine solche Herangehensweise an die Sozialarbeit läßt sich in der SHS im Anfangsstadium der Einarbeitung junger Sozialarbeiter empirisch beobachten. Normalerweise endet sie auch wieder schnell. Entweder findet eine Veränderung der Perspektive auf Seiten des Sozialarbeiters statt (hin zur bürokratischen oder zur professionellen), oder es kommt zur Entlassung des Sozialarbeiters. Neben Repressalien durch den bürokratischen Vorgesetzten

riskieren die Sozialarbeiter, die das personenbezogene Herantreten an den Klienten bevorzugen, auch eine negative Beurteilung durch andere Mitarbeiter – oft werden sie als empfindlich, naiv, gutgläubig, nicht resolut genug und nicht erfolgreich eingeschätzt; und außerdem wird ihnen unterstellt, sie könnten nicht die richtige Distanz wahren. Obwohl der dilemmatische Aspekt dieser Form der Sozialarbeit eigentlich gering ist, wird er von dem betroffenen Sozialarbeiter außerordentlich schmerzhaft wahrgenommen. Nach ihrer verhältnismäßig unproblematischen Vorbereitungsarbeit treffen die – gemessen an den institutionellen Standardverfahren – zu weitgehenden Hilfepläne eines solchen (jungen, unerfahrenen) Sozialarbeiters auf die Kritik des bürokratischen Teils der Institution, weil deren finanzielle und rechtliche Einschränkungen von ihm, dem Sozialarbeiter, nicht hinreichend beachtet worden seien.

Das Modell der überwiegend personenbezogenen Perspektive stellt zudem im bestimmten Grade die Sozialarbeit in Grenzsituationen dar, die z.B. durch das Auftreten von AIDS, plötzliche Behinderungen oder den Tod von Nahestehenden gekennzeichnet sind.

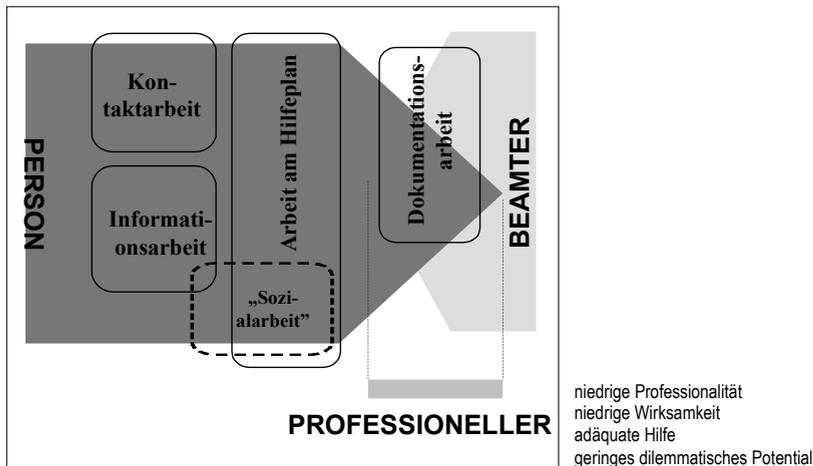


Abb. 6: Modell C

Die Notwendigkeit der Wahl der beruflichen Perspektive erzeugt Paradoxien des professionellen Handelns.<sup>40</sup> Die Entscheidung in einer Situation beruflicher Aporie muß stets vorläufigen Charakter haben, denn eine Verhärtung des Blickpunktes wird immer eine berufliche bzw. professionelle Niederlage hervorrufen. Der Sozialarbeiter, der zu oft die personenbezogene Perspektive anwendet (Modell C), wird keine Hilfe von den bürokratischen Strukturen der SHS erhalten, und er wird nicht in der Lage sein, sich in die Pflichten der Institution einzubinden. Der Sozialarbeiter, der praktisch nur nach der Beamtenperspektive vorgeht (Modell A) und das Dokument als seinen grundlegenden Arbeitsge-

genstand betrachtet, wird nicht in der Lage sein, zur personenbezogenen Dimension des Problems des Klienten vorzudringen, was zu einem Widerspruch mit der beruflichen (und gesamtgesellschaftlichen) Ideologie der gesellschaftlichen Hilfemission und dem Sinn der Profession führen würde. Beide Positionen, wenn auch in ihrem Wirksamkeitsanspruch gleich unerfüllt, sind nicht gleich wahrscheinlich. Wenn einerseits die Fixierung auf die personenbezogene Perspektive den Sozialarbeiter aus der institutionell-bürokratischen Ordnung ausschließt (er wird entlassen, falls er sich nicht in dienstliche Pflichten einbindet), so kann andererseits die Fixierung auf die Dokumentationsaufgabe die Position des Berufstätigen in der Institution stärken (obwohl sie ihn zugleich aus dem Orientierungsrahmen der Profession im Sinne von Berufung ausschließt).<sup>41</sup>

## 5. Schlußfolgerung

Die soziale Organisation der Sozialarbeit ist der Kerngegenstand der präsentierten Analyse; sie determiniert jedoch nicht die konkrete Realisierung der Sozialarbeit in der realen Begegnung mit dem Klienten. Die organisierte Hintereinanderschaltung einzelner Arbeitstypen sowie die Auswahl ihrer Vermischungsverhältnisse und ihrer sequentiellen Arten der Realisierung sind erst nach dem Erkennen des Problems des Klienten möglich. Das Wissen über den Klienten und sein gesellschaftliches Umfeld ist der grundsätzliche Schlüssel für die Handlungsorganisation der Sozialarbeit und eröffnet erst die Möglichkeit der Realisierung verschiedener Handlungsschemata. Das ist jedoch nicht der einzige Schlüssel, denn neben der Art des Falles beeinflussen auch institutionelle Faktoren (die Organisation der SHS, der Umfang von Pflichten) sowie das Bewußtsein (Bewußtsein der Profession, Gefühl der Berufung) den Verlauf der Arbeit. Der letztere Faktor verbindet die kollektive Art der Herangehensweise an berufliche Aktivitäten mit der individuellen Arbeit an der eigenen beruflichen Rolle und ermöglicht den Aufbau von verschiedenen Modellen der Sozialarbeit. Die Art und Weise des Agierens des Sozialarbeiters im Rahmen eines der drei Modelle der Sozialarbeit ist unter anderem – insbesondere neben den jeweiligen Fallkontexten und situativen Arbeitsdrücken – von seiner biographischen Karriere und seiner beruflichen Sozialisation abhängig.

Es wäre interessant, die präsentierten Ergebnisse mit dem Verlauf der biographischen Erfahrung der Sozialarbeiter zu konfrontieren. Der Zusammenhang zwischen dem professionellen Modell der Herangehensweise an den Beruf (Modell B) und dem entsprechenden biographischen Handlungsschema im Sinne der intentionalen und aktiven Gestaltung einer eigenen persönlichen Lebenskonzeption könnte die tiefe Bedeutung der professionellen Arbeit für die Prozesse der Konstruktion eigener Identität und für die Gestaltung und Verarbeitung biographischer Erfahrungen veranschaulichen. Der Zusammenhang zwischen dem institutionellen Ablaufmuster als biographischer Prozeßstruktur der Orientierung an normativen Karriereerwartungen des Lebens und normalisierten Lebensablaufmustern<sup>42</sup> und der Einstellung des typischen „Sozialbeamten“ (Modell A) könnte hingegen den Einfluß sehr formaler institutioneller Organisation auf die Vorstellung sozialer Erwartungen gegenüber dem eigenen Beruf erläutern. Diese und

ähnliche Hypothesen erfordern eine empirische Bestätigung durch vertiefte Analysen von narrativen Materialien und könnten eventuell Schwerpunkt weiterer Studien werden.

Ein Ziel der vorliegenden Arbeit war es, auf die Möglichkeit der Gestaltung professioneller Handlungsschemata im Rahmen der formellen Organisation der SHS hinzuweisen. Diese Möglichkeit, obgleich hier notwendigerweise – da viele bedeutende Details ausgelassen werden mußten – unpräzise beschrieben, liefert eines der Argumente dafür, die Sozialarbeit als Profession zu betrachten. Im Vergleich mit anderen Ländern in Mittel- und Westeuropa stehen in Polen bedeutend weniger finanzielle Mittel für die Sozialhilfe zur Verfügung. Die Sozialhilfe entwickelte sich in Polen außerdem innerhalb von Jahrzehnten unter den Verhältnissen eines totalitären Staates. Die direkte Konsequenz dieser makrogesellschaftlichen Faktoren sind die Last des bürokratischen Erbes der formellen Organisation der Sozialhilfestellen (SHS) sowie das Fehlen eines spezialisierten Rückhaltes, insbesondere von spezialisierten Institutionen und spezialisierten Beratern. Das Auftreten eines professionellen Handlungsschemas unter solchen Verhältnissen ist besonders bemerkenswert. Ständige Auseinandersetzungen – manchmal sogar ein zwischeninstitutioneller „Krieg“ – zwischen den professionell orientierten Sozialarbeitern und den bürokratischen Vorgesetzten um die Zurechtbiegung der bürokratischen Rahmenbedingungen beweisen, daß heute in Polen ein starkes Autonomiebedürfnis für professionelles Handeln vorliegt. Ohne Zweifel beweisen die professionelle Tendenz und die Intuition eines Teils der Sozialarbeiter den besonderen Charakter dieses Berufes. Das professionelle Handlungsschema wäre wesentlich weiter verbreitet, wenn die Aufsicht und Kontrolle durch die bürokratische Obrigkeit möglichst weitgehend durch eine professionelle Supervision ersetzt würde; wenn die standardisierten Prozeduren der Fallbearbeitung durch eine Gruppenanalyse des Falles begleitet würden; und wenn die formellen Begrenzungen des Handelns flexibler gemacht würden (es geht hier vor allem um die Liberalisierung der inneren Regeln der SHS). – Man darf jedoch andererseits nicht vergessen, daß sich die Entwicklung einer Profession nicht vollständig institutionell oder organisatorisch regeln läßt; sie muß vor allem durch die schrittweise Erhöhung der Qualifikation und des Selbstbewußtseins der in ihr Arbeitenden – hier: der Sozialarbeiter – gefördert werden, und diese verlangt Zeit.

## Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz stellt Ergebnisse meiner Feldforschungen dar und basiert auf der methodologischen Konzeption des *grounded theory research* (Glaser/Strauss 1967; Strauss 1987; Strauss/Corbin 1990). Die wichtigsten Forschungsdaten gehen auf die teilnehmenden Beobachtungen zurück, die ich in einer polnischen Sozialhilfestelle (SHS) gemacht habe. Weitere Daten basieren auf Tagebüchern von Sozialarbeitern, welche 1994 an einem Schreiber-Wettbewerb teilnahmen, der in der Vierteljahresschrift „Praca Socjalna“ („Sozialarbeit“) publiziert wurde.  
Marek Czyzewski danke ich für sein kritisches Interesse an meiner Forschungsarbeit und für die stimulierenden Diskussionen über vorhergehende Versionen dieses Aufsatzes.
- 2 An der Einrichtung und Überarbeitung der deutschen Version des Artikels haben mitgewirkt: Ulf Brüdigam, Agnieszka Kozinska, Mirko Punken, Katrin Schönfisch und Fritz Schütze.

- 3 Dem Original des Aufsatzes folgend, das sich wiederum am üblichen polnischen Sprachgebrauch orientiert, wird auch in der deutschen Übersetzung durchgehend die grammatische Form des männlichen Geschlechts im geschlechterneutralen Sinne verwendet. D.h. wenn von „dem Sozialarbeiter“ die Rede ist, muß stets „die Sozialarbeiterin“ mit gedacht werden. – Es handelt sich hier in der Übersetzung um eine mehr oder weniger unglückliche Notlösung. Auf jeden Fall sollte bedacht werden, daß auch in Polen die weit überwiegende Mehrheit der Sozialwesenprofessionellen weiblich ist. – Anm. der Übersetzer
- 4 Den Begriff „soziale Organisation der Arbeit“ („social organization of work“) und auch die Konzeption der Typen der Arbeit („types of work“) entlehne ich von Anselm Strauss (Strauss u.a. 1985). Ein Teil der Kategorien entstammt der Forschungsgruppe von Anselm Strauss (Strauss u.a. 1985), ein weiterer Teil geht aus meiner eigenen Forschungsarbeit hervor. Die skizzierte Typologie ist notgedrungen vereinfacht worden und zeigt somit die Hierarchie und Tätigkeitssequenzierung der sozialen Organisation der Sozialarbeit nicht im Detail auf. Eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse bezüglich differenzierter Einzelaspekte der sozialen Organisation der Sozialarbeit, die aus meiner Feldforschung resultierte, macht den Hauptteil meiner Doktorarbeit aus (in Vorbereitung).
- 5 Vgl. hierzu Kallmeyer/Schütze 1976.
- 6 Ausführlicher beschreibe ich die Mechanismen der Bildung und der Änderung von Interpretationen im Kontext der Arbeit von Betreuern der geistig behinderten Bewohner einer Einrichtung betreuten Wohnens (polnisch: Dom Pomocy Społecznej) (Granosik 1997).
- 7 Außerdem könnte man theoretisch auch von alltäglichen Handlungsschemata sprechen, jedoch bin ich einem solchen Phänomen im Kontext der Sozialarbeit nicht begegnet. Darüber hinaus müßte man bezüglich eines alltäglichen Handlungsschemas annehmen, daß der Sozialarbeiter sich selber von der Arbeitssituation innerlich ablösen könnte – er müßte tatsächlich die dienstlichen Pflichten vergessen und somit auch das hierarchische Verhältnis zwischen sich und den Vorgesetzten usw. Alltägliche Regeln tragen selbstverständlich – und dies oft in großem Ausmaß – zur Sozialarbeit bei; sie konstituieren aber kein bewußt ausgeführtes berufliches Handlungsschema. Sie werden eventuell in ein professionelles Handlungsschema instrumentell eingegliedert oder aber bei der Anwendung eines bürokratischen Handlungsschemas unbewußt eingesetzt.
- 8 Anscheinend schließen spezifische Eigenschaften der Arbeit (oftmals mit einer Mission zur Hilfe gekoppelt) sowie die besondere Nähe zu anderen Menschen (Klienten), der Umgang mit ihren Problemen und persönlichen Tragödien und der mehrjährige biographische Kontakt die Möglichkeit aus, nur ein „Sozialbeamter“ zu sein. Auf der anderen Seite haben Sozialarbeiter sehr viel zu tun, weshalb es in der Praxis unmöglich ist, für jeden einzelnen Klienten „professionelles“ Engagement in allen Angelegenheiten zu entwickeln.
- 9 Jene Sozialarbeiter, die ihre berufliche Tätigkeit hauptsächlich als Durchführung amtlicher Prozeduren betrachten und „das Dokument“ zum grundlegenden Gegenstand ihrer Arbeit machen, werden oft das bürokratische Schema realisieren, während eine wirklich professionelle Herangehensweise an die Tätigkeit des Sozialarbeiters eher die Realisierung des situativ-interaktionsbezogenen, auf die Persönlichkeit des Klienten zielenden Handlungsschemas fordert.
- 10 Den Begriff „bürokratisch“ beziehe ich auf die spezifische Form des kollektiven Handelns (Encyclopaedia 1998, S. 67). Die klassische Beschreibung des idealen Beamten gibt Max Weber. Aufgrund des Vorhandenseins des bürokratischen Systems sind die Beamten in einer klaren amtlichen Hierarchie organisiert. Sie haben eine deutlich definierte Sphäre der Kompetenz im rechtlichen Sinne und besitzen entsprechende nachweisbare Qualifikationen, auf deren Grundlage sie ihre Tätigkeit ausüben. Sie sind nicht die Besitzer der Mittel, die sie verwalten; sie unterliegen einer strengen und systematischen Disziplin und Kontrolle. Das bürokratische System strebt dar-

über hinaus zum Monokratismus, d.h. zu einer Minimierung gemeinschaftlicher Entscheidungen. Seine Ziele sind strikt rational; es realisiert die Idee der effektiven Kontrolle über den Menschen. Eine derartige Organisation ermöglicht einen hohen Grad der Vorausschbarkeit der Handlungen der Unterstellten durch den Vorgesetzten. Eine Konsequenz ist unter anderem die Dominanz des unpersönlichen Geistes des Formalismus, eine Arbeit ohne Passion und Enthusiasmus (Weber 1978, S. 367-371). – Die späteren empirischen Überprüfungen des Weberschen Modells zeigen zugegebenermaßen starke Abweichungen vom Ideal: Die Beamten spielen dort aktiv mit der Organisation und modifizieren dabei ihre Funktionalität nach eigenen Gesichtspunkten. Obgleich für die Entwicklung des Wissens über tatsächliche bürokratische Prozesse relevant, sind aber die zuletzt genannten kritischen Differenzierungsergebnisse bezüglich des Weberschen Bürokratietypes in Hinblick auf die vorliegende Untersuchung weniger wichtig, da ich den Terminus „bürokratisch“ – gewissermaßen nur typologisch-aspektuell – ausschließlich in bezug auf ein bestimmtes regelorientiertes, festgelegtes Handlungsmuster verwende. Die von Interaktionisten und Ethnomethodologen oft hervorgehobene Diskrepanz zwischen dem Weberschen Modell und der gesellschaftlichen Realität ist dennoch in meiner Analyse im Bezugsrahmen des Konzeptes des professionellen Handlungsschemas begrifflich berücksichtigt.

- 11 Das skizzierte empirische Material stammt aus dem Tagebuch eines Sozialarbeiters. Die folgenden auf die gleiche Weise angeführten Zitate sind auch Fragmente aus Tagebüchern von Sozialarbeitern.
- 12 Die Unterlagen bzw. die Dokumente (und auch die Methode ihrer Erstellung, ihres Umlaufs, ihrer Aufbewahrung und ihrer Beurteilung) machen zwar einen wesentlichen Bestandteil der umfangreichen gesellschaftlichen Wirklichkeit aus, sie stellen aber kein leicht zu lesendes Bild dieser Wirklichkeit zur Verfügung (Atkinson/Coffey 1997, S. 47). Viele der Dokumente weisen kaum eine Verbindung zu der die Institution umgebenden externen Wirklichkeiten auf und beziehen sich ausschließlich auf andere Dokumente. Und selbst die Unterlagen, die sich doch auf externe Tatsachen beziehen, zeigen meistens nicht das, was wirklich passiert bzw. passiert ist, sondern stellen eine unterlagenbezogene Mutation der Tatsachen dar: Sie bilden nur das ab, was die Lücken in anderen Dokumenten ausfüllt. Die durch Dokumente erzeugte Wirklichkeit ist zwar hoch kohärent und gut organisiert, sie ist aber keine Abbildung der externen Wirklichkeit, sondern vielmehr eine getrennte Ganzheit, nämlich die dokumentarische Wirklichkeit (documentary reality) (ebd., S. 61-62).
- 13 Am Rande sollte man hinzufügen, daß ein solcher sprunghafter Charakter des Wissenswandels typisch für die dokumentarische Wirklichkeit (Unterlagenwirklichkeit) ist. Im Unterlagenrahmen gibt es keinen Platz für fließende Änderungen und für Entwicklung; alles ist sprunghaft – von einem Dokument zum anderen. Der grundlegende „Rhythmus“ der Veränderungen der Klientensituation wird durch das obligatorisch immer wieder erneut durchzuführende „Ergänzungsinterview“ bestimmt.
- 14 Ich verstehe Sozialarbeit als professionelle Arbeit, obwohl in den Sozialwissenschaften in dieser Hinsicht kein Konsens besteht. Es ist nicht mein Ziel zu entscheiden, ob Sozialarbeit eine Profession, Halbprofession oder auch Quasiprofession ist, obgleich ich denke, daß die von mir dargestellte Konzeption den „professionellen“ Charakter der Sozialarbeit begründen kann. Eine wichtige Dimension des Straussschen Konzeptes der sozialen Organisation der Arbeit („social organisation of work“) besteht ja gerade auch darin, den professionellen Charakter von „bescheidenen“ Professionen aufzuzeigen (Schütze 1992). Dabei geht es u.a. um die im Sozialwesen tätigen Personen (Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Sozialbetreuer in Einrichtungen betreuten Wohnens) und auch um das medizinische Pflegepersonal (Krankenschwestern). Von diesem Standpunkt aus erscheinen die Vertreter der genannten Berufe ebenso professionell wie Ärzte und Rechtsanwälte, obwohl sie eine niedrigere Stellung in der Hierarchie des Gesellschaftsprestiges besitzen. Die Arbeit einer Krankenschwester oder eines Sozialarbeiters ist eine Tätigkeit, für die Qualifikation zum großen Teil nur in der Praxis erworben wird (wie

- es beispielsweise im Falle der Gefühlsarbeit geschieht). Daß die genannten Professionen kein Wissensmonopol, keine auffallende Esoterik, kein hohes Gesellschaftsprestige und keine amtliche Autonomie innehaben, trägt dazu bei, daß man sie gelegentlich als semi-professionell bezeichnet (Encyclopedia 1992, S. 1552-1557), was jedoch keinesfalls verbietet, daß die beruflichen Aktivitäten im Rahmen von „Semiprofessionen“ als professionelles Handeln betrachtet werden können.
- 15 Der Terminus „Ideologie“ ist hier im neutralen angelsächsischen Sinne als „praktische Sozialtheorie“ bzw. „Glaubensvorstellung“ zu verstehen. Die Verwendung des Begriffes soll im vorliegenden Aufsatz nicht auf den besonderen Tatbestand „falscher“ abstrakter Vorstellungen hinweisen. – Anm. der Übersetzer
  - 16 Jerzy Szmagalski meint, daß die professionelle Ideologie der amerikanischen Sozialarbeit in keiner engen Beziehung zu einer konkreten politischen Ideologie stehe; die Zentrum-Links-Tendenz scheinere aber zu überwiegen (Szmagalski 1996, S. 119-125). Darüber hinaus werde die Sozialarbeit auch durch die auf Religion beruhenden Ideologien beeinflußt. Abgesehen von einem expliziten Bezug auf das Evangelium seien hier Wohltätigkeitsideale, wie die Pflicht zur Hilfe gegenüber dem in Not lebenden Nächsten, zu nennen (Szmagalski 1996, S. 106-108).
  - 17 Ebenso funktionieren zwei Zeitauffassungen (die lineare und die konzentrische) in der Praxis von Headhunteragenturen (Konecki 1997; Konecki 1998, S. 101-112).
  - 18 Die Erforschung der Vergangenheit des Klienten und auch der Versuch, diese Vergangenheit mit der Gegenwart in Verbindung zu bringen, wird besonders stark in der „biographischen Arbeit“ sichtbar. Ein sehr gutes Beispiel der im Kontext der Sozialarbeit geleisteten raffinierten biografischen Arbeit gibt Gerhard Riemann. Die narrative Phase der biographischen Arbeit (das Darstellen und Erkennen der biographischen Erfahrungen des Klienten) ging dort der argumentativen Phase voraus, in der der Klient überzeugt werden sollte, seine eigene Biographie aktiv durchzuarbeiten (Riemann 1997, S. 73-74).
  - 19 Den selektiven Umgang mit der Dokumentationsarbeit des Gesundheitsdienstes zeigt Harold Garfinkel auf (Garfinkel 1984, S. 186-207). Die Begriffe „dokumentarisch“ und „Dokument“ benutze ich in einer engen – auf die bürokratischen Unterlagen bezogenen – Bedeutung. Harold Garfinkel definiert diese Ausdrücke in Anlehnung an Karl Mannheim einerseits breiter gefächert, wenn er andererseits konkret-materialbezogen auf epistemologischer und forschungslogischer Ebene von der „dokumentarischen Methode der Interpretation“ spricht (Garfinkel 1984, S. 76-103). Jedoch: wenn er die Dokumentationsarbeit im Gesundheitsdienst erforscht, analysiert er – so wie ich – enger den dokumentarischen Inhalt der klinischen Register.
  - 20 Ein „Koordinator der Sozialarbeit“ im SHS ist ein Leiter einer Gruppe von Sozialarbeitern. Er ist zwar ein ausgebildeter Sozialarbeiter, seine Arbeit hat jedoch eher bürokratischen Charakter. Vor allem kontrolliert er die Dokumentationsarbeit und deren Produkte in der Sozialarbeit.
  - 21 Zu diesem Zweck gibt es besondere Beihilfen, die man „zweckgebunden“ nennt („zweckgebundene zeitliche Unterstützung“ bzw. „zweckmäßige spezielle Unterstützung“).
  - 22 Die Zusammenarbeit zwischen Institutionen funktioniert in Polen – trotz entsprechender juristischer Regelungen – nicht besonders gut. Der Informationsaustausch geht zwar neuerdings schneller voran, trotzdem dauert die formale Prozedur wochenlang. Eine niedrige Stufe der Computerisierung und vor allem das Fehlen einer Tradition der zwischeninstitutionellen Zusammenarbeit bewirken, daß der „normale“ Weg des Informationserwerbs keinen Sinn hat. Das Ausbleiben fester Zusammenarbeitspfade führt notwendigerweise dazu, daß halbprivate Verbindungen zwischen den Mitarbeitern unterschiedlicher Ämter entstehen. – Der halbprivate Charakter dieser Kontakte verhindert nun aber die Einbeziehung anderer Mitarbeiter. Darüber hinaus „nimmt“ der Beschäftigte im Falle seiner Versetzung bzw. Dienstquittierung das in seiner Orientierung und seinem Gedächtnis gespeicherte Netz der interinstitutionellen Beziehungen mit sich „mit“.

- 23 Die „group case analysis“ ist in Polen kein Routineelement der Sozialarbeit. „Case work“ hat meistens einen Einpersoncharakter. Es fehlen auch spezialisierte Psychologen, Soziologen, Juristen usw., die die Sozialarbeiter beraten könnten.
- 24 Die Ausnahme bilden Klienten, die eine Grenzsituation erleben und deshalb nicht den Hilfeplan durchhalten können. Die tragische Situation eines solchen Klienten fühlt auch der Sozialarbeiter, was ihn zum Handeln veranlaßt, ohne daß er dafür ein elementares, grundlegend tragendes, Verständnis und einen anerkennenden Zuspruch für seine Sozialhilferolle benötigt.
- 25 Die effektive Aufnahme und die Realisierung dieses Schemas sind also Ergebnis der vertraglich geregelten Zusammenarbeit. Die Entschlußselbständigkeit des Sozialarbeiters ist durch den Willen des Klienten begrenzt.
- 26 Derjenige Teil des „Vertrages“, der die Verbindlichkeiten der SHS enthält, ist kaum verhandlungspflichtig und wird vom Sozialarbeiter oft allein, und zwar zumeist erst dann ausgefüllt, wenn der Klient weggegangen ist. – Im Rahmen des bürokratischen Handlungsschemas ist der Aushandlungscharakter schließlich noch zusätzlich reduziert. Der Sozialarbeiter diktiert in diesem Zusammenhang dem Klienten oft, was er als seine Verpflichtungen eintragen soll. In einem solchen Fall ist das eine leere Aufzeichnung, die weder der Sozialarbeiter noch der Klient ernst nimmt. – Etwas anders sieht das allerdings im Rahmen des professionellen Handlungsschemas aus. Die Aufzeichnung ist hier oft das Resultat einer langen gesprächsweisen Auseinandersetzung und Polemik und wird zusätzlich durch eine mündliche Verpflichtungserklärung unterstützt. Somit erhält die Aufzeichnung den Charakter eines „moralischen Abkommens“ zwischen dem Sozialarbeiter und dem Klienten.
- 27 Der Begriff „Grenzsituation“ basiert auf der Existenzphilosophie von Karl Jaspers (Jaspers 1978, S. 186-195). Die Erfahrung der „Grenzsituation“ prägt den Zustand vom „Schweben des Denkens“, des Transzendierens der Rationalität (Schnädelbach 1992, S. 246-247). Die Jaspersche Konzeption der Beziehung zwischen dem tragischen Ereignis und dem Transzendieren der Rationalität betrifft zwar nur das Subjekt der Grenzerfahrung (in diesem Fall den Klienten der Sozialhilfe), aber eine solche massive Veränderung im Leben eines der Interaktionspartner gestaltet die gesamte Interaktionsbeziehung um.
- 28 Die Authentizität der sozialen Beziehung zu einem Klienten schließt den anschließenden strategischen Gebrauch der „Grenzsituation“ durch den Sozialarbeiter in einer Aushandlung mit einem bürokratischen Vorgesetzten nicht aus.
- 29 Über Probleme in der professionellen Annäherung an eine Situation „der Trauer und des Verlustes“ schreibt Mary Wilson (Wilson 1996, S. 135-146).
- 30 Die Aufgabenliste ändert sich oft, und es ist schwer zu sagen, welche Zusatzfähigkeiten die Mitarbeiter in ein oder zwei Jahren durchführen werden.
- 31 Theoretisch ist ein boshaftes Handeln des Sozialarbeiters möglich. So würde der Sozialarbeiter, der den Klienten verdächtigt, die SHS illegitim auszunutzen, das professionelle Handlungsschema mit seinen interpretativen und präsentativen Praktiken aufgreifen, jedoch dies gegen den Klienten gewendet. Das für die Zwecke der Dokumentation kreierte Bild des Falles würde dann fast nur die Besitzstände und Selbsthilfemöglichkeiten des Klienten enthalten und seine Hilfsbedürfnisse ganz verschweigen oder in ihrer Bedeutsamkeit verringern. Solch einem Fall bin ich jedoch nie empirisch begegnet.
- 32 Wenn wir annehmen, daß das Eigentum zwei Bedeutungen hat: erstens eine juristische (der Inhaberstatus ist zwar rechtlich bestätigt, hängt aber nicht unbedingt mit realen Möglichkeiten, den Besitz zu handhaben und zu nutzen, zusammen) und zweitens eine ökonomische (die reale Verwaltung, Handhabung und Nutzung des Besitzes, unabhängig vom rechtlichen Status der Verwaltung und Nutzung), dann wenden die Sozialarbeiter, die das professionelle Handlungsschema realisieren, die zweite Definition des Eigentums an. Es genügt für sie, daß der Klient ein teures Auto benutzt, um festzustellen, daß sein Besitzstand und sein Lebensstandard hoch sind. Der Umstand, wem dieser Wagen im juristischen Sinne wirklich gehört, spielt eine zweitrangige Rolle.

- 33 Wenn ein deutlicher Unterschied zwischen dem deklarierten Einkommen und dem faktischen Lebensstandard besteht, könnte der Sozialarbeiter Hilfeleistung ablehnen. Er müßte dann aber fast mit Sicherheit mit einem rechtlich relevanten Widerspruch seitens des Klienten rechnen. Um eine Ablehnung zu schreiben, braucht der Sozialarbeiter mehr Arbeitsaufwand als für die Bewilligung des Antrages mit der Maßgabe der Zahlung des niedrigsten Hilfgeldes, weil die Ablehnung eine gesonderte Begründung, präzise Bezugnahme auf rechtliche Regelungen und entsprechende Beweisführung erfordert. Zusätzlich ist die Ablehnung ein Konfrontationssignal, das die Wahrscheinlichkeit erhöht, daß der negative Beschluß des Sozialarbeiters bzw. der SHS bei höheren Verwaltungsorganen eingeklagt wird, die – in den Augen der Mitarbeiter – keine ausreichende Einsicht in die Sachlage haben und somit oft falsche Entscheidungen treffen.
- 34 Der Verwaltungskordinator der Sozialarbeit wird von den Mitarbeitern inoffiziell, aber selbstverständlich „Korrektor“ genannt. Seine Arbeit besteht – in den Augen der Unterstellten – hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, in der Korrektur der Dokumentationen.
- 35 Die Welt des Personals von totalen Institutionen wurde ausführlich von Erving Goffman beschrieben (Goffman 1978, S. 73-88). Die interpretative Soziologie weist auf die Diskrepanz zwischen formaler Organisation der Institution und realen Regeln der Interaktionsordnung hin. Das hier vorgeschlagene Modell baut – gewissermaßen einseitig – auf derjenigen Vorstellung von Beamtenarbeit auf, die auf die formal-steife Verfahrensorganisation reduziert ist. Diese Auffassung hat insofern ihre Berechtigung, als sie sich mit negativen Empfindungen der Klienten und der jungen Mitarbeiter gegenüber dem bürokratischen Arbeitsbereich des SHS deckt. Demgegenüber ist faktisch die als negatives Heterostereotyp empirisch vorgefundene Modelleinstellung des „Beamten“ nur Symbol einer von drei Begleitperspektiven der Sozialarbeit und stellt keinesfalls die Gesamtwirklichkeit der Arbeitssphäre des Sozialarbeiters dar.
- 36 Ein mehrjähriger Mitarbeiter, der die „Logik“ des bürokratischen Schemas genau kennt, kann eine – in Hinblick auf die alltägliche Intuition – sekundäre Intuition erwerben, die ihm erlaubt, sich in der bürokratischen Institution zu bewegen und sogar einige Verwaltungsprozeduren erfolgreich zu umgehen.
- 37 Ich weise damit auf die allgemeine ideologische Überzeugung der Sozialarbeiter hin, gehe aber auf die eher existenzrealen, also mehr pragmatischen, Ursachen der Gründung und Aufrechterhaltung der modernen Sozialhilfe nicht ein.
- 38 Ebenso zeigte Artur Schopenhauer die Beziehung zwischen Freiheit und Determinismus auf (Schopenhauer 1970, S. 158 ff.).
- 39 Carl Josef Leffers meint, das professionelle Handeln würde sich auf die Wechselwirkung von vier Faktoren stützen: die handelnde Person, ihre Berufsrolle und ihr Rollenverständnis, die beauftragende Institution mit ihren Organisations- und Arbeitsbedingungen und die Adressaten, d.h. die Klienten (Leffers 1994, S. 86-88).
- 40 Eine ausführliche Analyse von Paradoxien des professionellen Handelns in der Sozialarbeit und in der Sozialpädagogik führte Fritz Schütze durch (Schütze 1992; Schütze 1994).
- 41 Solche Sozialarbeiter bekommen schlechte Bewertungen bei engagierten Mitarbeitern und sind oft persönlich unbeliebt.
- 42 Ich beziehe mich hier auf zwei der vier zentralen Prozeßstrukturen des Lebensablaufs in Schützes Aufriß der Biographieanalyse (Schütze 1981).

## Literatur

- Atkinson, P./Coffey, A.: Analyzing Documentary Realities. In: Silverman, D. (Hrsg.): Qualitative Research. Theorie, Method and Practice. London 1997
- Corbin, J./Strauss, A.: Grounded Theory Research: Procedures, Canons, and Evaluative Criteria. In: Qualitative Sociology 13 (1990), H. 1
- Borgatta, E.F./Borgatta, M.L. (Hrsg.): Encyclopedia of Sociology. Bd. 3, New York 1992

- Garfinkel, H.: *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge 1984
- Glaser, B./Strauss A.: *The Discovery of Grounded Theory Research. Strategies for Qualitative Research*. New York 1967
- Goffman, E.: *Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Immates*. Harmondsworth 1978
- Granosik, M.: Niektóre aspekty pracy nad rozumieniem uposledzonego. In: *Studia Socjologiczne*, 144 (1997), H. 1
- Jaspers, K.: Sytuacje graniczne. In: Rudzinski, R. (Hrsg.): *Jaspers*. Warszawa 1978
- Kallmeyer, W./Schütze F.: *Konversationsanalyse*. In: *Studium Linguistik* 1 (1976), H. 1
- Konecki, K.: Time in the Recruiting Search Process by Headhunting Companies. In: Strauss, A./Corbin, J. (Hrsg.): *Grounded Theory in Practice*. Thousand Oaks, CA 1997
- Konecki, K.: *Lowcy glow-headhunting. Analiza pracy rekrutacyjnej w agencjach doradztwa personalnego*. Warszawa 1998
- Leffers, C. J.: Supervision – Die neue Zauberformel zur Professionalisierung der Sozialarbeit? In: Groddeck, N./Schumann, M. (Hrsg.): *Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und –reflexion*. Freiburg 1994
- Riemann, G.: *Beziehungsgeschichte, Kernprobleme und Arbeitsprozesse in der sozialpädagogischen Familienberatung. Eine arbeits-, biographie- und interaktionsanalytische Studie zu einem Handlungsfeld der sozialen Arbeit*. Habilitationsschrift. Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg 1997
- Schnädelbach, H.: *Filozofia w Niemczech 1831-1933*. Warszawa 1992
- Schopenhauer, A.: *Podmiot woli jako przedmiot samowiedzy*. In: Garewicz, J. (Hrsg.): *Schopenhauer*. Warszawa 1970
- Schütze, F.: *Prozeßstrukturen des Lebensablaufs*. In: Matthes, J. u.a. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg 1981
- Schütze, F.: *Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession*. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Olaf-Radtke, F. (Hrsg.): *Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern*. Opladen 1992
- Schütze, F.: *Strukturen des professionellen Handelns, biographische Betroffenheit und Supervision*. In: *Supervision*, (1994), H. 26
- Strauss, A./Corbin, J.: *Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques*. Newbury Park, CA 1990
- Strauss, A./Fagerhaugh, S./Suczek, B./Wiener, C.: *Social Organization of Medical Work*. Chicago 1985
- Strauss, A.: *Qualitative Analysis for Social Scientists*. New York 1987
- Szmagalski, J.: *Teoria pracy socjalnej a ideologia i polityka spoleczna – przyklad amerykanski*. Warszawa 1996
- Weber, M.: *The Essentials of Bureaucratic Organization*. In: Worsley, P. (Hrsg.): *Modern Sociology. Introductory Readings*. Harmondsworth 1978, S. 333-340
- Wilson, M.: *Smutek i strata – problem pracy socjalnej*. In: Kwak, A. (Hrsg.): *Wybrane problemy pracy socjalnej*. Warszawa 1996

*Mariusz Granosik, ul. Kolejowa 2 m.1, 95-100 Zgierz, Poland*

Gudrun Piechotta

# Von der „Schwesternschülerin“ zur Studentin Bildungs- und Berufserfahrungen und neue Perspektiven in der Pflege

## **Zusammenfassung**

Auch in der Bundesrepublik Deutschland beginnt sich seit einigen Jahren die Pflege zu akademisieren. Anhand der bildungs- und berufsbiographischen Verläufe und den Erfahrungen von ausgebildeten Pflegenden, die als erste Studiengeneration an der Universität Bremen mit einem pflegewissenschaftlichen Lehramtsstudiengang beginnen konnten, beleuchtet der Artikel die (bisherige) Arbeits- und Bildungssituation im Pflegesektor. Dabei wird deutlich, daß die Sonderstellung der Pflegeausbildungen und der pflegespezifischen Fort- und Weiterbildungen mit eklatanten strukturellen, inhaltlichen, sozialen und nicht zuletzt mit berufsbiographischen Nachteilen verbunden sind.

## **Abstract**

For a few years now, nursing in the Federal Republic of Germany is turning into a graduate profession. This article illuminates the previous situation of work and education in the nursing sector, taking account of educational and professional biographic processes and experiences of trained nurses at the University of Bremen. These students are the first cohort at the University which started the study programme of teaching profession for nursing science. It comes into the picture then that the special status of nursing education and the specifics of nursing in further education and training entails striking disadvantages in structure, content and social aspects, especially professional biographic aspects.

## **1. Problemaufriß**

Aufgrund der fehlenden Verankerung im Berufsbildungsgesetz (BBiG) gelten für die weiblich dominierten Pflegeberufe<sup>1</sup> eine Vielzahl von Sonderregelungen. So muß der theoretische Unterricht nicht von universitär ausgebildeten Lehrern und Lehrerinnen, sondern kann von weitergebildeten Pflegenden und universitär ausgebildeten Fremddozenten/-innen durchgeführt werden. Die Lehrkräfte für den praktischen Ausbildungsteil müssen – im Gegensatz zu den Bestimmungen in der dualen Berufsausbildung – keine ausgebildeten Fachkräfte mit vorgeschriebener arbeitspädagogischer Zusatzqualifikation sein (Becker/Meifort

1994, S. 30; vgl. auch Brenner 1992). Ferner fehlt den Pflegeausbildungen ein Berufsbild, auf dessen Grundlage Grob- und Feinlernziele expliziert werden könnten; mit einem erfolgreichen Ausbildungsabschluß wäre damit die berufsspezifische Qualifikation belegt (vgl. Becker/Meifort 1994, S. 43)<sup>2</sup>.

Im Bereich der Altenpflegeausbildung ist diese Situation eklatant, weil hier bislang die Ausbildungsdauer nicht einheitlich geregelt ist, die Zulassungsvoraussetzungen (Mindestalter, schulische Voraussetzungen) von Bundesland zu Bundesland differieren, selbst die Berufsbezeichnung uneinheitlich ist, über Lehrinhalte und Ausbildungsziele nur ein minimaler Konsens besteht und viele Ausbildungseinrichtungen sogar ein Schulgeld von den Auszubildenden verlangen (vgl. Bundesanstalt für Arbeit 1985; Braun 1992; Meifort 1993; Becker/Meifort 1994; Hammer 1994; Meifort 1998)<sup>3</sup>.

Darüber hinaus sind die Pflegeausbildungen im Sinne des „ganzen Hauses“ (Brunner 1966) gestaltet. Das bedeutet, daß die praktischen und theoretischen Ausbildungsanteile unter „einem Dach“ stattfinden: externe Kontakte und Diskussionsforen, wie sie z.B. durch den Besuch einer Berufsschule, durch die Einsätze in anderen Pflegeeinrichtungen bzw. durch den Austausch mit Auszubildenden und Personal anderer (Pflege-)Berufe gewährleistet wären, sind nicht vorgesehen. Folglich bleibt das Nachdenken über Pflege auf das „Haus“ beschränkt, die eigene Ausbildung und Arbeit, der Pflegeberuf als solcher können wenig hinterfragt werden und die Reflexion über die Rolle von „Pflege“ in der Gesellschaft wird nicht gefördert. Da das Krankenhaus zugleich Ausbildungsträger und Arbeitgeber von Auszubildenden und Lehrenden ist und die Schule keine unabhängige staatliche Institution, befinden sich die Auszubildenden in einem ausgeprägten Abhängigkeitsverhältnis. Oftmals wird ihr Einsatz im Praxisbereich nicht unter Ausbildungskriterien geplant; vielmehr werden sie auf dem Stellenplan angerechnet und sollen die Versorgung der Patienten/Bewohner auf einer Station oder in einem Wohnbereich gewährleisten (vgl. Bischoff 1993).

Eine ähnliche Situation findet sich im Fort- und Weiterbildungsbereich. Hier führt vielfach der Bedarf von Arbeitgebern und Ausbildungsträgern an schnell qualifizierten Arbeitskräften zu einer unzureichenden Qualität des Angebots. Es fehlt an überschaubaren, einheitlichen und berufsübergreifenden Maßnahmen und staatlichen Prüfungen, die eine systematische Wissensvermittlung, Aufstiegsmöglichkeiten, Status- und Einkommensveränderungen garantieren. Statt dessen, so Becker/Meifort (1994), werden Weiterbildungen darauf reduziert, die Defizite einer fehlenden kohärenten Ausbildungsstruktur annähernd auszugleichen und die „Reparaturaufgaben im System der Berufsausbildung“ zu übernehmen (Becker/Meifort 1994, S. 20; vgl. auch Wanner 1987; Ertl-Schmuck 1990; Robert Bosch Stiftung 1992, 1993; Lohr 1995; Wittneben 1995).

Seit Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre verändert sich nun die Bildungslandschaft<sup>4</sup>. Es entstehen pflegespezifische Studiengänge an Universitäten und Fachhochschulen – einer davon ist das pflegewissenschaftliche Lehramtsstudium in Bremen<sup>5</sup>. Somit ist es ausgebildeten Pflegenden, Pflegeerfahrenen und -interessierten seit einigen Jahren möglich, sich im Rahmen eines Studiums für unterschiedliche Arbeitsbereiche (z.B. Management oder Lehramt) zu qualifizieren und nach dem Abschluß – mit höherer Qualifikation und neuem Status – erneut im Pflegebereich tätig zu sein. Inwieweit sich die Qualität der Pflege im

allgemeinen und die Qualität des pflegerischen Bildungssektors im besonderen dadurch verändert wird, kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht gesagt werden.

Die an der Universität Bremen durchgeführte Befragung konnte jedoch den Fragen nachgehen, welche Auswirkungen und Probleme die (bisherigen) Bildungssonderwege für die Pflegeausbildungen und -berufe offerieren und wie sich auf diesem Hintergrund bildungsbiographische Wünsche und berufsbezogene Motivationen für ein pflegewissenschaftliches Studium bei der einzelnen bzw. dem einzelnen Pflegenden entwickeln.

## 2. Der Modellversuch „Lehramt Pflegewissenschaft“ an der Universität Bremen

Die Universität Bremen hat im WS 1993/94 erstmals Bewerberinnen und Bewerber für das Kontaktstudium „Propädeutikum Pflegewissenschaft“ aufgenommen. Damit wurde der offizielle Lehrbetrieb für den Studiengang „Lehramt Pflegewissenschaft“ eröffnet, der als Modellversuch von 1992-1999 wissenschaftlich begleitet und evaluiert wird (Krüger u.a. 1993; Piechotta/Remmers 1995).

Die Aufnahme zum Kontaktstudium ist nicht an die allgemeine Hochschulreife gebunden, vielmehr müssen die Bewerber/-innen folgende Zulassungsbedingungen erfüllen:

- eine abgeschlossene Berufsausbildung in der Kranken-, Kinderkranken- oder Altenpflege;
- eine mindestens dreijährige berufliche Praxis;
- eine nachgewiesene Teilnahme an berufsadäquaten Fortbildungen (mindestens 16 Stunden) oder
- eine abgeschlossene Berufsausbildung in der Kranken-, Kinderkranken- oder Altenpflege;
- eine Weiterbildung zur Unterrichtsschwester/zum Unterrichtspfleger<sup>6</sup> oder eine Weiterbildung mit dem Ziel, eine Leitungs- oder Funktionsstelle (in der Pflegedienstleitung, Stationsleitung, im Anästhesie-Intensivbereich etc.) zu besetzen.

Der erfolgreiche Abschluß des Propädeutikums berechtigt zur sofortigen Aufnahme des ordentlichen Studiums „Lehramt Pflegewissenschaft“, das sich über acht Semester und ein Examenssemester erstreckt. Es ist Teil der Lehrer-/Lehrerinnenausbildung für Schulen des Berufsbildungsbereichs und entspricht der Rahmenvereinbarung der Kultusminister-Konferenz (KMK) von 1995, die Pflege als 16. berufliche Fachrichtung der universitären Lehramtsstudiengänge in ihren Katalog aufgenommen hat. Das Studium schließt mit dem 1. Staatsexamen ab; ein Referendariat für den Unterricht an öffentlichen Schulen und Pflegeschulen<sup>7</sup> kann folgen. Nach dem 1. Staatsexamen besteht ferner die Möglichkeit, ein Diplom „Berufspädagogik“ zu erwerben<sup>8</sup>. Der erfolgreiche Studienabschluß berechtigt außerdem zu weiteren akademischen Qualifikationen wie Promotion und Habilitation.

Im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitforschung wurde etwa drei Monate nach Beginn des Kontaktstudiums eine empirische Erhebung über die Bildungs- und Berufswege der ersten Propädeutikumsteilnehmerinnen und -teilnehmer durchgeführt (Krüger u.a. 1993, S. 44ff.).

### 3. Anlage der Erhebung

#### 3.1 Die Samplezusammensetzung

Für die Teilnahme am Propädeutikum wurden 45 Bewerber/-innen per Losverfahren ausgewählt.<sup>9</sup> Von diesen haben schließlich 41 an der Befragung teilgenommen. Alle hatten, den o.g. Zugangsvoraussetzungen entsprechend, eine Ausbildung in der Alten-, Kinderkranken- oder Krankenpflege abgeschlossen und sich in diesem Arbeitsfeld fort- bzw. weitergebildet. Sie verfügten über mehrjährige Berufserfahrungen.

Da sich relativ wenig Personen mit einer Kinderkrankenpflegeausbildung bzw. mit einem Altenpflegeexamen bewarben, konnte die Absicht, jeweils ein Drittel der Befragten aus einer der drei Pflegeausbildungen zu rekrutieren, nicht realisiert werden. Aus den Ausbildungsbereichen „Altenpflege“ und „Kinderkrankenpflege“ waren zudem ausschließlich Bewerbungen von Frauen eingegangen. Dementsprechend sind bei der durchgeführten Befragung Altenpflegerinnen (n=5) und Kinderkrankenschwestern (n=10) im Vergleich zu der Zahl der Interviewpartnerinnen und -partner aus der Krankenpflege (18 Krankenschwestern, 8 Krankenpfleger) unterrepräsentiert.

Das Sample zeichnet eine hohe soziale Heterogenität (Alter, Familienstand, Kinderanzahl) aus. Unter lebens-, bildungs- und berufsbiographischen Gesichtspunkten war somit die Chance gegeben, eine große Bandbreite von Erfahrungen, Erwartungen und Verarbeitungsmustern einzufangen. Im statistischen Sinne sind die Ergebnisse selbstverständlich nicht repräsentativ, aber das Sample dürfte den bildungsmotivierten und aufstiegswilligen Personenkreis in der Pflege gut abbilden.

#### 3.2 Durchführung und Methode

Als Erhebungsmethode wurde das problemzentrierte Interview gewählt, weil es im Zusammenhang mit einer sozialisationsrelevanten Fragestellung entwickelt wurde und sich inzwischen auch in der Lebenslauforschung bei der Rekonstruktion von lebensbiographischen Weichenstellungen und Entscheidungen bewährt hat (Witzel 1982; Born u.a. 1996; Erzberger 1998).

Die in den Bewerbungsformularen aufgeführten und quantitativ erfaßten Sozial-, Bildungs- und Berufsdaten wurden bereits vor den Interviews in Form eines Diagramms visualisiert<sup>10</sup>. Den Schwerpunkt der Untersuchung bildete die qualitative Befragung der Propädeutikumsteilnehmerinnen und -teilnehmer<sup>11</sup>. Die Einzelinterviews dienten der Rekonstruktion der Sinn-, Handlungs- und Er-

fahrungszusammenhänge, die für die Berufsfindung, die Bewertung von Ausbildung und beruflichem Alltag sowie für Fachkompetenz eine Rolle spielten. Im Gegensatz zu einer standardisierten Untersuchung besteht damit die Möglichkeit, reflexives Datenmaterial zu erheben; widersprüchliche Aussagen, Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten der befragten Subjekte sind ausdrücklich zugelassen, um „Aufschluß (...) über verwickelte Details von Phänomenen“ zu erhalten (Strauss/Corbin 1996, S. 5).

Der Leitfaden implizierte kein festes Frageschema oder eine Fixierung des Befragungsablaufs, sondern sollte im wesentlichen „das Hintergrundwissen des Forschers/Interviewers thematisch organisieren, um zu einer kontrollierten und vergleichbaren Herangehensweise an den Forschungsgegenstand zu kommen“ (Witzel 1982, S. 90). Die Gesprächsführung blieb den Teilnehmern/-innen überlassen, und es gab genügend Raum für Erzählsequenzen. Die 1,5 bis 2,5 Stunden dauernden Interviews wurden von Mitte Januar bis Mitte Februar 1994 durchgeführt.

#### 4. Berufsbiographische Bausteine: Mit einer Pflegeausbildung an die Universität

Im folgenden werden die Ausführungen der 41 Befragten über ihre berufsbezogenen Bildungsprozesse und -strukturen dargestellt; abschließend werden die Motive zur Aufnahme des pflegewissenschaftlichen Lehramtsstudiums skizziert.

##### 4.1 Bildungserfahrungen I: Theorie und Praxis in der Berufsausbildung

In der retrospektiven Sicht wird die Pflegeausbildung von den meisten Interviewpartnerinnen und -partnern kritisch beurteilt, wobei z.T. gruppenspezifische Begründungen aufgeführt werden. Der *theoretische Teil* der Ausbildung wird zunächst einmal dahingehend kritisiert, daß die Gewichtung der verschiedenen Unterrichtsfächer nicht den Anforderungen im Pflegealltag gerecht werde. Die meisten der Gesprächspartnerinnen aus der Altenpflege bemängeln, daß sie nicht genügend medizinisches Wissen vermittelt bekamen. So sei es oft nicht möglich, die wachsende Anzahl von chronisch kranken oder schwerstkranken Patienten sachgerecht zu versorgen: „Wir haben immer mehr wirklich schwere Krebskranke heute in den Pflegeheimen usw., so daß man doch eine Menge auch Medizinisches mehr wissen müßte“ (API, 39, 254-258).

Im Gegensatz hierzu stört viele der interviewten Krankenschwestern/-pfleger und Kinderkrankenschwestern, daß ein großer Teil der Ausbildung primär aus der Vermittlung von medizinischem Grundwissen (z.B. Anatomie, Physiologie, Krankheitslehre) bestehe. Diese Überfrachtung der Kranken- oder Kinderkrankenpflegeausbildung mit medizinischen Fächern entspreche nicht den Anforderungen der Pflegepraxis. Dabei wird in den jeweiligen Ausführungen nicht der

Erwerb medizinischen Wissens als notwendige Bedingung für eine hinreichende Pflegetätigkeit in Frage gestellt, vielmehr wird die fehlende Vermittlung von psychologischen, soziologischen und kommunikationstheoretischen Erkenntnissen beklagt, die gerade für einen adäquaten Umgang mit den Patienten/-innen unverzichtbar seien. Ohne den Erwerb von Fähigkeiten bei der Gesprächsführung, theoretischen Kenntnissen über Interaktionsstrukturen auf der Station, Wissen über die psychosozialen Auswirkungen von Krankheiten und Behinderungen (z.B. Stigmatisierungsprozesse, Rollenveränderungen bzw. Veränderungen der Ich-Identität) wird nur ein funktionalistisches, Routineabläufe sicherndes Regelwerk erlernt: „Also, so zu lernen, in welcher Reihenfolge ein Patient gewaschen werden muß“ (KS, 44, 1191-1194). Darüberhinaus wird mit der Unterrichtung der medizinischen Inhalte zumeist eine Sicht der Pflege als ärztlichem Assistenzberuf vermittelt und die „Schieflage“ bei der Gewichtung der Unterrichtsfächer führt zu einer quantitativen und qualitativen Marginalisierung des Pflegeunterrichts. In vergleichsweise wenigen Unterrichtsstunden werden überwiegend funktionelle pflegerische Grundkenntnisse gelehrt; dementsprechend bleibt in Erinnerung, daß es „neben Staatsbürgerkunde so in der Ausbildung auch dieses Pipifax Krankenpflege (gab)“ (KS, 44 1188-1190).

Weitere Unzulänglichkeiten werden im Zusammenhang mit der Unterrichtsweise bzw. Didaktik geschildert. Die Mehrzahl der Gesprächsteilnehmer und -teilnehmerinnen mit einer Kranken- und Kinderkrankenpflegeausbildung, erhielten einen Frontalunterricht, der ihnen nur eine passive Rezeption der dargebotenen Inhalte erlaubte. Statt des Erarbeitens problemdifferenzierter Sichtweisen wurde Auswendiglernen bzw. die bloße Wiedergabe des reglementierten, vorgegebenen Wissens und das unreflektierte Lernen von normativen Lerninhalten gefordert.

Dies hängt auch damit zusammen, daß (bislang) ein erheblicher Teil des Unterrichts durch Fremddozenten und -dozentinnen abgedeckt werden muß, da viele Fächer nur von akademisch ausgebildeten Personen gelehrt werden dürfen. Diese Lehrkräfte haben zwar Medizin, Psychologie, Soziologie, Pharmakologie etc. studiert, doch ihnen fehlen pädagogisch-didaktische Kenntnisse und aus dieser „Not heraus“ lehren sie so, wie es ihnen im eigenen Studium oftmals vorgeführt wurde: im Vorlesungsstil. Dies impliziert: kein flexibles Unterrichten, keine Orientierung an alternativen Unterrichtsformen, keine interessante und stimulierende Zusammenstellung von Lernmethoden und keine Abstimmung auf die Intentionen und Lernvoraussetzungen der Lernenden. Da die Dozenten/-innen außerdem keine oder nur wenige Einblicke in den Pflegeberuf und seine spezifischen Aufgaben haben, fehlt es oftmals an pflegerelevanten inhaltlichen Bezügen. Der häufige personelle Wechsel verhindert einen systematischen Aufbau von Wissen und Lernprozessen bei den Auszubildenden. Viele Dozenten/-innen sind demotiviert, stehen aufgrund zahlreicher anderer Verpflichtungen unter Zeitdruck und erzeugen eine hektische Unterrichts Atmosphäre; häufig fällt der Unterricht sogar aus:

„Und die Ärzte oder Ärztinnen in der Klinik, die die Fächer unterrichten ... die sind vom Chef verdonnert, Unterricht zu machen. Kommen aus dem OP rangejagt und haben keine Zeit und keine Lust und werden schlecht bezahlt. Und das ist ein unmöglicher Zustand“ (KS, 23, 1178-1188).

Im Gegensatz zu den Kranken- und Kinderkrankenschwestern beurteilen die Altenpflegerinnen ihren Unterricht und die Lehrenden wesentlich positiver. Sie fühlten sich weniger als „Schülerinnen“<sup>12</sup>, sondern eher als lernende, lebenserfahrene Erwachsene wahrgenommen. Der Unterricht beruhte denn auch eher auf einem dialogischen Prinzip, das jederzeit Fragen und das Einbringen persönlicher Interessen erlaubt. Konträr zu dem direktiv geregelten Ausbildungswesen in der Kranken- und Kinderkrankenpflegeausbildung scheint der Unterricht in der Altenpflegeausbildung eher kooperative Umgangsformen zwischen Lernenden und Lehrenden zu beinhalten. Im Vergleich zu den Kranken- und Kinderkrankenschwestern/-pflegern weisen die zukünftigen Altenpflegerinnen eine umfangreiche Lebenserfahrung auf und/oder sie haben bereits einen berufsbiographischen Hintergrund. Dies zwingt wiederum die Unterrichtenden, sich stärker an den Erfahrungsbezügen der Lernenden zu orientieren und eine Verknüpfung der Lerninhalte mit den unmittelbaren Problemen und Bedürfnissen des Arbeitsalltags vorzunehmen. Nicht unerheblich dürfte sein, daß das Lehrpersonal in der Altenpflege mehrzählig über pädagogische und sozialpädagogische Kompetenzen verfügt. Das heißt auch, daß im Vergleich zur Kranken- und Kinderkrankenpflegeausbildung weniger Ärzte/Ärztinnen Unterrichtsfächer- und stunden anbieten.

Unabhängig von der Art der Erstausbildung und unabhängig vom Qualifikationsprofil des Lehrpersonals vermissen die meisten der Gesprächsteilnehmer/-innen inhaltliche und konzeptionelle Absprachen zwischen den Lehrenden (das heißt unter den Honorarkräften und zwischen Honorarkräften und hauptberuflich tätigen Lehrenden), so daß für sie als Auszubildende keine Bezüge zwischen den einzelnen Lehrgebieten ersichtlich werden. Im Kern äußern die befragten Pflegenden Wünsche nach einem problemzentrierten Lernen, bei dem in bezug auf einen Gegenstand – im folgenden Beispiel geht es um Diabetes mellitus – Erkenntnisse der Einzeldisziplinen gebündelt und integrativ umgesetzt werden:

„Wenn es denn in Krankheitslehre um Diabetes geht, dann müßte theoretisch auch die Arzneimittellehre daran anknüpfen und die Ernährungslehre, daß man so ein komplettes Bild hat, nicht? Also, diese Absprachen funktionierten überhaupt nicht, so daß man ... im ersten halben Jahr vielleicht da was von gehört hat und im nächsten halben Jahr da was und ein Jahr später wieder im nächsten Fach etwas darüber, so daß also wirklich so ein komplettes Bild über eine Geschichte sich erst ganz spät ergab, wenn überhaupt“ (API, 39, 816-832).

Wesentlich problematischer als fehlende inhaltliche Bezüge zwischen den theoretischen Fachinhalten ist die *Unverbundenheit zwischen Theorie und Praxis*. Die praktische Arbeit auf der Station ist nicht auf den jeweiligen Wissensstand abgestimmt bzw. ergänzt nicht die erworbenen theoretischen Kenntnisse. So wird z.B. die praktische Fähigkeit, Blutdruck zu messen, zu Beginn der Ausbildung im Krankenhaus erworben, während das Thema „Blutdruckmessung“ erst nach einem Jahr behandelt wird.

„... das traf nicht mit dem, was uns dort beigebracht wurde, zusammen. Also, was weiß ich, ich hab ... im 1. Kurs ... Blutdruck gemessen auf der Station und hab's im 3. Kurs in der Schule gelernt, also wie man's macht. Da gab's überhaupt keine Absprache und das traf überhaupt nicht zusammen“ (KIKS, 22, 334-343).

Dieser Mißstand wird oftmals weder vom Schul- noch vom Stationspersonal erkannt bzw. wegen der bestehenden Konkurrenz und der (gegenseitigen) Resentiments zwischen den Unterrichtskräften und den Pflegenden im Krankenhaus bzw. Altenheim eher verschärft<sup>13</sup>. Wenn es zu Absprachen kommt, dienen diese häufig dazu, die jeweiligen Aufgabenbereiche und Zuständigkeiten noch strikter zu trennen:

„Also wir hatten so praktische Anleitungen nur von den Stationen, nicht von den Unterrichtskräften. Also in meiner Ausbildung war das strikt getrennt, mit einer rein theoretischen Seite und einer rein praktischen Seite ...“ (KP, 42, 106-112).

Kontinuierlich sitzen die Auszubildenden somit zwischen zwei Stühlen. Sie müssen die Unterschiede bzw. Widersprüche zwischen der Theorie und der alltäglichen Pflegepraxis auf der Station allein ausbalancieren. Zusätzlich kommt hinzu, daß sie aus den Reihen der „Pragmatiker“ (pflegerisches und ärztliches Personal auf den Stationen) häufig mit dem Argument „der Pflegeberuf ist schließlich ein praktischer Beruf“ konfrontiert werden und auf diese Weise immer wieder vermittelt bekommen, daß theoretisches Wissen für die Praxis nicht viel bringe; es wird als zweitrangig, optional oder überflüssig erachtet.

Vielfach besteht auf der Station nur ein utilitaristisches Interesse an den Auszubildenden:

„Man pauschaliert das ja gern immer und sagt, die Leute werden halt nutzbar gemacht für die Praxis. Aber es ist tatsächlich ein bißchen so gewesen meines Erachtens. Daß also die Schüler das und das können müssen, um dann auch auf der Station nicht dumm rumzustehen, um auch schon ein bißchen eingesetzt werden zu können“ (KP, 24, 259-271).

Auch der *praktische Teil* der Ausbildung einschließlich der *Theorie-Praxis-Verknüpfung* ist aus der Sicht der meisten Interviewten unzulänglich und frustrierend. In der Berufspraxis zähle primär die Fähigkeit, Arbeitsvorgänge schnell durch Nachahmung zu erlernen, auch wenn man die Zusammenhänge (noch) nicht versteht („*Das hab ich mir auf Station angeeignet, also ich hab mir das zeigen lassen, wie es geht, aber wußte eigentlich viel zu wenig darüber*“ (KIKS, 22, 349-352)). Vor allem wird den Auszubildenden im Stationsalltag der Status einer „Schülerin“ bzw. eines „Schülers“ mit all seinen Implikationen nicht zugestanden<sup>14</sup>. Der praktische Einsatz wird erst gar nicht als Ausbildungsabschnitt und Lernprozeß betrachtet und die Umsetzung theoretischen Wissens unter Anleitung von vornherein unterbunden. Das theoriegeleitete Pflegen wird mit dem Hinweis auf geringe Praktikabilität, hohen Zeitaufwand und akute Arbeitsüberlastung oder durch Verweis auf die Faktizität der Verhältnisse entwertet bzw. abgewehrt:

„Wenn man theoretisch arbeiten will, schafft man vielleicht dann die Hälfte der Patienten, die eigentlich zu versorgen sind. Also kann man dieses theoretische Wissen, was einem vermittelt wurde, meist gar nicht anwenden“ (API, 2, 105-113).

Hinzu kommt das Auseinanderklaffen zwischen den im Unterricht vermittelten Kenntnissen und dem gängigen Handeln auf der Station. Insbesondere jüngere Befragte berichten, daß neuere Erkenntnisse zwar immer wieder von den Lehrkräften thematisiert und in den Unterrichtsstoff integriert werden, aber nicht im Pflegealltag umgesetzt werden können, weil sie dort noch nicht ange-

wendet, als nicht sinnvoll abgelehnt oder schlichtweg als mögliche Neuerung von vornherein boykottiert werden:

„An eine Sache kann ich mich sogar noch gut erinnern, und zwar hatte unsere Unterrichtsschwester uns also das Katheterisieren mit Schlitztuch beigebracht, nicht. Und dann sind wir auf die Station und wir haben natürlich gefragt, wo ist denn das Schlitztuch, und da dachten die natürlich, jetzt geht's los. Da hat keiner mit Schlitztuch gearbeitet!“ (KS, 40, 172-182).

„Also ich fühlte mich in der Grundausbildung eher gehemmt als gefördert. Da wir gutes Wissen vermittelt bekommen haben und in der Praxis dann eher die Erfahrung gemacht haben, daß man uns sehr viele Hemmschwellen in den Weg legt“ (KP, 42, 198-205).

Die Unverbundenheit zwischen den theoretischen und praktischen Lernanteilen hat eine Reihe von negativen Auswirkungen:

- der theoretische Unterricht hat zu wenig Bezüge zur Lebens- und Arbeitswelt „Station“, erarbeitete Einsichten und erworbene Kenntnisse können nicht umgesetzt werden;
- die praktische Arbeit auf der Station wird nicht systematisch reflektiert;
- Pflegetätigkeiten werden durch Üben gelernt, ohne daß ihr Sinn hinreichend transparent gemacht wird;
- eine aktive Auseinandersetzung mit den Lerninhalten wird von vornherein unterbunden, weil das „Warum“ und das „Wie“ des pflegerischen Alltags festgelegt bzw. strikt routinisiert ist;
- durch die Unverbundenheit von Theorie und Praxis werden problemadäquate, flexible Lernprozesse nicht gefördert.

Es ist naheliegend, daß die retrospektive *Gesamtbeurteilung* der Ausbildung bei den meisten Interviewpartnerinnen und -partnern ungünstig ausfällt. Es gibt aber auch eine kleine Gruppe von Befragten, die rückblickend mit der Pflegeausbildung zufrieden ist. Ihnen wurde Pflege als interessante Arbeit vermittelt, auf der Station wurden sie als Auszubildende anerkannt und nicht als Arbeits- bzw. Aushilfskraft überfordert, gar „verheizt“. Durch ein umfangreiches Lehrangebot konnten sie eine Reihe von Fachkompetenzen für ihre zukünftige Berufstätigkeit erwerben und darüber Selbstbewußtsein entwickeln. Zumeist werden solche Erfahrungen auf die drei folgenden Konstellationen zurückgeführt:

1. Es gibt (einzelne) sehr engagierte Lehrpersonen, die den Unterricht anregend gestalten. Auf diese Art und Weise motivieren sie die Auszubildenden thematisch und bieten zugleich ein Modell an:

„Ja, ich hatte ein glühendes Vorbild und ein abschreckendes. Also, die eine Unterrichtsschwester, die uns zum Examen vorbereitet hat, die Psychologie, Soziologie unterrichtet hat, das war mein großes Vorbild. Weil, die kam am ersten Tag mit dem Satz auf den Lippen: ‚Ich bin gut und ich möchte, daß ihr auch gut seid!☺ Und es hat mich damals so beeindruckt, daß jemand mit 'nem derart positiven, optimistischen Zugang auf Menschen zugeht. Das hat sich auch nie verloren, dieses Bild“ (KP, 42, 268-281).

„Ich hab da 'ne Ausbildung ... von 'ner alten Unterrichtsschwester, das war so eine richtige noch so vom alten Schlag, hatte ich immer so das Gefühl ... Die ist jetzt auch pensioniert ... und die hat also das wahnsinnig toll gemacht, so diese Pflege ... die ist dann immer von ihren Sachen abgeschweift und die hat dann uns richtig die Pflege gelernt, so richtig mit Inbrunst hat sie das gemacht, das hat mich wahnsinnig fasziniert, so wie die das gemacht hat!“ (KP, 27, 304-340).

2. Die Ausbildungsstätte weist eine überschaubare Größe auf, die ein persönliches Miteinander fördert:

„Es war eigentlich recht gut. Es ist halt ein kleines Haus gewesen mit 300 Betten, und da kennt man halt jeden, und die Schule kennt jeden von Station und umgekehrt ...“ (KP, 26, 76-80).

3. Es gibt eine theoretisch profunde, Theorie und Praxis verbindende Ausbildung, in der auch die psychosozialen Aufgaben der Pflege ausführlich behandelt werden:

„Ich hab' die Ausbildung sehr genossen, weil die einen sehr hohen Anteil theoretischen Unterricht hatte. Das war eine der ersten Ausbildungen in Niedersachsen, die also so anerkannt worden sind, auch von der Bezirksregierung, mit 'nem geringen Praxisanteil. Wir hatten in diesen zwei Jahren, glaub ich, knapp 20 Wochen praktische Ausbildung, und das ist für so'n Pflegeberuf sehr wenig ... Und wir hatten unheimlich viel theoretisches Wissen vermittelt bekommen mit sehr viel neuen Inhalten und die Ausbildung hat mir sehr viel gebracht. Die fand ich sehr schön ... Also, ich denke mal, der sehr große Rahmen der psychosozialen Betreuung von Menschen, das war ein sehr großer Anteil, und da konnte ich sehr, sehr viel von umsetzen. Also, der hat mir am besten gefallen“ (API, 5, 67-211).

Bis auf die eben erwähnte kleine Gruppe mit ihren zufriedenstellenden Erfahrungen macht sich aber bei fast allen Befragten im zweiten oder dritten Ausbildungsjahr, spätestens aber nach Abschluß der Ausbildung Ratlosigkeit bzw. eine diffuse, unzufriedene Stimmung breit. Nach den ersten ein bis zwei Ausbildungsjahren, die damit ausgefüllt sind, den neuen und stark beanspruchenden Anforderungen der praktischen Ausbildung gerecht zu werden, verschaffen die ersten Ansätze von Arbeitsroutine emotionale und organisatorische Erleichterung. Somit bietet sich die Gelegenheit, darüber zu reflektieren, ob und inwieweit die früheren beruflichen Erwartungen mit der gegenwärtigen Ausbildungsrealität und den zukünftigen Berufschancen übereinstimmen.

Infolgedessen wird nun festgestellt, daß in der Pflegepraxis primär reproduzierendes statt theoriegeleitetes und an den (psychosozialen) Bedürfnissen der Patienten/-innen orientiertes Handeln verlangt wird, Flexibilität und Innovationsbereitschaft weniger gefragt sind als Anpassung an hierarchische Strukturen und Organisationsroutine. Frustriert muß außerdem konstatiert werden, daß Pflege wegen ihrer marginalen Aufstiegsmöglichkeiten „eine Sackgasse“ (KP, 27, 810) ist, der (bis vor einigen Jahren) ein wichtiger biographischer Baustein, ein weiterführendes Hochschul- und Fachhochschulstudium, fehlt.

## 4.2 Bildungserfahrungen II: Fort- und Weiterbildungen

Dennoch beschreiben die Gesprächspartnerinnen und –partner Hoffnungen auf berufsbezogene Veränderungen und persönliche Höherqualifizierung. Diese haben sie an die Zeit nach dem bestandenen Examen und an weitere Bildungsmaßnahmen geknüpft. Und tatsächlich verstärkt sich nach der Ausbildung der Wunsch, die eigene Tätigkeit selbständig(er) zu gestalten und, mit einer umfassenden beruflichen Kompetenz ausgestattet, gegebenenfalls zu verändern. Man möchte „... *Pflege aus einem anderen Blickwinkel betrachten (...) können, Pflege neu überdenken (...) können, anders überdenken (...) können*“ (KS, 30, 236-241). Der erhoffte „andere Blickwinkel“ sollte nun durch Fort- und Weiterbildungen erworben werden.

Diese Fortbildungen, hier definiert als pflegerelevante, ansonsten aber nicht weiter spezifizierte Bildungsangebote, die ein breites inhaltliches Spektrum abdecken (die Befragten hatten z.B. Kurse mit Themen wie „Türkisch am Krankenbett“ oder „Kommunikation mit Sterbenden“ besucht), sind durchgängig positiv beurteilt worden: Bei den Veranstaltungen werde Interesse am Lernen und Weiterlernen geweckt. Dem Erfolg der Fortbildungen liegen aus der Sicht der Interviewten zwei zentrale Bedingungen zugrunde:

- Die Teilnehmer/-innen können *freiwillig, interessegeleitet*, das heißt *themenorientiert und zielgerichtet* lernen. Zudem schließen Fortbildungen nicht mit bestimmten Leistungsüberprüfungen (z.B. Zertifikaten oder Zeugnissen) ab; so ist nur in einem geringen Maß externer Leistungsdruck vorhanden.
- Die konzeptuelle Gestaltung und Durchführung der Fortbildungen basiert auf neuen didaktischen Konzepten, die eine aktive Teilnahme fördern und die Dozenten/-innen unterstützen die Auseinandersetzung mit dem bisherigen Stationsalltag, helfen bei der Suche nach Ursachen für Mißstände und Probleme und nach möglichen Lösungen. Diese Art des Unterrichts wird anfänglich als gewöhnungsbedürftig erlebt, dann aber als sehr motivierend empfunden, weil neue Sichtweisen und genuin pflegerische Kompetenzen entwickelt werden können.

Enttäuschende Erfahrungen werden erst bei dem Versuch der Transformation des Erarbeiteten in den Stationsalltag gemacht, denn leider gelingt es zumeist nicht, die neu erworbenen Kenntnisse – auch nicht partiell – im Arbeitsalltag bzw. in der jeweiligen Institution umzusetzen. Wenn z.B. Vorschläge zur strukturellen Veränderung der Stationsabläufe unterbreitet werden, erleben die Kolleginnen und Kollegen dies wiederum oftmals als unerträgliche Kritik an der bisher geübten Praxis und weisen sie zurück. Von den Leitungskräften (Stations-, Pflegedienstleitung, Verwaltung, ärztliche Leitung) werden Veränderungsvorschläge häufig gar nicht erst zur Kenntnis genommen. Das als „rigide“ und „innovationsfeindlich“ wahrgenommene Reagieren im Arbeitsbereich führt dann allerdings wieder genau jenen Zustand von beruflicher Unzufriedenheit, dem Gefühl von Inkompetenz und persönlicher Insuffizienz herbei, der durch die Bildungsmaßnahmen eigentlich aufgehoben werden sollte.

Die Erfahrungen der Gesprächsteilnehmer/-innen mit Weiterbildungen, im folgenden als mehrmonatige bis zweijährige Bildungsmaßnahmen definiert, die eine Erstausbildung in der Pflege voraussetzen und als Qualifikationsnachweise für einen bestimmten Arbeitsbereich (z.B. in der Pflegeschule oder im Anästhesie-Intensiv-Bereich) gelten, ähneln teilweise den positiven Beschreibungen über die Fortbildungen. Doch es werden auch grundlegende Kritiken zu den Konzepten und Strukturen geäußert und die Bewertungen differieren stark je nach Art der Weiterbildung.

Der größte Teil der Befragten, die z.B. eine *pädagogisch orientierte Weiterbildung zur Unterrichtsschwester/Lehrerin* absolviert haben, lobt die didaktische Aufbereitung des Unterrichts und die pädagogischen Kompetenzen der Dozenten/-innen. Der anfänglich unvertraute diskursive Unterrichtsstil, der auch eine aktive Beteiligung verlangt und zum ständigen Nachdenken auffordert, motiviert und verstärkt das Erkenntnisinteresse.

Sofern sich der Unterricht auf die Darbietung von Faktenwissen beschränkt, wird der Grund hierfür eher bei den Teilnehmern/-innen gesehen, die unter Bezug auf die Lernerfahrungen während der Pflegeausbildung letztlich einen traditionell orientierten Unterricht verlangen:

„Also, die wollten genauso in dieses Schema zurück, was sie vielleicht auch in der Krankenpflegeausbildung hatten, habe ich immer gedacht. Also, der Block wird aufgeschlagen, es wird irgendwas erzählt, und dann kann man anderthalb Stunden mitschreiben, und dann zu Hause kann man das in die Mappen heften und dann sich irgendwann anschauen, am Tag X, wenn es gelernt werden soll“ (KP, 24, 923-935).

Anderslautend sind die Beschreibungen über die zweijährige *Anästhesie-Intensiv-Weiterbildung*. Diese findet berufsbegleitend und in der Institution, in der man arbeitet, statt; somit sind die Teilnehmer/-innen zugleich Auszubildende und Arbeitskraft. Der Unterricht wird fast ausschließlich vom ärztlichen Lehrpersonal bestritten. Hier werden zwar naturwissenschaftliche, medizinische und medizin-technische Fragen kompetent abgehandelt, aber Erkenntnisse aus anderen Wissensbereichen, z.B. denen der Psychologie oder der Pflegewissenschaft, bleiben unberücksichtigt.

„Also von dieser ganzen Ausbildung [Anästhesie-Intensiv-Weiterbildung; Anm. von G.P.] und von dem Lernen war das eigentlich die Zeit, die mir am wenigstens auch gebracht hat, wo ich gedacht hab, gut, also so pflegerisch ist da gar nichts gelaufen, mit ganz wenigen Ausnahmen von, weiß nicht, vielleicht zehn Stunden in der ganzen Zeit. Das andere waren alles medizinische Themen ... und der praktische Unterricht, der dann wohl vielleicht hätte Pflege beinhalten sollen, der ist halt so gelaufen, daß wir auf der Station gearbeitet haben, aber da ist halt nichts gelaufen, da war kein Unterricht, sondern wir haben da halt mitgearbeitet und da war auch nie jemand, der uns da begleitet hätte oder gesagt hätte ‚das ist gut und das kann man anders machen‘<sup>①</sup> und ‚so könnte man das auch sehen‘<sup>②</sup> und ‚diese Alternativen gibt es auch oder so was ...‘<sup>③</sup>“ (KS, 16, 1017-1068).

Im Vorlesungsstil wird pures Faktenwissen vermittelt, das sie auswendiglernen müssen. Lernen bleibt so ein fremdbestimmter Vorgang und problemorientierte Kreativität sowie beruflich-pflegerische Fachkompetenz können nicht entwickelt werden. Hinzu kommt die implizite Forderung seitens des Ausbildungsträgers bzw. Arbeitgebers, die institutionell bestehende Hierarchie zu akzeptieren

und sich entsprechend anzupassen. Als Konsequenz dieser Rahmenbedingungen beschreiben die Befragten, daß ihre anfängliche Motivation für die zweijährige Weiterbildung und eine daran anschließende Tätigkeit im Intensiv-Anästhesie-Bereich größtenteils in Enttäuschung mündet, zudem die Erwartung – mit Hilfe der erfolgreich abgeschlossenen Bildungsmaßnahme – auf der Station ein stärkeres Mitspracherecht und eine größere Arbeitsautonomie zu bekommen, sich nicht erfüllt:

„Also, es war so, daß ich eine Intensivstation geleitet habe ... und dann auch in der Zeit die Weiterbildung gemacht habe. Nachdem ich fertig war, habe ich gesehen, daß ich jetzt fünf Jahre für diesen Beruf gelernt habe und daß mir die Hände gebunden waren ... Und dann habe ich immer wieder gesehen, daß wir, also als Pflegepersonal überhaupt, keine Befugnisse in irgendein, also ... unsere Arbeit wird nicht so anerkannt wie sie müßte und auch, wir haben nicht die Selbstbestimmung, wie wir sie bräuchten für die Auswahl von Personal und, und, und ...“ (KS, 34, 699-722).

Die grundlegende Kritik, die über *alle* pflegespezifischen Weiterbildungen von den Befragten geäußert wird, lautet wie folgt:

- Die Anbindung der berufsbegleitenden Weiterbildungen an die Institution, in der man auch tätig ist, erschwert oder verhindert eine distanziert-kritische Auseinandersetzung mit der Institution und der eigenen beruflichen Rolle und Tätigkeit. Wenn Weiterbildungen in Voll- oder Teilzeit (z.B. Stationsleitungskurs oder Anästhesie-Intensiv-Weiterbildung) angeboten und vom Arbeitgeber finanziert werden, geht damit zumeist eine mehrjährige berufliche Verpflichtung des Arbeitnehmers einher. Dem liege die Absicht zugrunde, daß man zur konformen, leistungsfähigen Arbeitskraft herangebildet werden solle, kommentierte eine der Gesprächsteilnehmerinnen<sup>15</sup>.
- Die Weiterbildungen bereiten nicht hinreichend auf die bevorstehenden, neuen Aufgaben in dem neuen Arbeitsbereich vor. Als „Schmalspurausbildung“ (KS, 30, 391) konzipiert, bleiben auch nach der Absolvierung z.B. der Weiterbildung zur Unterrichtsschwester Wissensdefizite und Qualifikationsmängel. Ähnlich ergeht es den Pflegenden, die die Weiterbildungen zur Pflegedienstleitung, für den Geriatrie-Psychiatrie-Bereich, für den Anästhesie-Intensiv-Bereich oder zur Stationsleitung durchlaufen. Allein die Kürze der Weiterbildungsdauer (drei Monate bis zwei Jahre) erschwert die Vermittlung eines fundierten Fachwissens:

„Man muß ja auch sagen, diese Weiterbildungen zum Lehrer für Krankenpflege sind ja sehr, sehr unterschiedlich und ich hab das Glück gehabt, eine zu haben, wo wir recht kritisch mit vielen Themen umgegangen sind. Dafür fehlten halt dann andere Sachen, die ich jetzt vielleicht auch ganz gut gebraucht hätte, aber das ist es eben: sie können halt nicht alles leisten in diesen zwei Jahren“ (KS, 16, 903-914).

„Wir haben das mit unserem Kurs [der Befragte hat mehrere Fort- und Weiterbildungen besucht; hier kommentiert er die Weiterbildung zum Unterrichtspfleger/Lehrer für Pflegeberufe; Anm. von G.P.] durchgesetzt, daß man bestimmte Fächer und Themen wählen konnte ... Es war schon ein bißchen professioneller. Aber letztendlich in anderthalb oder zwei Jahren einfach viel zu kurz, um alles das wirklich aufarbeiten zu können, was angesprochen wurde ... Also es war einfach viel zu schnell das Ganze“ (KP, 10, 443-465).

„Weil, der Punkt ist eigentlich, daß ich denke, daß diese zweijährigen pädagogischen Weiterbildungen für mich nicht ausreichend sind. Ich glaube, daß sie nicht ausreichend sind, um eine so anspruchsvollen Tätigkeit, also theoretische Ausbildung nachher auch praktisch umzusetzen ...“ (KS, 3, 472-482).

- Die Kosten für die Weiterbildungen (z.B. zur Unterrichtschwester bzw. zum Unterrichtspfleger) sind hoch und können sich auf bis zu 50.000 DM belaufen. Hinzu kommt der Ausfall des monatlichen Einkommens während der Weiterbildungszeit. Diese Kosten werden auch nach der Weiterbildung durch das ein- oder zweistufig höhere Einkommen nicht ausgeglichen:

„Unterrichten, das wär 'ne Sache ... Genau, das hab ich mir auch alles ganz toll ausgedacht ... Dann hab ich, der erste Gedanke war: na ja gut, das muß ja auch finanziert werden, ich denn zum Arbeitsamt gedackelt, ja, dann hat der mir gleich gesagt: ja, wissen Sie was, mit Familie brauchen Sie das gar nicht erst anfangen, das können sie sowieso nicht finanzieren! ... Ich glaube, ich hatte mir das ausgerechnet, da mußte ich dann, glaub ich 30.000 Mark bezahlen, also das war 'ne Sache, die ich einfach nicht finanzieren kann“ (KP, 27, 1168-1203).

„... und dann habe ich überlegt: ja, was kannst du noch machen? Und dann Stationschwester, hatte ich überhaupt keine Lust zu, war also nicht mein Ding ... Dann habe ich überlegt: Unterrichtschwester ... Und dann habe ich gedacht: nee, das ist es auch nicht. Und dann ist das sehr teuer auch, so 'ne Ausbildung. Ja, und dann habe ich das eigentlich so gelassen ...“ (KS, 45, 207-225).

- Die Weiterbildungen bieten nur begrenzte, weitgehend horizontale Karrierechancen, so daß ihr Nutzen für die eigene Berufs- und Lebensbiographie als gering betrachtet wird:

„Wenn man nicht mal promovieren kann, kann man nicht von Karriere sprechen und wenn man bei der Eingruppierung als Unterrichtspfleger über eine Kr-VIII-Stelle nicht hinauskommt, ist das von Karriere auch arg weg“ (KP, 10, 790-797).

„Ich hab manchmal gedacht, es ist halt schade, daß man, ja daß der Weg so abgeschnitten ist, also daß es überhaupt keine Möglichkeit gibt, ja weiterzukommen oder höherzukommen. Es gibt halt diese Möglichkeit „Ausbildung – Fachweiterbildung“ in verschiedenen Richtungen, aber dann war halt Ende ...“ (KS, 16, 521-530).

- Bei unveränderten hierarchischen Strukturen bleibt die Unterordnung der Pflegenden unter das ärztliche Personal nach wie vor bestehen:

Ein Krankenpfleger, der die kombinierte Weiterbildung von Pflegedienstleitung und Unterrichtspfleger erfolgreich absolviert und danach einige Monate in einem Krankenhaus in leitender Funktion gearbeitet hat, schließt eine weitere Tätigkeit als Pflegedienstleiter aus:

„... das ist es nicht, was mich interessiert, weil, da unterwerf ich mich den gleichen hierarchischen Strukturen, wie ich das früher getan hab. Ich werde immer irgendeinem Arzt die Anweisungen abnehmen, die er mir erteilt, und das will ich nicht“ (KP, 42, 433-439).

- Nur die *pädagogische* Weiterbildung zur/zum Unterrichtschwester/-pfleger verhilft zu einem Wechsel in einen Bildungs- und Arbeitsbereich, der nicht unmittelbar im Krankenhausbetrieb angesiedelt ist. Ein Stück weit dem Zu-

griff des Arbeitgebers und der Ärzteschaft entzogen, bieten sich mehr Möglichkeiten zur Reflexion des Status quo in der Pflege und zur Entwicklung neuer (pflegerischer) Sichtweisen:

„... parallel dazu war ich als Schulassistentin für vier Monate dann in der Krankenpflegeschule schon. Das gefiel mir sehr gut. Dann, daran schloß sich die Weiterbildung an ..., das war damals noch eine einjährige berufsbegleitende Weiterbildung ... Ja, und dieses Jahr hat mir sehr gut getan insgesamt, so auch privat meinen Horizont erweitert. Ich denke eigentlich, so in jeglicher Beziehung hat mir das Jahr sehr gut getan, Abstand von der Arbeit zu haben, Pflege aus einem anderen Blickwinkel auch betrachten zu können, denke ich, also Pflege neu überdenken zu können und anders überdenken zu können“ (KS, 33, 218-241).

„Und dann habe ich auch diese Unterrichtspflegeausbildung gemacht ... und man versucht dann ja auch mal ein bißchen was umzusetzen ... das war 'ne ganz tolle Sache, und das hat mich immer wieder bestätigt, dann auch weiterzumachen“ (KP, 24, 521-547).

Ganz offensichtlich verschaffte die Weiterbildung hier sowohl Distanz zu den Belastungen in der Pflegepraxis als auch Freiräume zur Umsetzung des theoretischen Wissens. So konnten sich neue, nicht mehr auf Arztassistenz fixierte Denk- und Handlungsweisen herausbilden und es konnte sich eine Fachkompetenz entwickeln, die sich beruflich motivierend auswirkte.

### 4.3 Erwartungen an das Studium

Nach den vielfältigen, z.T. mehrjährigen Bildungsstationen, die jedoch das Ansehen oder das Einkommen nicht relevant veränderten, sind für alle befragten Propädeutikumteilnehmerinnen und -teilnehmer mit dem Universitätsstudium nunmehr große Erwartungen verknüpft.

- Von der akademischen Ausbildung erhofft man sich, endlich die soziale und berufliche Anerkennung zu bekommen, die bislang nach der Berufsausbildung und nach den Fort- und Weiterbildungen ausgeblieben ist. Außerdem sollen ausreichend (pflege-)wissenschaftliche Kenntnisse erworben werden, die ein eigenes Qualifikations- und Kompetenzprofil und demzufolge eine selbstbestimmte Umgestaltung sowohl der Pflegeausbildung als auch der Pflegepraxis ermöglichen:

„Dieser Studiengang ist ja nun darauf ausgerichtet, daß man irgendwann andere Leute unterrichtet, und da ich selber die Ausbildung sehr kritisch sehe, denke ich, man kann auch nicht immer meckern, sondern man kann eigentlich nur versuchen, es selber besser zu machen. Und ich denk, es gibt 'ne ganze Menge an Ausbildungskonzepten in der Altenpflege zu verändern und daran würde ich gerne mitarbeiten, aber dazu gehört halt auch 'ne, ja 'ne Basis, nicht?“ (API, 39, 571-585).

„Also, für mich ist es natürlich wichtig als Unterrichtsschwester, also Stoff richtig zu vermitteln, so sehe ich das jetzt, ja? Stoff richtig zu vermitteln und vor allen Dingen auch, Impulse zu setzen, und da hab ich, muß ich eben sagen, rein aus meiner eigenen Weiterbildung, Fortbildung, Ausbildung, denke ich, hab ich auch selbst Defizite, die

ich irgendwie mal, na ja, irgendwie vielleicht jetzt durch den Studiengang, daß ich mir die dann aneignen kann, um sie dann wieder weiterzugeben“ (KS, 40,1371-1385).

- Andere sind am Ende der Weiterbildungsleiter angekommen und merken, daß weitere berufliche Karrierechancen fehlen; es machen sich berufliche Enttäuschung und persönliche Unzufriedenheit breit:

„Also für mich war es bisher immer eine relative Sackgasse, denn Karriere hieß, maximal kommt man als Unterrichtspfleger oder Pflegedienstleiter irgendwo an, und das ist eine Karriere, na, die ist für mich nicht vergleichbar, die jemand macht, der ein Hochschulstudium hat“ (KP, 10, 780-790).

„Ich hab gedacht, das ist ja eine Möglichkeit ..., es ist ja eigentlich ziemlich festgefahren, so. Also, die Aufstiegsmöglichkeiten sind festgefahren“ (KIKS, 11, 870-875).

„Ich kann diese Sackgasse einfach nicht überwinden, so, ich weiß auch nicht wie. Ich mein, ich kann mich bilden und bilden und bilden, das ist vielleicht auch ganz toll, profitier ich aber selber nicht von. Doch das ist der einzige Profit, daß ich ‚gebildet‘ bin, fachlich, aber ich krieg nicht mehr Geld“ (KP, 27, 1790-1797).

- Das Studium wird aber auch als willkommene Unterbrechung eines routinisierten Arbeitsalltags gesehen und soll einem „burnout“-Syndrom vorbeugen:

„... ich bin jetzt am Überlegen, ob das nicht zu früh war, mit der Pflege anzufangen. Ich bin einfach nur müde ... und habe mir gedacht, was man als Alternative so machen könnte und habe mich mal umgehört. Und da lief mir gerade diese Pflegewissenschaft über den Weg. Und das hörte sich auch alles ganz interessant an“ (API, 2, 323-343).

Mit der Aufnahme des Hochschulstudiums verbindet sich die Hoffnung auf grundlegende Veränderungen der zukünftigen Arbeits- und Lebenssituation. Neben dem Erwerb pflegewissenschaftlicher Kenntnisse und eines damit einhergehenden pflegerischen Kompetenzprofils soll der akademische Abschluß die Arbeitsautonomie und den sozialen Status erhöhen. Es geht darum, berufliche Langzeitperspektiven und Karrieremöglichkeiten entwickeln und verwirklichen zu können.

## 5. Zusammenfassung

Die Erfahrungen der Gesprächspartnerinnen und -partner haben zahlreiche Probleme und Konflikte im Bildungs- und Arbeitsbereich aufgezeigt. Ihre Aussagen legen den Finger auf „wunde Punkte“ wie die Unverbundenheit von Theorie und Praxis in der Ausbildung oder die Vielzahl von häufig wechselnden und unmotivierten Dozenten/-innen (Ärzten/-innen, Psychologen/-innen, Soziologen/-innen etc.), die weder über didaktisch-pädagogische noch pflegerische bzw. pflegewissenschaftliche Kenntnisse verfügen<sup>16</sup>. Was bleibt ist ein starrer Ausbildungs- und Berufsalltag, der den Wunsch, eine anerkannte fachspezifische Kompetenz entwickeln zu können und Handlungs- und Entscheidungsspielräume zugestanden zu bekommen, unbefriedigt läßt.

Diese strukturellen und institutionell bedingten Unzulänglichkeiten setzen sich nach der Ausbildung fort. So sind z.B. die Weiterbildungen zu kurz, um ad-

äquates Wissen erwerben zu können, ihre Abschlüsse ermöglichen keine beruflichen Aufstiege, vielmehr bleiben sie den Hochschulqualifikationen anderer Experten/-innen (vor allem den Ärzten/-innen) untergeordnet bzw. bieten keine reale Chance einer beruflichen/professionellen Emanzipation.

Inwieweit es den Absolventen/-innen des Studienganges „Lehramt Pflegewissenschaft“ an der Universität Bremen und den Studenten/-innen anderer pflegespezifischer Studiengänge gelingt, die Bildungs-, Aufstiegs- und Arbeitsmöglichkeiten zu nutzen und zu verbessern, wird die Zukunft zeigen. Wichtige berufsbiographische Bausteine und Gründe zur Hoffnung sind – jetzt – jedenfalls vorhanden.

## Anmerkungen

- 1 Wenn im folgenden mit „Pflegerberuf(en)“ Kranken-, Kinderkranken- und Altenpflege gemeint sind und andere Pflegeausbildungen und -berufe unerwähnt bleiben, so deshalb, weil die empirische Untersuchung Personen aus eben diesen drei Pflegebereichen einbezieht.  
Neben diesen drei Pflegeausbildungen existiert noch eine Vielzahl von Ausbildungen im Gesundheitsbereich (vgl. Der Bundesminister für Gesundheit 1997, S. 196ff.; kritisch hierzu Meifort 1990; Bals 1992; 1993, S. 79ff.).
- 2 Zu den Ausbildungszielen vgl. Kurtenbach u.a. 1994, S. 118f..
- 3 Lediglich die Ausbildung in der Altenpflege und Heilerziehungspflege im Bundesland Hamburg entspricht den Bestimmungen des Berufsausbildungsgesetzes (BBiG). Im März 1999 hat das Bundeskabinett allerdings einen Gesetzentwurf für ein einheitliches Altenpflegegesetz verabschiedet, das nach Zustimmung im Bundestag und Bundesrat in diesem Jahr in Kraft treten kann (Heim & Pflege 1999, S. 164).
- 4 Zuvor ist nur einmal ein Diplom-Studiengang in West-Berlin für das Lehramt an Krankenpflegeschulen durchgeführt worden; zur Situation in der ehemaligen DDR vgl. Wolff/Wolff 1994.
- 5 Das Vorhaben wurde von der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) finanziert. Seit dem 1. Januar 2000 ist das Studium als Regelstudiengang an der Universität Bremen etabliert.
- 6 Seit einigen Jahren umbenannt in „Lehrer/Lehrerin für Pflegeberufe“.
- 7 An den Pflegeschulen sollen dann die schulgesetzlichen Regelungen Anwendung finden.
- 8 Bis heute (Stand: Februar 2000) haben alle Absolventen/-innen ihr Studium mit 1. Staatsexamen *und* Diplom abgeschlossen.
- 9 3 Pflegenden (2 Krankenschwestern, 1 Krankenpfleger) hatten zu diesem Zeitpunkt aus privaten oder arbeitsbezogenen Gründen (z.B. wurde keine Stundenreduzierung durch den Arbeitgeber ermöglicht) das Kontaktstudium „Propädeutikum Pflegewissenschaft“ abgebrochen, so daß von einem Interview abgesehen wurde. 1 Krankenpfleger lehnte das Interview ohne Angabe von Gründen ab.
- 10 Die Befragten bekamen von den jeweiligen Interviewern/-innen das persönliche Diagramm vor Beginn des Gespräches vorgelegt und gemeinsam wurde es auf Richtigkeit und Vollständigkeit überprüft. Das Diagramm bot nicht nur einen guten Intervieweinstieg, sondern regte auch das Erinnerungsvermögen an; häufig wurde die Dokumentation komplettiert und durch biographische Erzählungen ergänzt. So waren beispielsweise Äußerungen zu hören wie: „Stimmt, da habe ich ja die Arbeitsstelle gewechselt. Das hatte ich schon wieder fast vergessen“ oder „Mir fällt gerade auf, daß ich zu dieser Zeit noch eine andere Fortbildung gemacht habe“. Diese Korrekturen wurden sogleich per Hand im Diagramm vorgenommen.

- 11 Eine standardisierte Untersuchung – sofern sie nicht auf die Erhebung deskriptiver Daten beschränkt ist – würde eine weitreichende Kenntnis über die Struktur des Gegenstandsbereiches voraussetzen, weil erst dann eine objektadäquate Standardisierung der Erhebungsinstrumente möglich wäre.
- 12 Der Begriff „Schülerin“, „Schüler“ oder „Schwesterschülerin“ ist bewußt in Anführungszeichen gesetzt. Die Verwendung dieses Terminus ist zwar üblich, meines Erachtens ist er aber unangemessen und irreführend. Nicht zuletzt zeugt er von dem Sonderstatus in der Berufsbildungslandschaft und dem Ansehen der Auszubildenden in den Pflegeberufen: Sie bleiben auf der sozialen Stufe eines – mehr oder weniger unmündigen – Schulgängers stehen. (Stichhaltige) Gründe für diese Bezeichnung werden nicht einmal im Krankenpflegegesetz genannt. Dort heißt es lediglich: „Auf Wunsch des Bundesrates wurden auch die in diesem Bereich üblichen Bezeichnungen „Schule“ und „Schüler“ gewählt, obwohl sie von der bildungspolitisch allgemein üblichen Nomenklatur abweichen“ (Kurtenbach u.a. 1994, S. 102f.).
- 13 Vgl. hierzu auch Walter (1991).
- 14 Erfolgserlebnisse werden primär auf „den Klick“ (KP, 42, 570) zurückgeführt, wenn theoretisches Wissen und praktische Erfahrung sich zusammenfügen bzw. theoretisches Wissen die Praxis verstehbar macht und praktisches Handeln *wissentlich* durchgeführt werden kann.
- 15 Die von Leube geäußerte Kritik über die Ausbildung zur Sozialarbeiterin bzw. zum Sozialarbeiter ist auch für die Pflegeberufe und ihre Weiterbildungen relevant: „Durch die Mitbestimmung der Träger und die direkte Unterstellung unter das Ministerium (gemeint ist das Kultusministerium, d.A.) ist gewährleistet, daß die Definition ‚brauchbarer‘<sup>①</sup> Kompetenz durch die Abnehmerseite erfolgen kann. Durch die Einbindung der Auszubildenden in Praxisinstitutionen wird erreicht, daß die Absolventen in genau definierte Funktionen passen und beim Eintritt in das Feld die notwendige Berufssozialisation schon hinter sich haben (...). Eine selbständige Gestaltung der Berufsrolle oder gar ‚neue Fachlichkeit‘<sup>②</sup> wird man von diesen Absolventen nicht erwarten können“ (Leube 1981, S. XXII).
- 16 Obwohl auch die duale Ausbildung bzw. das Berufsbildungsgesetz (BBiG) immer wieder in das Kreuzfeuer der Kritik gerät (es sei für die rasch wechselnden Arbeitsmarkterfordernisse zu unflexibel, es würden zu wenig Verbindungen zwischen Theorie und Praxis hergestellt etc.; vgl. Geißler 1991), bietet es doch – im Vergleich mit den Ausbildungen außerhalb des Berufsbildungssystems – zahlreiche Chancen und vorteilhafte Bedingungen. Dazu zählen unter anderem, daß die „*Lehrkräfte an Berufsschulen (...) ein mindestens achtsemestriges Hochschulstudium mit anschließendem zweijährigen Referendariat abgeschlossen haben. Die Lehrkräfte für den fachpraktischen Unterricht müssen eine dem betrieblichen Ausbildungspersonal vergleichbare Ausbildungsbefähigung nachweisen*“ (Becker/Meifort 1994, S. 30; vgl. auch Krüger 1986; Landenberger u.a. 1994; Robert Bosch Stiftung 1996).

## Abkürzungen

API	Altenpflegerin
KIKS	Kinderkrankenschwester
KP	Krankenpfleger
KS	Krankenschwester

## Literatur

- Bals, T.: Berufsausbildung der Gesundheitsfachberufe. Einordnung – Strukturwandel – Reformansätze. Alsbach/Bergstraße 1993
- Becker, W./Meifort, B.: Pflegen als Beruf – ein Berufsfeld in der Entwicklung. Berufe in der Gesundheits- und Sozialpflege: Ausbildung, Qualifikation, berufliche Anforderungen. Eine Praxisanalyse. Bielefeld 1994 (Berichte zur beruflichen Bildung, Band 169)
- Bischoff, C.: Zukunftschance Zusammenarbeit. Die Dynamik von Theorie und Praxis in der Krankenpflegeausbildung (Kongreßbericht des 2. Europäischen Kongresses für Lehrerinnen für Pflegeberufe vom 15.-17. Februar 1993 im Zentrum Gwatt/Thun). In: Pflegepädagogik (1993), H. 2, S. 8-20
- Born, C./Krüger, H./Lorenz-Meyer, D.: Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin 1996
- Braun, M.: Arbeitsplatzunsicherheit und die Bedeutung des Berufs. In: Glatzer, W./Noll, H.-H. (Hrsg.): Arbeitsverhältnisse in Deutschland: Ungleichheit und Angleichung. Frankfurt a.M./New York 1992, S. 75-88
- Brenner, R.: Berufsausbildung mit dualem Charakter im nicht-dualen System, oder auch: Das geordnete Chaos der Berufsausbildung in der BRD am Beispiel der Krankenpflegeberufe. In: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik 88 (1992), H. 4, S. 300-310
- Brunner, O.: Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“. In: Oeter, F. (Hrsg.): Familie und Gesellschaft. Tübingen 1966, S. 23-56
- Brockschmidt, G.: Blätter zur Berufskunde, Altenpfleger/Altenpflegerin. Nürnberg 1985 (herausgegeben von der Bundesanstalt für Arbeit)
- Der Bundesminister für Gesundheit (Hrsg.): Daten des Gesundheitswesens. Ausgabe 1997, Baden-Baden (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit, Bd. 91)
- Ertl-Schmuck, R.: Die Ausbildung zum Lehrer für Krankenpflege. Eine Analyse der Curricula und der didaktisch-methodischen Konzepte aus Sicht der Erwachsenenbildung. Melsungen 1990
- Erzberger, C.: Zahlen und Wörter. Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozeß. Weinheim 1998
- Geißler, K. A.: Das Duale System der industriellen Berufsausbildung hat keine Zukunft. In: Leviathan (1991), H. 2, S. 68-77
- Hammer, E.: Qualifikationsanforderungen in der Altenhilfe. Begründung und Entwicklung eines gemeinsamen Weiterbildungskonzeptes für Altenpflege und Sozialarbeit. Frankfurt a.M. u.a. 1994
- Heim + Pflege. Magazin für das Management in Alten- und Pflegeheimen 30 (1999), H. 4
- Krüger, H.: Die Segmentierung des Berufsbildungssystems – Eine bildungspolitische Barriere für Marktpositionen weiblicher Arbeitskräfte. In: Rudolph, H./Mayer, C./Ostendorf, H./Rabe-Kleberg, U. (Hrsg.): Berufsverläufe von Frauen. München 1986, S. 33-52
- Krüger, H./Rabe-Kleberg, U./Mischo-Kelling, M.: Pflegewissenschaft als berufliche Bildung: Ein Weg aus der Sackgasse. Entwicklung und Erprobung eines Studienganges mit berufspädagogischem Fachrichtungsprofil für Lehrkräfte in der Alten- und Kranken-/Kinderkrankenpflege. Berufliche Erstausbildung und Lehramtsstudium als biographische Bausteine. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung“. Bd. 24, Bremen 1993
- Kuhlmeiy, A./Winter, M. u.a.: Pflege-Eliten und ihre Berufschancen. Forschungsbericht. Neubrandenburg 1998
- Kurtenbach, H./Golombek, G./Siebers, H.: Krankenpflegegesetz mit Ausbildungs- und Prüfungsordnung für die Berufe in der Krankenpflege. Kommentar. 4. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln 1994
- Landenberger, M./Lohr, K./Watzlawczik, G.-U.: Wege zur Verbesserung des Ansehens von Fachberufen der Kranken- und Altenpflege. In: Dietrich, H./Stoss, F.: Wege zur Ver-

- besserung des Ansehens von Pflegeberufen. Zwei Studien zum Problembereich. Nürnberg 1994, S. 106-181 (Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 180).
- Leube, K.: Professionalisierung und Ausbildung in der amerikanischen Sozialarbeit. München 1981
- Lohr, K.: Pflegestudiengänge an bundesdeutschen Fachhochschulen und Universitäten: Beginn einer Neuordnung der beruflichen Bildung für Pflegeberufe. In: Stach, M./Wiechmann-Schröder, G./Kipp, M. (Hrsg.): Zur Professionalisierung der Pflege. Alsbach/Bergstraße 1995, S. 21-29
- Meifort, B.: Gesundheits- und Sozialberufe auf dem Prüfstand. In: Frackmann, M. (Hrsg.): Ein Schritt vorwärts ... Frauen in Ausbildung und Beruf. Hamburg 1990, S. 41-60
- Meifort, B.: Qualitätsmängel in der Altenpflege – oder: Wie professionell ist die Altenpflege? In: Becker, W./Meifort, B. (Hrsg.): Professionalisierung gesundheits- und sozialpflegerischer Berufe – Europa als Impuls? Berlin 1993, S. 97-127 (Berichte zur beruflichen Bildung, Heft 159)
- Meifort, B.: Gesundheits- und Sozialpflege – ein innovatives Wachstumsfeld für Berufsbildung und qualifizierte Arbeit? – Auch für Frauen? In: dies. (Hrsg.): Arbeiten und Lernen unter Innovationsdruck. Alternativen zur traditionellen Berufsbildung in gesundheits- und sozialberuflichen Arbeitsfeldern. Berlin 1998, S. 37-56 (Berichte zur beruflichen Bildung, H. 221)
- Piechotta, G./Remmers, H.: Lehramt Pflegewissenschaft – Das Studienmodell an der Universität Bremen. In: Stach, M./Wiechmann-Schröder, G./Kipp, M. (Hrsg.): Zur Professionalisierung der Pflege. Dokumentation eines Workshops und Beiträge zur Entwicklung und Institutionalisierung des Pflegestudiums an der Universität Gesamthochschule Kassel. Alsbach 1995, S. 77-91 (Hochschule & Berufliche Bildung, Bd. 39).
- Robert Bosch Stiftung (1992): Pflege braucht Eliten. Denkschrift zur Hochschulausbildung für Lehr- und Leitungskräfte in der Pflege. Gerlingen (Beiträge zur Gesundheitsökonomie 28).
- Robert Bosch Stiftung (1993): Pflege braucht Eliten. Symposium zur Präsentation der Denkschrift zur Hochschulausbildung für Lehr- und Leitungskräfte in der Pflege. Tagungsbericht. Gerlingen (Materialien und Berichte 28).
- Robert Bosch Stiftung (1996): Pflegewissenschaft. Grundlegung für Lehre, Forschung und Praxis. Denkschrift. Gerlingen (Materialien und Berichte 46).
- Strauss, A./Corbin, J.: Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996
- Walter, I.: Krankenpflege als Beruf. Aspekte beruflicher Sozialisation und Identität dargestellt anhand einer empirischen Untersuchung. Wien/München/Bern 1991
- Wanner, B.: Lehrer zweiter Klasse? Historische Begründung und Perspektiven der Qualifizierung von Krankenlehrerkräften. Frankfurt a.M. 1987
- Wittneben, K.: Zur Situation der Weiterbildung von Pflegekräften zu Pflegelehrkräften in Deutschland von 1903 bis 1993. In: Mischo-Kelling, M./Wittneben, K.: Pflegebildung und Pflegetheorien. München/Wien/Baltimore 1995, S. 252-291
- Witzel, A.: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt a.M./New York 1982
- Wolff, H.-P./Wolff, J.: Die Berufs- und Ausbildungswege der Krankenpflege in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik von 1949 bis 1989. In: Pflege. Die wissenschaftliche Zeitschrift für Pflegeberufe 7 (1994), H. 2, S. 137-152

*Dr. Gudrun Piechotta, (Krankenschwester, Soziologin, M.A.), Universität Bremen, Fachbereich 11/ Lehramt Pflegewissenschaft, Postfach 330 440, 28334 Bremen*

Peter Alheit

## Biographie und „modernisierte Moderne“: Überlegungen zum vorgeblichen „Zerfall“ des Sozialen<sup>1</sup>

### Zusammenfassung

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit Prozessen der „Biographisierung“ im Laufe der Moderne. Dabei wird besonders die biographiegenerierende Funktion der Institutionen untersucht. Ihre Bedeutung beim Entstehen *biographischer Reflexivität* in der frühen Moderne scheint heute durch eine Krise ihrer Funktion als biographische „Stichwortgeber“ abgelöst worden zu sein. Die Pointe des Beitrags besteht daher in der Forderung einer neuen Art „*institutioneller Selbstreflexivität*“.

### Abstract

The following essay deals with processes of ‘biographising’ in modernised societies. Particular attention is paid to the function of institutions in generating biographies. Their significance for the emergence of *biographical reflexivity* in early modern times seems today to have declined as a result of a crisis of their function as biographical ‘watch-words’. The focal point of the article is the call for a new kind of ‘*institutional self-reflexivity*’.

„Jeder Mensch erfindet sich  
seine Geschichte,  
die er dann unter gewaltigen Opfern  
für sein Leben hält.“  
*Max Frisch*

Hinter diesem durchaus selbstironisch gemeinten Zitat steckt ein theoretisches Problem, mit dem sich die folgenden Überlegungen beschäftigen werden: die Frage nämlich, ob der Modus unserer Wahrnehmung und Bearbeitung der sozialen Welt, in der wir leben, sich im Laufe der Moderne verändert hat und ob die prominenten postmodernen Zeitdiagnosen vom „Verlust“ oder „Zerfall“ des Sozialen eine empirische und theoretische Berechtigung haben.

Ich möchte zunächst an einem ungewöhnlichen historischen Beispiel herauszuarbeiten versuchen, daß die Moderne tatsächlich einen neuen Modus individueller Verarbeitung der sozialen Welt entwickelt, den ich als biographische Reflexivität bezeichne (1). Ich will dann auf spezifische Modifikationen der inneren

Repräsentation der Sozialwelt eingehen, wie sie uns in einer Periode begegnen, die – je nach Geschmack – als reflexive, zweite, späte oder sogar „Post“-Moderne beschrieben wird (2). Und ich möchte schließlich den vorsichtigen Versuch machen, die Einsichten einer historisch und theoretisch begründeten Zeitdiagnose auch auf den Gegenstandsbereich empirischer Professionsforschung<sup>2</sup> zu beziehen (3).

## 1. Die Entstehung biographischer Reflexivität

Meine Überlegungen beginnen mit der literatur- und sozialgeschichtlich relativ gut gesicherten These, daß unser modernes biographisches Bewußtsein als erstaunlich junges historisches Phänomen betrachtet werden muß (vgl. ausführlich Alheit/Dausien 1990). Gewiß ist die Vorstellung, daß Menschen eine Biographie haben, nicht an die europäische Moderne gebunden. Sie findet sich vielfältig bereits in antiken Lebensbeschreibungen.<sup>3</sup> Und doch steht in diesen vor-modernen biographischen Schilderungen nicht die Entwicklung konkreter Individuen, nicht die Entfaltung subjektiver Einzigartigkeit, einer „Identität-Für-Sich“, wie Alois Hahn (1988, S. 93) dies treffend genannt hat, im Vordergrund, sondern die Präsentation möglichst idealer Charaktertypen. „Biographien“ dienen in der Regel der Unterhaltung, der Belehrung oder der Herrschaftslegitimation. Sie sind sozusagen „didaktisch“ motiviert.

Dies ändert sich tatsächlich im Zuge der europäischen Moderne, gewiß nicht abrupt, regional und sozialstrukturell äußerst ungleichzeitig, aber doch belegbar. Neben die Darstellung von Heiligen und Mächtigen tritt zunächst ein unübersehbares Interesse an der Beschreibung bemerkenswerter, ja sogar anstößiger Persönlichkeiten aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Die Künstlerbiographien des italienischen Rinascimento machen diesen Perspektivwechsel auf eindrucksvolle Weise deutlich: Das vitale Interesse am Individuellen, Kuriosen, die Lust an der Darstellung und Selbstdarstellung, die Inszenierung auch des Persönlichen und Privaten, das Bedürfnis nach „Ruhm“ in einem „Land der Fassaden“, wie Peter Burke (1986, S. 20) es ausdrückt, zeigen den Keim einer neuen Weltsicht. Beispiele für solche Biographien sind die „Vita di Dante“ von Boccaccio, die Autobiographie Benvenuto Cellinis oder die groß angelegte Künstlersammelbiographie Giorgio Vasaris, ein wenig später auch außerhalb Italiens das berühmte „Schilderboeck“ des Flamen Karel van Mander oder die großen englischen biographischen Werke des 16. Jahrhunderts (Mores „Richard III.“, Ropers „Thomas More“ und Cavendishs „Cardinal Wolsey“).<sup>4</sup>

Diese gewiß außergewöhnlichen Beispiele einer erwachenden Sensibilität für die Einzigartigkeit und Besonderheit individuellen Lebens sind allerdings noch kein Beleg für die Universalisierung biographischer Reflexivität. Vergleicht man sie mit weniger spektakulären zeitgenössischen Dokumenten, werden Unterschiede sichtbar. Im Falle biographischer Quellen aus dem deutschen Stadtbürgertum des 15. und 16. Jahrhunderts, besonders aus dem Patriziat der Handelsstädte, überrascht z.B. die fortbestehende Vermischung von Öffentlichkeit und Privatheit. Biographien sind – obgleich schon selbständige „Textsorte“ – noch in den Rahmen einer Genealogie oder Stadtchronik eingebettet (vgl. Wenzel 1980).

Sie dokumentieren durchaus das entstehende Interesse am Individuellen, dessen Ursache im gewachsenen sozialen Selbstbewußtsein des freien Stadtbürgertums liegt. Individualität freilich ist nicht im modernen Sinn als psychische Individualität entwickelt, sondern erst als soziales Stereotyp einer sich aus feudalen Fesseln befreienden Klasse.

Es gibt für diesen Prozeß der allmählichen Bedeutungsverschiebung der Biographie neben einer Reihe von Indizien wenige hochinteressante Fallbeispiele. Lucien Fèbvres Rabelais gehört dazu (Fèbvre 1947), auch Carlo Ginzburgs amüsante Studie über den friaulischen Müller Menocchio (Ginzburg 1976) mit dem wunderschönen Titel ‚Il formaggio e i vermi‘ (‚Der Käse und die Würmer‘). Eines der erstaunlichsten und, was die Quellenlage angeht, überzeugendsten Dokumente ist die Rekonstruktion eines Kriminalfalls aus dem späten 16. Jahrhundert, die wir vor allem Natalie Zemon Davies (1989) verdanken. Das Besondere an dieser authentischen Geschichte, in welcher ein gewisser Arnaud du Tilh die Identität des verschollenen Martin Guerre annimmt, ist nicht die Tatsache, daß der Rollentausch über lange Jahre hinweg unbeanstandet bleibt, sondern daß die offensichtliche soziale Duldung des Täuschers – jedenfalls bei den unmittelbar Betroffenen – wider besseren Wissens geschieht und doch nicht einfach als Komplizenschaft ausgelegt werden kann. Du Tilh gelingt es, die „Biographie“ des Martin Guerre soweit auszufüllen, dessen wichtigste Rollen und seinen Status so funktional wahrzunehmen, daß kein Anlaß besteht, seine angemäßte Identität anzuzweifeln. Dabei kann er charakteristische und ausgesprochen sympathische Eigenarten des Arnaud du Tilh (z.B. ein amüsanter und zärtlicher Liebhaber zu sein) sogar beibehalten (vgl. Zemon Davies 1989, bes. S. 54-71).<sup>5</sup> – „Biographie“ erscheint hier also zunächst nicht als einzigartiger Lebensverlauf eines Individuums, sondern als lose Verknüpfung ständischer Funktionen, bestimmter sozialer Rollen und eines plakativen Erscheinungsbildes. „Biographie“ muß gleichsam noch als vormoderner Erfahrungsmodus interpretiert werden.

Was den Kriminalfall nun für unsere Zwecke besonders aussagekräftig macht, ist die juristische „Auflösung“ der delikatsten Täuschung. Arnaud du Tilh wird nach zwei Prozessen schließlich zum Tode verurteilt, nachdem der verschollene Guerre wieder aufgetaucht ist und in den Prozeß eingreift. Die umfangreichen Gerichtsakten und besonders der bemerkenswerte Bericht eines der Prozeßführer, des berühmten französischen Rechtsgelehrten Jean de Coras, belegen aber eindrucksvoll, daß du Tilh in einem Indizienprozeß unterliegt, in welchem vor allem eine penible Rekonstruktion der Biographie des (vermeintlichen) Guerre eine Rolle spielt (vgl. Zemon Davies 1989, S. 90ff.). Offensichtlich hat also das Gericht eine sehr viel „modernere“ Vorstellung von biographischer Konsistenz als die Menschen in Artigat, jenem Dorf am Fuße der Pyrenäen, aus dem Martin Guerre stammt. Und zweifellos verfügt auch Arnaud du Tilh über dieses moderne Verständnis von Identität, weil er sich mit großem Geschick zu verteidigen versteht und die bewundernswerte Kenntnis sogar von intimsten Details der angenommenen Biographie beinahe zu seinem Freispruch geführt hätte (ebd., S. 107ff.). Seine Niederlage ist eher dem Zufall geschuldet, daß Guerre tatsächlich zurückkehrt und von seinen Blutsverwandten spontan identifiziert wird. Die Konstruktion einer „Identität-Für-Sich“, jene Leistung, die dem modernen Individuum in immer

kürzer werdenden Abständen abverlangt wird, hat du Tilh auf bemerkenswerte Weise vollzogen. Im modernen Verständnis wäre er der wirkliche Martin Guerre.

Der Prozeß erregt auch bei Zeitgenossen erhebliches Aufsehen. Jean de Coras' Bericht wird zu einem „Bestseller“ und vielfach wiederaufgelegt. Sogar Montaigne erwähnt den Fall in seinem Essay „Von dem Hinkenden“, in welchem er sich ex post – er war Prozeßbeobachter – an den ganz ungewöhnlichen „Betrug“ erinnert und „den Schuldspruch sehr gewagt fand, der (du Tilh) zum Strange verurteilte“ (zit. nach Ginzburg 1989, S. 185).

Gerade die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen scheint indessen ein Beleg dafür zu sein, daß wir es hier mit einem Vorgang zu tun haben, der die Schwelle zum modernen Verständnis von Biographie markiert. Jene bewußte Entscheidung des Arnaud du Tilh, die Identität eines anderen anzunehmen und für beträchtliche Zeit mit ihr zu leben, kann nur einem Publikum als Ungeheuerlichkeit erscheinen, für das die Vorstellung persönlicher Identität und Integrität bereits zu einer Normalerfahrung geworden ist (vgl. dazu auch Ginzburg 1989, S. 185ff.).

Dieses historische Fallbeispiel belegt nicht nur, daß wir Biographie aus guten Gründen als modernes Phänomen betrachten können (faszinierenderweise dokumentiert es ja gleichsam den „Umschlag“ des vormodernen in das moderne Verständnis von Biographie). Der Fall macht darüber hinaus plausibel, daß Biographie keineswegs nur als äußerliches Ablaufmuster einer chronologisierten modernen Existenz interpretiert werden darf, sondern geradezu eine neue soziale Wissensform darstellt.

Darauf weisen insbesondere die Arbeiten von Alois Hahn (1982, 1988; Hahn/Kapp 1987) hin, der zwischen historisch universalen Formen der Selbstidentifikation (also den Biographien der Könige und Heiligen) und der biographischen Selbstreflexion als explizit verzeitlichter Form der Selbstthematization, einem eindeutig modernen Phänomen, unterscheidet. Letztere bildet sich unter bestimmten historisch-gesellschaftlichen Bedingungen heraus, die sich über einen längeren Zeitraum und mit großen Ungleichzeitigkeiten entwickeln. Hahn spricht allgemein von „Biographiegeneratoren“, womit er soziale Institutionen meint, die eine lebensgeschichtliche Form der „Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten“ (Hahn 1988, S. 93). Solche Generatoren sind nicht nur religiöse Institutionen wie die Beichte (vgl. Hahn 1982), therapeutische, medizinische oder gerichtliche Bekenntnis- und Geständnisformen. Hahn bezieht sich darüber hinaus auf allgemeine gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die biographische Selbstthematization befördern. Er spricht von einer Korrelation „mit den sozialstrukturell angebotenen Freiheitsräumen“ für individuelles Handeln (1988, S. 93), die auch als Steigerung der gesellschaftlichen Komplexität interpretierbar sei. Dabei werden besonders soziale Auf- und Abstiegserfahrungen, Entfremdung aus dem ursprünglichen sozialen Milieu, aber auch andere Formen der Selbstentfremdung genannt, allgemein die Erfahrung der Erschütterung bislang bestehender Gewißheiten und traditionaler Deutungen.

Bei näherem Hinsehen wird allerdings transparenter, daß die Rekonstruktion von biographischem Sinn eben nicht in erster Linie durch die Komplexität lebensgeschichtlicher Ereignisse, sondern durch bestimmte Strategien der Selektivität gewährleistet wird. Und solche Strategien sind an institutionalisierte Rahmenbedingungen biographischer Rekapitulation gebunden: unserem Arzt

erzählen wir eine andere „Lebensgeschichte“ als dem Priester, vor Gericht präsentieren wir einen anderen Lebenslauf als im narrativen Interview (vgl. Hahn 1988, S. 93ff.). „Stichwortgeber“ scheinen dabei tatsächlich institutionalisierte soziale Deutungsmuster der Biographie und des Lebenslaufs zu sein. „Es ist eine unabänderliche Bedingung eines jeden Lebenslaufs, daß er sich in sozialen Kategorien artikulieren muß“ (Schütz/Luckmann 1979, I, S. 139).<sup>6</sup>

Wir haben also gute Gründe anzunehmen, daß es sich bei der modernen Biographie um eine Art der Wahrnehmung der Sozialwelt handelt, die wir legitimweise als biographische Reflexivität bezeichnen können. „Reflexivität“ übrigens nicht nur deshalb, weil das Individuum sich auf sich selbst zu beziehen lernt, sondern weil dieser Selbstbezug gerade durch soziale Instanzen provoziert wird. Es geht offenbar nicht nur um die bei Elias oder Foucault herausgearbeitete Einsicht, daß die Moderne beträchtliche Teile der äußeren Welt in die innere Welt verlagert und das Individuum – paradox genug – zu freiwilliger Selbstkontrolle nötigt. Der springende Punkt ist, daß das Individuum durch immer neue Instanzen gezwungen wird, seine Selbstkonsistenz in der Zeit, eine Biographie im heutigen Sinn, eben jene „Identität-Für-Sich“, zu entwickeln. Das ist es, was den schillernden Fall Arnaud du Tilh – historisch betrachtet – so erstaunlich und so interessant macht.

## 2. Zwischen der Auflösung des Subjekts und dem Zwang zur Selbstreferentialität

Was ist nun anders geworden im Fortgang der Moderne? Verändert hat sich zweifellos das Arrangement der biographischen „Stichwortgeber“. Die Möglichkeit, ja der Zwang, sich biographisch zu artikulieren, sind in der fortgeschrittenen Moderne inflationär geworden: Über sich zu reden oder zu schreiben, vor sich und anderen sein Innerstes preiszugeben, seine Schuld zu gestehen, sich öffentlich zu schämen, sein Leben privat oder sogar vor einem Millionenpublikum zu erbaulichen oder unterhaltsamen, therapeutischen, juristischen, religiösen oder ästhetischen Zwecken darzustellen, gehört z.B. zum TV-Alltag. Wir alle wissen, daß auch die spätmoderne Universität nicht frei ist von der inflationären Diskursivierung der Identität, des Privaten, Sexuellen, der Lebensgeschichte.

Für biographische Reflexivität indessen ist diese Inflation durchaus riskant. Welcher „Stichwortgeber“ ist der entscheidende? Was geschieht, wenn Biographiegeneratoren sozusagen gegeneinander antreten? Was passiert mit mir, wenn ich zappend von Vera am Mittag zu Bärbel Schäfer, Ilona Christen und Hans Meiser hetze und dabei am Ende Fliege verpaßt habe, was, wenn ich vom Coaching-Seminar in die Therapiesitzung eile und von dort an den abendlichen Stammtisch?

David Lodge läßt in einem seiner letzten Romane („Therapy“), einer hochamüsanten Satire über den Psychoboom (Lodge 1995), seinen Helden Tubby Passmore sagen: „Ich gehe in eine Menge Therapien. Montags in die Physiotherapie mit Roland, dienstags in die Verhaltenstherapie mit Alexander, und freitags habe ich abwechselnd Aromatherapie und Akupunktur. Am Mittwoch und

Donnerstag bin ich eigentlich immer in London, um mich dort mit Amy zu treffen. Aber das kommt auch auf eine Therapie hinaus“ (Klappentext).

In diesem postmodernen Spiel der Rollen und modischen Stichwortgeber, einer veritablen Fragmentierung des Subjekts, erscheinen verschiedene Modernitätsdeutungen gleich legitim. Zwei davon sind für die Biographieforschung besonders provokant:

(1) jenes nach wie vor wirkungsvolle Arsenal von Argumenten, das sich mit dem Etikett postmodern versehen hat und das Motiv von der Fragmentierung der Subjekte aufnimmt, sowie

(2) eine Deutung, die sonst – außer für den inneren Kreis der Fans und Eingeweihten – eher spröde und überintellektualisiert wirkt: nämlich Luhmanns sperrige Idee der erzwungenen Selbstreferentialität personaler Systeme.

(ad 1) Ich werde mich zunächst, freilich äußerst eklektizistisch und nicht ganz ohne Polemik, mit postmodernen Konzepten beschäftigen: „Postmodern“ ist wohl doch mehr als ein Modewort (vgl. dazu Rehberg 1991, S. 215ff.). Vermutlich macht es Sinn, gerade nicht von einem begrifflich genau abgrenzbaren Phänomen auszugehen, sondern von einer Art „semantisiertem“ Lebensgefühl, einer Integrationsideologie, die vermutlich deshalb so wirkungsvoll ist, weil sie – unter streng empirischen Aspekten betrachtet – außerordentlich vage bleibt. Eine Überzeugung freilich wird – quer zu den verschiedenen Vorlieben postmoderner Autoren – relativ einmütig bekundet: daß nämlich „die Deutungspotentiale und Sinnstiftungsreserven des letzten Ausläufers der abendländischen Kultur, eben der Neuzeit, sich erschöpft haben oder (zumindest ihr) Selbstverständnis unglaublich geworden sei“ (Frank 1986, S. 7).

Eine zweite Disposition ist widersprüchlicher. Sie scheint aber für die Biographieforschung von großem Interesse zu sein: Mit der Verabschiedung der klassischen Moderne kann auch, um mit Derrida und Foucault zu reden, die „Dekonstruktion“ des Subjekts verbunden werden (Foucault 1971, 1974; Silverman 1989) – jenes Subjekts, das im Zentrum der modernen westlichen Philosophie seine wahre Subjektivität – Hegelsch gesprochen – erst durch die „Arbeit des Begriffs“ findet. Und genau dieses Subjekt, das in der Geburtsstunde des abendländischen „Logozentrismus“ – in Descartes Gleichsetzung des „ego cogito“ mit dem „ego existo“ – die historische Bühne betritt, ist den Postmodernen zuwider. Dieses Subjekt, das erst im Denken „ist“, hat mit den Materialisierungen seiner Ideen unbestreitbar auch Unheil gestiftet. Und das „Begreifen“, das Hegel zufolge seine eigentliche Aufgabe, um nicht zu sagen „Arbeit“ darstellt, hat durchaus etwas Erdrückendes, Anmaßendes, Kolonialisierendes. Es erinnert noch allzu lebhaft an die ursprüngliche Bedeutung hinter der Begriffsarbeit: „saisir avec les griffes“ heißt mit den Klauen packen (vgl. Frank 1986, S. 8). Foucault hat diese Rationalitätsschelte in einem Interview auf den bösen Slogan reduziert: „La torture, c'est la raison“ – Vernunft ist die wahre Folter, und „ihr Agent ist das Subjekt“.<sup>7</sup>

Ich werde noch einmal auf diese Kritik zurückkommen, denn sie hat durchaus plausible Aspekte und enthält eine Fülle hochaktueller Assoziationen. Aber ich sperre mich als Biographieforscher natürlich gegen die prinzipielle Dekon-

struktion des Subjekts. Sie ist nämlich keineswegs neu. Bereits Nietzsche hatte dieses abendländische Subjekt einen Mythos gescholten, eine bloße Fiktion: „... es gibt das ego gar nicht, von dem man redet, wenn man den Egoismus tadelt“, sagt er (Nietzsche 1969, III, S. 751), „... all unser sogenanntes Bewußtsein [ist] ein mehr oder weniger phantastischer Kommentar über einen ungewußten, vielleicht unwißbaren Text“ (Nietzsche 1969, I, S. 1095). Oswald Spengler, Nietzsches „intelligenter Affe“, wie Thomas Mann gespottet hat, und Ludwig Klages, der eigentliche Erfinder des zitierten „Kampfbegriffs“ Logozentrismus, sind ihm gefolgt mit – zurückhaltend formuliert – sehr emphatischen Ergüssen über den dionysischen Ursprung des Lebens, der keinen Platz für das „Ich“ kennt.<sup>8</sup> Und die erstaunliche Ähnlichkeit zeitgenössischer postmoderner Modetexte mit diesen Propheten der Irrationalität ist – wie Jacques Bouveresse völlig zurecht festgestellt hat – nicht durch ihre faktische Ahnungslosigkeit gegenüber den Vorläufern schon gerechtfertigt (vgl. Bouveresse 1983, S. 371ff.).

Dennoch hat die böse Foucault-Kritik an Hegel, die Diagnose der Vernunft als Folter, einen harten Kern. Es war ein Zeitgenosse Hegels, der Däne Kierkegaard, der sich ebenso vehement, aber doch mit anderer Pointe gegen ein Subjektkonstrukt wandte, das der unverwechselbaren Einzigartigkeit des Individuums gerade keinen Raum ließ; in dessen Begriffen sich der einzelne – da war sich Kierkegaard sicher – eben nicht „begriffen“ fühlte; ein Konstrukt, das so etwas wie ein „Subjekt als Allgemeines“ erfunden hatte, aber eben wenig wußte über die konkreten Subjekte selbst.<sup>9</sup>

Genau das interessierte Kierkegaard, und diese Existentialisierung – man könnte beinahe sagen: „Soziologisierung“ – des Subjekts relativiert die Polemik der Postmodernen. Offensichtlich war Kierkegaard seiner Zeit weit voraus. Die Art von Subjektivität, die er sich vorstellt, ist unseren Überlegungen sehr nahe. Sie schließt ja riskante und bedrohte Subjektivitätserfahrung keineswegs aus. Und es erscheint umso frappierender, daß die subtile Unterstützung dieses Gedankens aus einer soziologischen Theorietradition kommt, in der man sie wahrlich nicht hätte erwarten können: aus der Systemtheorie.

(ad 2) Luhmanns Deutung des Prozesses der Moderne erscheint hier zweifellos überlegenswert: Die ursprünglich vertikale Differenzierung vormoderner Gesellschaften, die sozialen Akteuren, von Ausnahmefällen abgesehen, ihren eindeutigen Platz in einem Teilsystem der Gesellschaft zuwies, ist – systemtheoretisch betrachtet – einer funktionalen Differenzierung gewichen (stellvertretend Luhmann 1980, S. 30), in der soziale Teilsysteme wie Wirtschaft, Familie, Politik, Recht, Religion oder Erziehung nebeneinandertreten und die Individuen nötigen, sich gleichzeitig in mehrere Teilsysteme einzugliedern (ausführlicher Nassehi 1994). Damit wird das Selbstverständnis sozialer Akteure nicht mehr durch ihre eindeutige Platzierung in einem hierarchisch strukturierten sozialen Feld bestimmt, sondern in gewisser Weise durch individuelle Selbstbeschreibung. „Die Identität der Person gründet also“, wie Nassehi und Weber, zwei kluge Luhmannschüler, sagen, „gerade nicht auf dem Prinzip sozialer Differenzierung; sie steht vielmehr quer zu ihr“ (Nassehi/Weber 1990, S. 164).

Die vielfältige Einbezogenheit der Individuen (Systemtheoretiker nennen das „Multiinklusivität“), die es unmöglich macht, aus der einfachen Zugehörigkeit

zu einem Teilsystem der modernen Gesellschaft Identität zu gewinnen, zwingt das Individuum zu ununterbrochener Selbstbeobachtung und Selbstreflexion, d.h. zur selbstreferentiellen Verarbeitung sozialer Erfahrung. Und was in klassischen Sozialisierungstheorien als „Balance“ zwischen sozialer und personaler Identität beschrieben wird (stellvertretend Krappmann 1982), zeigt sich aus systemtheoretischer Perspektive als schlichter Reflex auf die Tatsache, daß moderne soziale Akteure gezwungen sind, „sich in mehrere Selbsts, mehrere Identitäten, mehrere Persönlichkeiten zu zerlegen, um der Mehrheit sozialer Umwelten und der Unterschiedlichkeiten der Anforderungen gerecht werden zu können“ (Luhmann 1989, S. 223).

Diese Beobachtung wirkt auf den ersten Blick hochabstrakt, aber der Gedanke erscheint durchaus faszinierend und verspricht endlich eine anspruchsvolle theoretische Deutung dessen, was die prominente Becksche „Individualisierungsthese“ nur beschreibt (stellvertretend Beck 1986): Die späte Moderne scheint damit beschäftigt zu sein, ihre „Inklusionsprobleme“ zu lösen – das Dilemma, daß soziale Akteure sich freiwillig und funktional verschiedenen Teilsystemen gleichzeitig zuordnen müssen: nette Familienväter sind und gute Lehrerinnen, verlässliche Wähler und ehrliche Steuerzahlerinnen, engagierte Christen und bildungsbereite Volkshochschulabsolventinnen, freundliche Nachbarn und hilfsbereite Großmütter. Im Grunde ist Martin Kohlis Idee von der „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (vgl. Kohli 1985) der allerdings zunehmend mißlingende Versuch der Gesellschaft, solche Inklusionsbemühungen zu organisieren.

Tatsächlich passiert allerdings etwas ganz anderes: Es gibt keine Institution (entschieden auch nicht den organisierten Lebensablauf), die diese Einbindung heute noch garantieren könnte. Nur das Individuum selbst integriert die parallelen Anforderungen unterschiedlicher Teilsysteme, nur jede und jeder von uns kann durch „Biographisierung“ der gesellschaftlichen Integrationsanforderungen sicherstellen, daß wir bei all den verschiedenen Erwartungen, die uns aufgebürdet werden, wir selber bleiben und zugleich „funktionieren“.

Aber diese Lösung ist tückisch. Der Zwang zur biographischen Selbstreferentialität der Individuen – also die Nötigung, aus sich selbst heraus etwas zu schaffen, was die sozialen Institutionen nicht mehr garantieren –, trägt ein doppeltes Risiko, das in der jüngeren Systemtheorie erst allmählich entdeckt wird: Die biographische Konstruktion von Identität kann sich natürlich nur bedingt von den Eindrücken lösen, die unterschiedliche Teilsysteme hinterlassen. D.h. auch die selbstreferentielle Verarbeitung funktionaler Differenzierung zeigt noch die Spuren widersprüchlicher Inklusionsanforderungen. Diese Bemerkung erlaubte eine Fülle hochtheoretischer Kommentare, auf die ich hier verzichten muß (vgl. ausführlicher Alheit 1997a; Alheit/Dausien 2000).

Schwerer wiegt der Befund, daß für zunehmende Teile der Bevölkerung viele der Subsysteme gar nicht inklusiv, sondern exklusiv wirken. Der Arbeitsmarkt z.B. oder das Bildungssystem schließen große Teile von Betroffenen nicht ein, sondern aus. Gewiß ist diese Tatsache nicht neu, systemtheoretisch hat sie mit den Arbeiten Stichwehs und der Entdeckung jener weltweiten „schwarzen Löcher“ der Exklusion jedoch eine geradezu politische Dimension erhalten.

Ich will aber nicht vom Thema abweichen: Die Last, die heute auf vielen modernen Individuen liegt, ist nicht nur die biographische Synchronisierung von dif-

ferenzierten gesellschaftlichen Anforderungen, also von ausufernden und z.T. widersprüchlichen Inklusionsangeboten. Das Dilemma liegt in der biographischen Verarbeitung von eskalierenden Exklusionserfahrungen. Menschen werden gezwungen, eine biographische Identität zu entwickeln – nicht obwohl, sondern gerade weil die Teilsysteme versagen: die Politik, der Arbeitsmarkt, der flankierende Sozialstaat, das Bildungssystem, das Gesundheitssystem, die Familie.

Erinnern wir uns an den ersten Gedanken. Mit der Moderne entsteht das Phänomen biographischer Reflexivität, weil Institutionen Individuen explizit den Bezug auf sich selbst abverlangen. Arnaud du Tilh wird zur Biographisierung genötigt, weil das Gericht danach fragt. In der späten Moderne passiert offenbar etwas Gegenläufiges: Die Institutionen hören auf, „Stichwortgeber“ der Individuen zu sein, verweigern ihre flankierende Hilfestellung. Fast sieht es so aus, als seien soziale Akteure nun zu Rahmenparametern der Institutionen geworden. Ihr soziales Überleben kann jedenfalls immer weniger auf die Institutionen rechnen. Aus der biographischen Reflexivität scheint sozusagen „pure Biographisierung“ geworden zu sein.

### 3. „Institutionelle Selbstreflexivität“: Vorsichtige Andeutungen möglicher Alternativen

Heißt das nun absoluter „Zerfall des Sozialen“? – Die Antwort ist kompliziert. Im Post-Scriptum zu Bourdieus jüngstem Großwerk „La misère du monde“ („Das Elend der Welt“), in dem er sich implizit übrigens von seinen eigenen Vorurteilen gegenüber der Biographieforschung (vgl. Bourdieu 1990) verabschiedet, können wir lesen: „Nach und nach hat sich die Welt der Politik in sich selbst zurückgezogen und abgekapselt, dreht sich nur noch um ihre internen Rivalitäten, eigenen Probleme und eigenen Interessen. Politiker, die noch in der Lage wären, die Erwartungen und Forderungen ihrer Wähler zu verstehen und auszudrücken, sind heute ebenso Mangelware wie die Volkstribunen von einst, und falls es sie doch noch gibt, sitzen sie bestimmt nicht in den ersten Reihen ihrer Fraktionen. Die politischen Führer von morgen bewähren sich vielmehr im Rahmen von Fernsehdebatten oder Konklaven ihrer Parteiapparate. Die Regierenden sind Geiseln ihres sich aus Jungtechnokraten rekrutierenden Umfeldes, wo man so gut wie nichts vom Alltagsleben normaler Mitbürger weiß und wo nichts und niemand mehr diese Ignoranz ins Gedächtnis ruft ...“ (Bourdieu 1997, S. 832).

Diese Beschreibung, die wir im deutschen Kontext problemlos nachvollziehen können, macht nur beispielhaft die Exklusivität des Politiksystems deutlich. Durch seine Selbstreproduktion werden tatsächlich die Probleme normaler Leute ausgegrenzt, exkludiert. Was hier für die Politik gesagt wird, ließe sich umstandslos auch auf die Ökonomie übertragen: Die Shareholder-Mentalität der Finanzjongleure schafft gezielt und geplant menschenleere Produktionshallen, gespenstische Dienstleistungs- und Informationszentren. Lean production, lean service und lean management wirken eben kapitalbildend. Die eskalierenden Profite sind nur die andere Seite dramatischer Exklusion Hunderttausender aus dem Arbeitsmarkt. Es ist mehr als zynisch, wenn an den Börsen die Aktien

derjenigen Konzerne steigen, die größere Kündigungswellen annoncieren, und wenn in der Wall Street der Dow Jones sinkt, weil die U.S.-Arbeitslosenzahlen abnehmen.

Dieser aggressive Rückzug zentraler sozialer Teilsysteme aus dem Leben der Menschen, der massenhafte Vereinzelung, Niedergeschlagenheit, tiefes Schamgefühl, aber auch Verdrossenheit und sogar Gewalt gegen vermeintliche Sündenböcke erzeugt, geht durchaus an die Substanz des Sozialen. Exklusion läßt sich durch „Biographisierung“ eben nicht kompensieren. Aber sie erzeugt natürlich auch nicht automatisch eine neue Form von Gemeinsinn. Die intermediären Felder der Sozialität müssen neu vermessen und verstanden werden (vgl. Alheit 1999).

Wir berühren hier zweifellos ein Phänomen, das für die wissenschaftliche Arbeit des Halle-Magdeburger Promotionskollegs hochinteressant sein dürfte und dessen tieferes Verständnis für eine Zukunftsperspektive vor allem sozialer Professionen überlebenswichtig wird. Vielleicht nützt eine neue Pointierung der hier von mir vorgestellten Zeitdiagnose, die erstaunliche Praxisrelevanz der knapp präsentierten Einsichten deutlicher zu machen: Die makrosozialen Umbrüche der Moderne, das war meine These, verändern die Mikrosozialität, also das biographische Bewußtsein moderner Individuen, nicht nur deshalb, weil sich beträchtliche Anteile der äußeren Abläufe sozusagen „nach innen“ verlagern. Die „schleichende Revolution“ der Moderne findet vielmehr in der Grauzone zwischen Makro- und Mikroebene statt, im Meso-Bereich der Institutionen – der Beichtstühle, Gerichte und Schulen, der Hospitäler, Irrenanstalten und Gefängnisse –, die sich unübersehbar in „Biographiegeneratoren“ verwandeln.

Und die sozialen Krisen der fortgeschrittenen Moderne bestehen erstaunlicherweise eben auch nicht im schlichten Zusammenbruch biographischer Perspektiven (ein für Biographieforscher immer wieder frappierendes Phänomen ist ja gerade die Entdeckung, wie erfolgreich Individuen dramatische biographische Krisen tatsächlich bewältigen). Wir müssen auch sie in jenem „Meso-Bereich“ verankern, in den Funktionskrisen sozialer Teilsysteme, die offensichtlich ihre „Stichwortgeber“-Aufgabe zu verlieren drohen. Der Zwang zur ungefilterten Biographisierung sozialer Risiken ist eben auch die Konsequenz makrosozialer Zerstörung des intermediären Bereichs – sei er nun institutionell oder zivilgesellschaftlich organisiert.

Natürlich ist diese Einsicht nicht prinzipiell neu. Sie klingt in Foucaults vernichtender Kritik der Macht-Dispositive (vgl. Foucault 1974) ebenso an wie in der Habermasschen Aufdeckung einer systemischen Kolonialisierung der Lebenswelt (Habermas 1981). Sie speist den gelegentlich sehr moralisch geführten Diskurs der Kommunitaristen, und sie bestimmt auch die neuere Debatte um die Zivilgesellschaft. Wirklich innovativ und nachhaltig bedeutsam wären professionspolitische Konsequenzen, die sich aus solchen Einsichten nahelegen. Und hier beginnt das Promotionskolleg seine Arbeit sozusagen an einer „Nahtstelle“ aktueller Probleme.

Neben dem Bildungssystem und dem ausdifferenzierten Bereich sozialer Dienste lassen sich die riskanten Folgen jener Entwicklung gewiß besonders drastisch im Gesundheitssystem belegen. Und die beiden konkurrierenden „makropolitischen“ Lösungsdiskurse, die unser Jahrhundert kennzeichnen – klas-

sisch-sozialdemokratische Verstaatlichung versus neoliberale Privatisierung der Meso-Systeme –, sind schon deshalb prekär, weil beide an der eigentlichen Problematerie, der selbstverständlichen Inklusion und der aktiven Partizipation von Klientelen, vorbeizielten. Technokratien, Therapeutokratien oder krudes Profitinteresse erhöhen den Biographisierungsdruck von Pflegebedürftigen und erschweren Gesundungsprozesse.

Andererseits hat aber gerade die moderne Klinik durch die Ausdifferenzierung der Pflegeleistungen einen ungeplanten Informalisierungsprozeß in Gang gesetzt, der einer vollständigen Entkoppelung institutionalisierter Krankenversorgung und individueller Pflegebedürftigkeit zuwiderläuft und der Dimension des Sozialen eine überraschende Chance verschafft: Seit den faszinierenden Klinikstudien der dritten Generation der Chicago School, besonders von Anselm Strauss (1963, 1979) etwa, wissen wir, daß sich im Krankenhaus-Alltag – jenseits der professionellen Hierarchien – zwischen Ärzten, Pflegepersonal und Patienten eine Art *negotiated order*, eine immer wieder neu auszuhandelnde Ordnung, durchgesetzt hat. Eine soziale Interaktionsqualität kehrt gleichsam – ungeplant – zurück und relativiert die dramatischen Entkoppelungsprozesse der modernisierten Moderne.

Solche Einsicht zwingt den Professionalisierungsdiskurs zur Wahrnehmung einer neuen Qualität: der Selbstreflexivität der Institutionen. Gerade soziale Einrichtungen sind eben nicht nur etablierte Ordnungen, sondern lebendige Interaktions- und Bargainingprozesse gleichberechtigter sozialer Akteure. Diese Prozesse zu begleiten und zu moderieren, scheint aber völlig neue Kompetenzen zu erfordern, insbesondere ein vertieftes Verständnis der „Biographizität“ moderner sozialer Problemlagen.

Vielleicht kann auch hier der exemplarische Hinweis auf das Gesundheitswesen Phantasien freisetzen, die das künftige Profil sozialer Berufe beeinflussen werden. Die faszinierende Idee einer „biographischen Medizin“, wie sie etwa Victor von Weizsäcker schon vor mehr als 40 Jahren (Weizsäcker 1956) entwickelt hat, ist für biographische Forschungen richtungweisend gewesen, die in den vergangenen fünf Jahren an unserem Bremer Institut<sup>10</sup> durchgeführt wurden. Dabei haben wir zunächst selektiv biographische Erkrankungs- und Gesundungsprozesse an drei interessanten Krankheitsbildern analysiert: an der Epilepsie, an Herz-Kreislauf-Erkrankungen und an der Multiplen Sklerose (vgl. stellvertretend Hanes 1996). Die Ergebnisse erscheinen außerordentlich nachdenkenswert. Es sind gerade nicht die Symptomkonstellationen oder die neurophysiologischen Daten, die die Krankheiten durchschaubar machen. Die Studien belegen vielmehr außerordentlich differenziert, daß Krankheit biographisch konstruiert ist. Die Sequenz eines Erkrankungs- und Gesundungsprozesses folgt nicht einer externen Symptomtypologie, sondern der inneren biographischen Logik des Erkrankten. Beinahe analog den Einsichten der neurobiologischen Kognitionsforschung (und empirisch durchaus unabhängig von ihr) entdecken wir „strukturelle Koppelungen“ zwischen sozialen, therapeutischen und klinischen Einflüssen und spezifischen biographischen Erkrankungs- und Gesundungsprozessen. Aber nicht die externen Einflüsse bestimmen den Krankheitsverlauf, sondern die gleichsam „innere Logik“ ihrer Verarbeitung. Die Biographizität des Krankheitsgeschehens ist die entscheidende Variable des Gesundungsprozesses.

Der systematische Wert solcher Entdeckungen ist kaum zu überschätzen; und er bezieht sich offensichtlich nicht nur auf die denkbaren Innovationen professionellen Pflegehandelns. Soziale Professionalität ist prinzipiell davon berührt. Wenn nämlich der Verarbeitungsmodus bestimmter Problemlagen vor allem durch die selbstreferentielle Kapazität der Betroffenen beeinflusst wird, dann müssen sich „institutionelle Umwelten“ verändern, dann wird institutionelle Selbstreflexivität zur Basisvoraussetzung professionellen Handelns.

Es erscheint durchaus nicht gesichert, daß soziale Institutionen auf eine vergleichbare Veränderung vorbereitet sind. Ihre klassisch-moderne Funktion als „Biographiegeneratoren“ war eine Machtfunktion. Die geforderte Perspektive von „Biographiemoderatoren“ hieße ein bewußtes Aufgeben jenes Macht-Dispositivs und den Aufbau zivilgesellschaftlicher Dienstleistungsaufgaben. Sie sind möglich, aber sie sind auch notwendig, wenn der prognostizierte Zerfall des Sozialen aufgehalten werden soll. Der Diskurs um ein neues Profil sozialer Berufe hat deshalb auch eine historisch-politische Dimension.

### Anmerkungen

- 1 Leicht gekürzte Fassung eines Festvortrags zur Eröffnung des gemeinsamen Promotionskollegs „Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen“ der Universitäten Halle/Wittenberg und Magdeburg am 12. November 1998 in Halle.
- 2 Dies geschieht mit symbolischem Bezug auf das Promotionskolleg, zu dessen offiziellem Beginn der Vortrag gehalten wurde, und kann selbstverständlich für sich keine systematische Durchdringung der Gegenstandsproblematik beanspruchen.
- 3 Eine gewisse „Tradition“ der Lebensbeschreibung ist tatsächlich schon in der griechisch-römischen Antike nachweisbar. Besonders Sueton und Plutarch üben mit ihren Biographien berühmter Dichter, Philosophen und Staatsmänner noch in der frühen Neuzeit beträchtlichen Einfluß aus. Auch das Mittelalter produziert Hagiographien oder auch einige nachwirkende „säkulare“ Darstellungen (z.B. Einhardts „Vita Caroli Magni“). Die unvergleichlichen „Confessiones“ des Augustin sind ihrer Zeit weit voraus und finden erst ein Jahrtausend später – zu Beginn der Renaissance – angemessene Parallelen (Alheit/Dausien 1990).
- 4 Vgl. dazu ausführlich Romein 1948; Garraty 1957; Alheit/Dausien 1990.
- 5 In dem sehenswerten, wenn auch nicht ganz authentischen Film zu dieser Geschichte wird du Tilh nicht umsonst von Gérard Dépardieu – in einem späteren amerikanisierten Remake sogar von Richard Gere – dargestellt.
- 6 Diese soziologische Argumentation läßt sich interessanterweise auch in einem weiteren philosophischen Kontext reformulieren. Die europäische Moderne ist von Beginn an mit dem Problem beschäftigt, das wachsende Wissen des Individuums um seine diskrete Bedeutsamkeit als ein „bedingtes“ Wissen zu interpretieren. Vor geraumer Zeit hat Dieter Henrich (1989) einen Beitrag zu Jacobi und Reinhold und den Anfängen einer Theorie des Subjekts vorgelegt, der überzeugend nachweist, daß „Selbstgewißheit“ und „Selbsttätigkeit“ in ihrer ursprünglichen begrifflichen Fassung Gewißheit des Unbedingten „in mir selbst“ bedeuten (vgl. ebd., S. 116ff.). Im pointierten Sinne modern an diesem Gedanken sind zwei Aspekte: Das Subjekt entdeckt sich theoretisch tatsächlich selbst, wird also seiner Individualität sich bewußt. Denn das Unbedingte, das es in sich selbst erkennt, tritt ihm nicht mehr, wie noch im spekulativen Idealismus, als das Andere gegenüber, sondern ist im Subjekt gegenwärtig und „operativ“. Zugleich ist das Individuum aber auch am exklusivsten Ort seines „Innewerdens“, also im sozusagen intimsten Moment seiner Selbstgewißheit, gerade nicht (nur) bei sich selbst, sondern hat Teil an einem umfassenden Konstitutionszusammenhang.

- Dieser ebenso einfache wie revolutionäre Gedanke, der übrigens soziologisch sehr viel origineller ist als Kants berühmte „reine Apperzeption“ oder Fichtes Idee von der Selbstsetzung des Ich, gibt uns einen vagen Eindruck von der Komplexität jenes Kernproblems, das die Moderne zu lösen hat • soziologisch gesprochen: die System- und Sozialintegration des seiner selbst sich bewußt werdenden Individuums. Gelingen kann diese doppelte Integration nur, wenn institutionelle Strukturen entstehen, die in der Lage sind, kontinuierlich mit Problemen der Selbstvergewisserung beschäftigte Individuen angemessen zu begleiten, und wenn die Individuen selbst psychisch so disponiert sind, daß sie ihren Selbstvergewisserungsprozeß in der Zeit für den institutionellen Zugriff berechenbar gestalten. Hier scheint das Deutungsmuster „Biographie“ (vgl. Alheit/Dausien 1992) seinen historischen Ort zu haben.
- 7 Zit. nach Frank 1986, S. 8. Frank hat diese Zusammenhänge mit lesenswerter essayistischer Brillanz und subtiler Ironie rekonstruiert.
  - 8 „Während jedes außermenschliche Lebewesen, wenn auch gesondert und mit eigener Innerlichkeit, im Rhythmus des kosmischen Lebens pulst, hat den Menschen aus diesem abgetrennt das Gesetz des Geistes. Was ihm als Träger des Ichbewußtseins im Lichte der Überlegenheit vorausberechnenden Denkens über die Welt erscheint, das erscheint dem Metaphysiker, wenn anders er tief genug eindringt, im Lichte der Knechtung des Lebens unter das Joch der Begriffe! Von ihm das Leben wieder zu lösen, sowohl der Seele als auch dem Leibe nach, ist der verborgene Hang aller Mystiker und Narkotiker, mögen sie es wissen oder verkennen; und der erfüllt sich in der Ekstase. Mit den Beweisen dafür kämen wir auf hundert Seiten nicht zu Ende“ (Klages 1930, S. 65).
  - 9 Eine besonders eindrucksvolle Variante dieses in Kierkegaards Schriften vielfältig auffindbaren Motivs präsentiert Kierkegaard am Ende der „Abschließende(n) unwissenschaftliche(n) Nachschrift zu den philosophischen Brocken“ in dem Abschnitt über „Das subjektive Problem, oder wie die Subjektivität sein muß, damit ihr das Problem erscheinen kann“ (Kierkegaard 1910, S. 209-370).
  - 10 Es handelt sich dabei um das 1993 gegründete Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL), das von Annelie Keil, Wilhelm Mader und mir selbst geleitet wird (zum Forschungsprogramm dieses Instituts vgl. Alheit 1997b).

## Literatur

- Alheit, P.: „Individuelle Modernisierung“ • Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Stefan Hradil (Hrsg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt a.M./New York 1997a, S. 941-951
- Alheit, P.: Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 17 (1997b), H. 3, S. 322-324
- Alheit, P.: On a contradictory way to the 'learning society': A critical approach. In: Studies in the Education of Adults 31 (1999), No. 1, S. 66-82
- Alheit, P./Dausien, B.: Biographie. In: Sandkühler, H.J. (Hrsg.): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Bd. 1, Hamburg 1990, S. 405-418
- Alheit, P./Dausien, B.: Biographie – ein „modernes Deutungsmuster“? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne. In: Meuser, M./Sackmann, R. (Hrsg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler 1992, S. 161-182
- Alheit, P./Dausien, B.: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, E.M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart (2000, im Druck)
- Beck, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1986
- Bourdieu, P.: Die biographische Illusion. In: Bios 3 (1990), H. 1, S. 75-81

- Bourdieu, P.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997
- Bouveresse, J.: La vengeance de Spengler. In: Ders.: *Le temps de la réflexion*. Paris 1983, S. 371-401
- Burke, P.: Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Eine historische Anthropologie. Berlin 1986
- Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde., 8. Aufl., Frankfurt a.M. 1980
- Fèbvre, L.: Le problème de l'incroyance au XVIe siècle: La religion de Rabelais. Paris 1947
- Foucault, M.: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a.M. 1971
- Foucault, M.: Die Ordnung des Diskurses. München 1974
- Foucault, M.: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. 1976
- Frank, M.: Die Unhintergebarkeit von Individualität. Frankfurt a.M. 1986
- Garraty, J.A.: *The Nature of Biography*. New York 1957
- Ginzburg, C.: *Il formaggio e i vermi. Il cosmo di un mugnaio del 1500*. Turin 1976
- Ginzburg, C.: Beweise und Möglichkeiten. Randbemerkungen zur Wahrhaftigen Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre. In: Zemon Davis, N. (1989), S. 185-217
- Habermas, J.: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde., Frankfurt a.M. 1981
- Hahn, A.: Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematisierung und Zivilisationsprozeß. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34 (1982), S. 408-434
- Hahn, A.: Biographie und Lebenslauf. In: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen 1988, S. 91-105
- Hahn, A./Kapp, V. (Hrsg.): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Gedächtnis*. Frankfurt a.M. 1987
- Hanses, A.: *Epilepsie als biographische Konstruktion. Eine Analyse von Erkrankungs- und Gesundungsprozessen anfallserkrankter Menschen anhand erzählter Lebensgeschichten*. Bremen 1996
- Henrich, D.: Die Anfänge der Theorie des Subjekts (1789). In: Honneth, A. u.a. (Hrsg.): *Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung. Jürgen Habermas zum 60. Geburtstag*. Frankfurt a.M., S. 105-170
- Kierkegaard, S.: *Philosophische Brocken/Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift/Erster Teil*. Jena 1910
- Klages, L.: *Der kosmogonische Eros*. 3. Aufl., Jena 1930
- Kohli, M.: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37 (1985), S. 1-29
- Krappmann, L.: *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnehmer an Interaktionsprozessen*. Stuttgart 1982
- Lodge, D.: *Therapy*. London 1995 (dt. Therapie, Zürich 1995)
- Luhmann, N.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 1, Frankfurt a.M. 1980
- Luhmann, N.: Die Autopoiesis des Bewußtseins. In: *Soziale Welt* 36 (1985), S. 402-446
- Luhmann, N.: Individuum, Individualität, Individualismus. In: Luhmann, N.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 3, Frankfurt a.M. 1989, S. 149-258
- Nassehi, A.: Differenz als Signum • Einheit als Horizont. Zur Zeitdiagnose posttraditionaler Vergesellschaftung. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturreisenschau* 20 (1994), S. 81-90
- Nassehi, A./Weber, G.: Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente. In: *Bios* 3 (1990), H. 2, S. 153-187
- Nietzsche, F.: *Werke*, hrsg. von Karl Schlechta, München 1969

- Rehberg, K.-S.: Utopien der Stagnation. „Postmoderne“ und „post-histoire“ als kulturkritische Zeitdiagnosen. In: Zapf, W. (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt a.M./New York 1991, S. 212-227
- Romein, J.: Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik. Bern 1948
- Schütz, A./Luckmann, T.: Strukturen der Lebenswelt. Bd.1, Frankfurt a.M. 1979
- Silvermann, H.J. (Hrsg.): Derrida and Deconstruction. New York 1989
- Strauss, A.L.: Negotiations. San Francisco 1979
- Strauss, A.L. u.a.: The hospital and its negotiated order. In: Freidson, E. (Hrsg.): The Hospital in Modern Society. New York 1963, S. 147-169
- Weizsäcker, V. von: Pathosophie. Göttingen 1956
- Wenzel, H.: Die Autobiographie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. 2 Bde., München 1980
- Zemon Davis, N.: Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre. Mit einem Nachwort von Carlo Ginzburg. Frankfurt a.M. 1989

*Prof. Dr. Dr. Peter Alheit, Pädagogisches Seminar der Georg-August-Universität Göttingen, Baurat-Gerber-Str. 4/6, 37073 Göttingen*



Jürgen Straub

# Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die „postmoderne“ *armchair psychology*<sup>1</sup>

## Zusammenfassung

Der Terminus „Identität“ läßt sich trotz seiner schillernden Vieldeutigkeit in seinen wichtigsten, in verschiedenen Theorietraditionen verbindlichen Bedeutungsaspekten präzise rekonstruieren. Der Begriff der personalen Identität ist, so wird argumentiert, ein formaltheoretisches Konstrukt. Er bezeichnet die insbesondere durch die Kohärenz (moralischer, ästhetischer Maximen-systeme und sozialer Rollen) sowie die (narrativ konstituierte) Kontinuität gewährleistete *Einheit* einer Person. Nach einer Explikation dieser theoretischen Bestimmung werden ausgewählte Beispiele der zeitgenössischen Kritik am psychologischen und soziologischen Identitätsdenken analysiert. Besonders beachtet werden alternative Konzeptualisierungen der Person und entsprechende empirische Untersuchungen des „postmodernen“ Selbst, nämlich Wolfgang Welschs Konzeption des „pluralen Subjekts“ und – in aller Kürze – Wolfgang Kraus' Arbeit zum „narrativen Selbst“ in der Spätmoderne sowie Kenneth Gergens Analysen des „übersättigten Selbst“. Dabei werden neben theoretischen Problemen auch und vor allem *empirische Defizite* bemängelt. Sowohl die ausführlicher analysierte quantitative als auch die qualitative Studie rechtfertigen keine epochale Diagnose eines radikalen Strukturwandels moderner Identität. Ein „postmodernes“ Selbst, das sich strukturell

## Abstract

Although the term „identity“ has an enigmatic ambiguity it can be reconstructed precisely in its binding meanings according to the various theory traditions. It has been argued that the notion of personal identity is a formal theoretical construct. It describes the unity of a person which is especially ensured through the coherence (of moral, aesthetic maxim systems and social roles) as well as the (narrative constituted) continuity. After an explication of this theoretical determination selected examples of contemporary critics on psychological and sociological identity thinking will be analysed. The alternative conceptualisations of a person and the corresponding empirical surveys on the „post-modern“ self will be particularly considered, namely Wolfgang Welsch's conception of the „plural subject“ and – very briefly – Wolfgang Kraus' work on the „narrative self“ in the late modern age as well as Kenneth Gergen's analyses on the „saturated self“. Here – among theoretical problems – especially the empirical deficiencies will be faulted. Both the more detailed analysed quantitative and the qualitative study do not justify an epochal diagnosis of a radical structural change of modern identity. A „post-modern“ self, which is structurally radically different from the determinations coming from identity theories, must be considered as a myth which is – for the moment

radikal von den in modernen Identitätstheorien vorgeschlagenen Bestimmungen unterscheidet, muß vorerst als empirisch nicht begründeter Mythos betrachtet werden. – empirically not justified.

„Der Amerikaner muß in der Überzeugung leben, daß es stets in seiner Hand liegt, über den nächsten Schritt zu entscheiden, daß er das, was er gerade unternimmt, ebensogut auch lassen kann, daß er die eine oder eine entgegengesetzte Richtung einschlagen kann, wenn er will.“ Erik H. Erikson (1957, S. 258f.)

„Not that I would not, if I could, be both handsome and fat and well-dressed, and a great athlete, and make a million a year, be a wit, a bon vivant, and a lady-killer, as well as a philosopher; a philanthropist, statesman, warrior, African explorer, as well as a ,tone poet and saint. But the thing is simply impossible.“ William James (1892, S. 174).

## 1. Einleitung

Die sozialwissenschaftliche Identitätstheorie und Identitätsforschung ist mittlerweile ein gutes Jahrhundert alt. Im Jahr 1890 publizierte William James *The Principles of Psychology*, dessen 10. Kapitel ein nicht nur in Nordamerika in der Luft liegendes Thema ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte: *The Consciousness of Self* war diesseits und jenseits des Atlantiks zu einem Problem ersten Ranges erhoben worden, dem sich nicht mehr nur die Philosophie, sondern fortan auch empirische Wissenschaften wie die Psychologie und Soziologie widmen sollten. James' Arbeiten bildeten den einflußreichen Auftakt zu einer dauerhaften Tradition. Vor allem George H. Mead griff den Faden in höchst produktiver Weise auf. Nähere oder entferntere Verwandte des Pragmatismus, so etwa die dem symbolischen Interaktionismus zuzurechnenden Autoren, spannen ihn fort. Die Psychoanalyse darf neben dem Pragmatismus als zweite große Strömung betrachtet werden, die seit dem späten 19. Jahrhundert die Frage nicht allein nach der Einheit des Bewußtseins, sondern der Person überhaupt in ebenfalls neuartiger und einflußreicher Weise stellte. Auch hier taucht der Identitätsbegriff zunächst allerdings ebenso wenig auf wie im Pragmatismus. In Freuds Schriften spielt er als theoretischer Begriff keine Rolle. Es war bekanntlich Erik H. Erikson, der ihn in den 40er Jahren entwickelte. In *Childhood and Society* (1950, dt. 1957) wird er einer größeren Leserschaft vorgestellt, in der Folgezeit genauer bestimmt (insb. Erikson 1973; vgl. Krappmann 1997; Straub 1998a, 2000). Schon bald nach seiner Einführung durch Erikson wird er vielfach aufgegriffen. Man kann allerdings mit guten Gründen die Auffassung vertreten, daß die Identitätsproblematik der Sache nach bei James und Freud präsent war (vgl. McAdams 1997, S. 55ff.; Straub 1996). Aus diesem Grund ist es auch rechtfertigbar, den pragmatistischen Begriff des *self* mit „Identität“ zu übersetzen (Joas 1983, S. 17f.; vgl. auch Joas 1992, 1997). In den bedeutenden Schriften von Krappmann (1969) oder von Döbert, Habermas und Nunner-Winkler (1977; Döbert/Nunner-Winkler 1975; Habermas 1976a, 1976b, 1981; Nunner-Winkler 1983, 1985, 1987) ist dies bekanntlich ebenso der Fall wie in Arbeiten zahlloser weiterer

Autorinnen und Autoren (vgl. de Levita 1971). Stets wird die Identität dabei als etwas Vorläufiges gedacht, also eher als Prozeß denn als Produkt bestimmt.

Der sozialwissenschaftliche Identitätsbegriff gewann seine Bedeutung unter dem bereits im 19. Jahrhundert sich intensivierenden Eindruck, daß sich die moderne, westliche Welt bzw. die in ihr möglichen und sich aufdrängenden Erfahrungen und Erwartungen rapide wandeln, enttraditionalisieren, differenzieren und pluralisieren, teilweise „individualisieren“. Dabei wurden die soziokulturellen sowie die subjektiven, biographischen Transformationen zu einem guten Teil als kontingentes, von Unsicherheiten und Unwägbarkeiten durchzogenes Geschehen erlebt. Die Identitätstheorie gehört in den Fächer jener Antworten, die die Sozialwissenschaften auf die immer drängenderen Fragen des zur massenhaften Erscheinung gewordenen *uomo senza certezze* (Prandstraller 1991) gaben. Noch heute steht die Frage, wie die (psychische und praktische) Einheit der Person unter der Voraussetzung radikaler Deontologisierung, Temporalisierung, Enttraditionalisierung, Reflexivierung, Differenzierung, Relativierung des Weltbilds, Pluralisierung soziokultureller und biographischer Erfahrungs- und Erwartungsstrukturen gewährleistet bzw. überhaupt gedacht werden kann, im Mittelpunkt identitätstheoretischer Überlegungen und der darauf bezogenen empirischen Forschung (z.B. McAdams 1997; Rosenberg 1997). Manche (post-modernen) Autorinnen und Autoren vertreten allerdings die Auffassung, diese Frage könne einfach *ad acta* gelegt und das Subjekt als eine *Vielheit* gedacht werden, die in keine einheitliche Form oder Struktur mehr zu bringen sei.

Gewiß ist das Spektrum der Probleme, die unter Titeln wie „Selbst“ und „Identität“ verhandelt werden, mittlerweile außerordentlich weit. Ein Blick in die *Psychological Abstracts* deutet das schwindelerregende Ausmaß an, in dem die einschlägige Forschung während der letzten drei Jahrzehnte angewachsen ist. Ashmore und Jussim (1997, S. 5) führen in ihrer Einleitung zum ersten Band einer bemerkenswerten Buchreihe folgende Statistik an: „The total number of self- and identity-related abstracts (not counting duplicated listings) were 9.752 for 1974 to 1983 and 21.798 for 1984 to 1993. [...] The grand total of psychology publications on self and identity for 1974 to 1993 is 31.550.“ In der Soziologie und anderen Disziplinen verhält es sich kaum anders.

Im folgenden geht es hauptsächlich um den bereits angedeuteten, speziellen und zugleich sehr grundlegenden Gesichtspunkt. Mit ihm steht und fällt der Begriff personaler Identität. Er war von Anfang an zentral für das identitätstheoretische Denken und verbindet alle subjekttheoretischen Entwürfe, die davon ausgehen, daß eine orientierungs-, handlungs-, interaktions- und beziehungsfähige Person als einheitliche Struktur konzipiert werden muß. Die Bezeichnung just dieser Struktur, Form oder Gestalt einer nämlichen Person lautet seit geraumer Zeit eben: „Identität“. Ich werde argumentieren, daß wir gute Gründe dafür haben, noch heute an diesem Begriff festzuhalten. Die Theorie personaler Identität ist auch unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen der sog. westlichen Welt kein Anachronismus. Soweit ich sehe, bleibt diese Diagnose von den unbestreitbaren – bisweilen jedoch sehr dramatisierten – Veränderungen der praktischen und kommunikativen Selbstbeziehung vieler Zeitgenossen des ausgehenden 20. Jahrhunderts unberührt. Empirische Analysen, die uns auf solche Veränderungen aufmerksam machen, verdienen zweifellos Aufmerk-

samkeit. Zu einer radikalen Umstellung des subjekt- bzw. identitätstheoretischen Vokabulars zwingen sie uns jedoch nicht. Bevor ich auf einige Defizite postmoderner Konzepte des nicht (mehr) mit sich identischen Selbst zu sprechen komme, skizziere ich, wie die als Identität bezeichnete Einheit der Person gedacht werden kann. Von den teilweise beträchtlichen Unterschieden, die zwischen den im 20. Jahrhundert entwickelten Identitätstheorien natürlich bestehen, sehe ich ebenso ab wie von der Uneinheitlichkeit der Terminologie.

## 2. Identität als Einheit der Person: Kontinuität, Konsistenz, Kohärenz

Der im folgenden skizzierte Begriff ist ausschließlich auf leibliche, sprach- und handlungsfähige Subjekte gemünzt. Dingen, Pflanzen und Tieren kann demnach keine personale Identität zugesprochen werden. Anders als Habermas (1974, S. 25), Maturana (1987, S. 298f.) oder Welsch (1993, S. 311), die bereits auf organismischer Ebene von der Entwicklung einer Identität sprechen, wird der hier verwendete Begriff für die theoretische Erschließung einer spezifisch menschlichen Fähigkeit und Leistung reserviert. Aus anderen Gründen ist auch von der Identität eines Kollektivs im folgenden nicht die Rede (vgl. dazu Straub 1998a).

Meinen Ausführungen liegt die theoretische Annahme zugrunde, daß die Identität einer Person sozial konstituiert und vermittelt ist, der einzelne also auch im Hinblick auf seine Identitätsentwicklung kein solitäres, sondern ein soziales Wesen ist (Todorov 1996). Neben den Möglichkeiten, die jedes Wesen, das eine offene Zukunft vor sich hat, verkörpert, ist es gerade auch diese Tatsache, die es sinnvoll macht, das Selbst in gewisser Weise *als einen Anderen* zu begreifen. Der Ausdruck „personale Identität“ steht hier also nicht – wie es andernorts der Fall sein mag – im Kontrast zur „sozialen Identität“. Die Binnenperspektive des Subjekts läßt sich gleichwohl von der Außenperspektive, von Interaktionspartnern oder Beobachtern, unterscheiden. Im übrigen wird die Frage, ob und in welcher Weise das Verhältnis zwischen „Person“ und menschlicher Sozialität als spannungsreicher Konflikt oder als Widerstreit gedacht werden kann (oder sogar sollte), als eine Frage aufgefaßt, die *nicht* in das Feld der Identitätstheorie, sondern in dasjenige einer Theorie der *Individualität* gehört. Im Gegensatz zu der in der Literatur sehr häufig anzutreffenden, erhebliche Verwirrung stiftenden Vermengung dieser sachlich verschiedenen Problemkreise wird vorgeschlagen, die Identitätsfrage – „wer bin ich (geworden) und wer möchte ich sein?“ – von der Individualitätsfrage – „unterscheide ich mich von allen anderen und bin in diesem Sinne ein einzigartiges, unverwechselbares Individuum?“ – strikt zu scheiden. Wer an Identitätsproblemen leidet, muß an seiner Individualität keine Zweifel hegen, und wer sich seiner Individualität nicht sicher ist, kann dennoch „wissen“, wer er ist und sein möchte.

Alle bedeutenden Identitätstheorien gehen davon aus, daß keine Person ihre Identität von Geburt an und im weiteren Verlauf ihres Daseins einfach besitzt. Sie muß vielmehr erworben und, unter den spezifischen Anforderungen, die

körperliche, psychosexuelle und psychosoziale Entwicklungen sowie mannigfache kontingente Erfahrungen mit sich bringen, erhalten werden. Die dafür notwendigen Leistungen sind ohne die Fähigkeit zum Symbolgebrauch, letztlich ohne die kommunikativen Möglichkeiten, die die menschliche Sprache bietet, nicht denkbar. Wie auch immer die Identitätsbildung auf der Leiblichkeit des Menschen, auf vorsprachlichen und präreflexiven Momenten des Selbst- und Weltverhältnisses eines Subjekts aufruht (und ohne diese auch nicht auskommt), kann personale Identität in den entscheidenden Hinsichten als stets nur vorläufiges, zerbrechliches Resultat der kommunikativen Verständigung eines Menschen mit sich und anderen angesehen werden, als Ergebnis einer in den Vollzug der sozialen Praxis eingelassenen Verständigung zumal, in der die Sprache eine herausragende Rolle spielt.

Zu den angekündigten Begriffsbestimmungen im einzelnen: Von der *qualitativen* Identität läßt sich ein *struktur-* oder *formaltheoretischer* Begriff abgrenzen und seinerseits durch eine Analyse der Begriffe *Kontinuität*, *Konsistenz* und *Kohärenz* näher bestimmen. Unter *qualitativen* Gesichtspunkten kann die Identität einer Person in unterschiedlichen Definitionsräumen (Frey/Haußer 1987, S. 13ff.) durch alle möglichen, soziokulturell und individuell variable, „fundamentale“ oder „akzidentelle“, persönlich wichtige oder unwichtige Identitätsprädikate gekennzeichnet werden (vgl. Straub 1991, S. 56f.; 1996, S. 59; Tugendhat 1979, S. 282ff.; mit Lewin könnte man in motivationstheoretischer Perspektive auch von zentralen und peripheren Aspekten der qualitativen Identität sprechen). Die *theoretische* Bedeutung des Identitätsbegriffs liegt in der formalen oder strukturalen Definition. Diesbezüglich sind die variablen qualitativen Identitäten einzelner belanglos. Ob jemand einem Beruf nachgeht oder seinen Lebensunterhalt mit ständig wechselnden Gelegenheitsarbeiten verdient, ob jemand enthusiastischer Liebhaber des Jazz oder musikalisch desinteressiert ist, ob jemand politisch engagiert ist oder nicht, hetero- oder homosexuell – diese und zahllose andere qualitative Identitätsprädikate haben kein Gewicht, wenn es um die Frage geht, wie die *Form* oder *Struktur* des kommunikativen Selbstverhältnisses einer Person theoretisch begriffen werden kann, wie sie (aus empirischen Gründen) bestimmt werden muß oder (aus normativen Gründen) bestimmt werden sollte. Die *empirische* Identitätsforschung kann sich selbstverständlich für die *qualitative* Identität von Personen und Angehörigen verschiedener (sozialer) Gruppen, Altersklassen etc. interessieren, ohne sich allzu sehr mit dem theoretischen Identitätsbegriff auseinandersetzen zu müssen. Sie untersucht dann beispielsweise in entwicklungspsychologischer, sozial- oder persönlichkeitspsychologischer, historisch-psychologischer oder kulturpsychologischer Perspektive die qualitative Identität bestimmter Personen (bzw. ausgewählte Aspekte qualitativer Identitäten).

Die Klarheit des Identitätskonzepts hängt vom Präzisionsgrad der Begriffe ab, die im einzelnen angeben, was die als kommunikative Struktur oder Form aufgefaßte Identität einer Person eigentlich ausmacht. Diese strikt auseinanderzuhaltenden Begriffe lauten: Kontinuität, Konsistenz, Kohärenz. Wenn man personale Identität zunächst als *Einheit* einer nämlichen Person begreift und diese Einheit an sozial vermittelte, psychische Integrations- oder Syntheseleistungen des Subjekts bindet, kommt im zweiten Schritt alles darauf an darzule-

gen, worin diese Syntheseleistungen im einzelnen bestehen und mit welchen praktischen, kommunikativen bzw. symbolischen „Mitteln“ sie vollbracht werden. Erzähltheoretische Analysen haben gezeigt, in welcher Weise narrative Selbstthematizierungen speziell *Kontinuität* und die damit verbundenen Identitätsaspekte gewährleisten.<sup>2</sup> Für die Begründung dieses Zusammenhangs ist folgendes Argument entscheidend: Allein der erzähltheoretische Zugang berücksichtigt angemessen, daß „die Person, über die man spricht, und daß der Handelnde, von dem die Handlung abhängt, eine Geschichte haben, daß sie ihre eigene Geschichte sind“ (Ricoeur 1996, S. 141). Personale Identität läßt sich, recht besehen, „nur in der zeitlichen Dimension des menschlichen Daseins artikulieren“ (ebd.). Als diachrone Identität aber ist sie, wie Ricoeurs (1988, z.B. S. 87) konstitutionstheoretische Analysen des „inneren“ Zusammenhangs zwischen Zeit und Erzählung nahelegen, eine narrative Struktur und damit abhängig vom Akt des Erzählens (vgl. Ricoeur 1996, insb. S. 141ff., S. 173ff.). Die Identitätsfrage „*wer bin ich (geworden) und wer möchte ich sein?*“ findet ihre Antwort gerade auch in *Selbst-Erzählungen*, die einen Anfang, eine Mitte und ein (vorläufiges) Ende besitzen. Zumindest beziehen sich solche Selbstthematizierungen implizit auf dieses triadische Schema – wie unvollständig der Plot im einzelnen Fall auch entfaltet sein mag, wie sehr die konkrete Erzählung das Schema einer starren Chronologie auch durchbricht (mehr oder minder kunstvoll). Weil die menschliche Zeit, die historische und biographische zumal, im Akt des Erzählens konstituiert und entworfen wird, muß auch die diachrone Identität einer Person notwendigerweise in Form einer Geschichte, also narrativ artikuliert werden. Diese These, deren unmittelbare Konsequenzen für die empirische Identitätsforschung auf der Hand liegen – narrative Verfahren der Datenerhebung werden unverzichtbar –, steht mit im Zentrum aller narrativistischen Ansätze (auch in der Soziologie und Psychologie).<sup>3</sup>

Prinzipiell gilt: Kontinuität, mithin auch Identität, ist nichts Gegebenes, sondern etwas mit symbolischen Mitteln Erschaffenes, Konstruiertes und somit Vorläufiges, Zerbrechliches. Sie ist im wesentlichen an die Retrospektive und an nachträgliche Repräsentationen gebunden. Aber auch Antizipationen, einschließlich vorweggenommene Retrospektiven im Tempus des Futurum exaktum, sind wichtig für die Bildung und Reproduktion von Kontinuität. Struktur und Dynamik des Erzählaktes stehen im Dienst der *aktiven Selbstkontinuation* von Subjekten. Eine Person erhält sich im Wandel der Zeit als ein und dieselbe (unter anderem) dadurch, daß sie Geschichten bzw. eine Selbst-Geschichte erzählt, die temporale Differenzen (und die damit verwobenen Selbst-Veränderungen) „relationiert“, synthetisiert und die präsentierte Lebensgeschichte dadurch als einheitlichen Zeitzusammenhang, als autobiographische Gestalt, erscheinen läßt. Dieser Zusammenhang kann kognitiv repräsentiert und reflektiert werden. Er wird aber auch, so heißt es häufig, emotional als solcher erlebt. Was mit dieser durchaus klärungsbedürftigen Redeweise gemeint sein könnte, ist zumindest intuitiv nachvollziehbar, sobald man sich die allgemein vertraute Kontrasterfahrung vor Augen führt: Schmerzliche, momentan oder für immer „unfaßliche“, narrativ nicht integrierbare, vielleicht in keiner Weise symbolisierbare Brüche und Zerissenheiten gibt es wohl in jedem Leben. Momente oder Phasen, in denen alle tragfähigen Ant-

worten auf die Identitätsfrage „Wer bin ich und wer will ich sein?“ in unerreichbarer Ferne scheinen, sind niemandem völlig fremd. Nicht nur „Bekehrungsberichte enthalten Zeugnisse solcher Nächte personaler Identität“ (Ricoeur 1996, S. 204). Allerdings wissen die zuständigen Wissenschaften, allen voran die Psychologie, noch immer viel zu wenig über dieses – wie schon Erikson sagte – *Gefühl* der Kontinuität und Identität, seine psychologischen Voraussetzungen und Implikationen.<sup>4</sup>

Die auf Kontinuität abzielende Erzählung führt, einem gängigen Vorurteil zum Trotz, keineswegs zur nachträglichen „Eliminierung“ von Kontingenzerfahrungen. Sie macht Kontingenz vielmehr deutlicher bewußt. Sie bedarf ihrer und *bearbeitet* sie. Gewiß, diese Bearbeitung führt auch zur Reduktion von Kontingenz, genauer zu einer Art Verwandlung. Die Erzählung verleiht der Kontingenz nämlich, wie Ricoeur dargelegt hat, ein „neues Gesicht“ (Ricoeur 1985; Straub 1998c, S. 143-162). Sie macht aus der erlebten Kontingenz, aus einem abrupten, diskontinuierlichen Vorfall, der ins Leben einbricht und für den Betroffenen dennoch etwas „Äußerliches“ darstellt, etwas Sinn- und Bedeutungsvolles. Sie transformiert ein kontingentes Geschehen in ein artikulierbares, in eine Geschichte integrierbares Widerfahrnis. Dieses besitzt fortan eine narrativ konstituierte Bedeutung. Die „wilde“ Kontingenz wird durch die Erzählung in eine geregelte transformiert, und so „wird der Zufall in ein Geschick verwandelt“ (Ricoeur 1996, S. 183), ein Geschehen in einen Bestandteil einer Lebensgeschichte und narrativen Identität.<sup>5</sup> Die narrative Konstruktion von biographischer Kontinuität und personaler Identität reduziert *und* bewahrt Kontingenzerfahrungen. Die Erzählung schafft Kontingenzbewußtsein, während sie das Diskontinuierliche, Zufällige, Widerfahrnisartige unserer Erfahrung kognitiv bearbeitet und zu dessen emotionaler Verarbeitung beiträgt.

Narrative Sinn- oder Bedeutungsstrukturen führen Differentes, ja Heterogenes, innerhalb *einer* stimmigen Gestalt zusammen. Erzählungen relationieren und integrieren Differenzen in der Sach-, Sozial- und Zeitdimension. (Was selbstverständlich nicht heißt, diese Differenzen würden aufgehoben.) Der Akt des Erzählens verknüpft und synthetisiert, was zunächst nicht zusammengehört und zusammenzupassen scheint. Der Plot einer Erzählung vermittelt „zwischen der Verschiedenheit der Ereignisse und der zeitlichen Einheit der erzählten Geschichte; zwischen den disparaten Bestandteilen der Handlung, den Absichten, den Ursachen, den Zufällen und dem Fortgang der Geschichte; schließlich zwischen der reinen Abfolge und der Einheit der Zeitform“ (Ricoeur 1996, S. 175). Auch Bruner (1998) verweist auf die vielfältigen Vermittlungs- und Integrationsfunktionen der Erzählung, auf ihre Fähigkeit, Spannungen auf ganz unterschiedlichen Ebenen als dissonante Konsonanz (oder diskordante Konkordanz; Ricoeur 1996, S. 174) zu artikulieren, jedenfalls nicht einseitig aufzulösen. Die narrative Operation versöhnt Kategorien, die vielfach als unvereinbar gelten: Identität und Verschiedenheit, Einheit und Differenz, Kontinuität und Diskontinuität, Allgemeines und Besonderes, etc. Schließlich sei auf McAdams (1997, S. 70) verwiesen, der lebensgeschichtliche Erzählungen als einen integrativen Rahmen für verschiedene, realisierte und imaginierte Identitätsaspekte – „possible selves, ought selves, ideal selves, undesired selves, selves-with-particular-others“ – begreift. Die narrative Identität ist dementsprechend eine

überaus dynamische Struktur. Die Erzählung konstituiert Identität als Einheit der Person, ohne zu unterschlagen, daß diese Einheit eine stets fragile und beständig zu reproduzierende Synthese des Differenten und Heterogenen ist. McAdams (1997, S. 56) spricht in seiner differenzierten Abhandlung von einem „unifying, integrative, synthesizing process about which psychologists of widely different pedigrees have written with great conviction“ und verknüpft diesen auch als *selfing* bezeichneten Vorgang aufs engste mit dem Erzählen von Geschichten. Nichts repräsentiert die als Einheit begriffene personale Identität in so umfassender Weise wie die erzählte Lebensgeschichte eines Menschen (ebd., S. 63ff.).<sup>6</sup>

Insofern diese Einheit als Zeitzusammenhang gebildet, erlebt, wahrgenommen und reflektiert wird, bezeichnen wir sie als Kontinuität. Es sollte deutlich geworden sein, daß Kontinuität nicht schon dadurch gegeben ist, daß im Leben eines Menschen alles beim Alten bleibt. Ein moderner, identitätstheoretisch relevanter Kontinuitätsbegriff läßt sich nicht gegen „Veränderung“ ausspielen. Personale Kontinuität bedeutet vielmehr, daß jemand bei allen wechselnden Umständen, denen er ausgesetzt war, bei allen Entwicklungen, die er durchlaufen hat, und bei allen (äußeren und inneren) Veränderungen, die er erfahren, vielleicht erhofft und angestrebt hat, von sich und anderen als dieselbe Person „identifizierbar“ ist. Diese Identifikation hat allerdings nichts mit äußerlichen Merkmalen oder einem konstant bleibenden Substrat zu tun. Zum Zweck dieser Identifikation bedarf es narrativer Darstellungen eines Selbst und narrativer Erklärungen seines Werdegangs. Das moderne Denken von Kontinuität *ist* geradezu, so paradox es klingen mag, ein Denken und symbolisches Bearbeiten von Kontingenz und Veränderung. Von Kontinuität zu sprechen heißt nicht: etwas unangetastet lassen und als solches konservieren (wollen), gerade so, als wolle man die Persistenz einer Substanz sichern. Kontinuitätsvorstellungen haben im vorliegenden Zusammenhang vielmehr damit zu tun, daß ein modernes Subjekt im klaren Bewußtsein, daß Zeit vor allem eine Chiffre für Wandel, Diskontinuität und Differenz ist, gleichwohl die Einheit eines Lebenszusammenhanges einsichtig machen kann. „Kontinuität“ meint die mit praktischen, kommunikativen und symbolischen Mitteln operierende, aktive Selbstkontinuierung eines Subjekts. Kaum etwas ist diesbezüglich von so elementarer Bedeutung wie das Geschichtenerzählen.

Man muß sich bei alledem im klaren darüber bleiben, daß der Willkür und Macht des Subjekts Grenzen gesetzt sind. Wie der gute Wille und vorgängige Entschluß hat auch die nachträgliche Erzählung nur eine begrenzte Kraft, Psychisches zu gestalten bzw. zu integrieren. Kontinuität und die damit verwobenen Identitätsaspekte lassen sich *nicht beliebig* durch nachträgliche, kommunikative Erzählakte herstellen (Angehrn 1985, S. 327). Den vielleicht überzeugendsten Beleg hierfür liefern traumatische Erlebnisse. Diese werden als gewaltsame und leidvolle Erlebnisse radikaler Heteronomie vom Ich abgewehrt, vom eigenen Selbst abgespalten – und gehören doch untrennbar zu ihm. Als nichtidentische, desintegrierte, nicht artikulierte Elemente stören, behindern oder verhindern sie Identitätsbildungsprozesse und führen zu Identitätskrisen – möglicherweise bis hin zum irreversiblen Identitätsverlust.

Kontinuität, Kohärenz und Konsistenz bedeuten nicht dasselbe. Den begrifflichen Unterscheidungen entsprechen sachliche Differenzen. Die Begriffsge-

schichte liefert uns einen Hinweis, den auch die Theorie personaler Identität ernst nehmen sollte. „Kontinuität“ und „Kohärenz“ bezeichnen zwar gleichermaßen einen „einheitlichen Zusammenhang“, und noch das griechische Wort *συνεχής* hielt nicht auseinander, was erst im Lateinischen als *continuum* und *cohaerens* geschieden wurde (vgl. Straub 1996, S. 73). „Kontinuität“ bezog sich fortan auf einen zeitlichen Zusammenhang. Identität ist jedoch nicht allein temporal strukturiert, Kontinuität nicht die einzige formale oder strukturelle Konstituente der Identität. Gewiß, auch im Hinblick auf die Sach- und Sozialdimension besitzt das Erzählen eine „relationierende“, synthetisierende oder integrierende Funktion. Diesbezüglich gewinnen jedoch andere Sprachformen an Gewicht. Konsistenz wird nicht, Kohärenz nicht primär narrativ konstruiert. Zu diesen formaltheoretischen Begriffen, durch die sich die einheitliche Struktur der „Identität“ auf *synchroner* Ebene genauer bestimmen läßt, in aller Kürze:

Von *Konsistenz* spreche ich im Hinblick auf die *logische* Verträglichkeit von Sätzen und Satzsystemen, durch die Personen ihre qualitative Identität artikulieren. Diese Widerspruchsfreiheit von Aussagen ist jedoch ein eher untergeordneter Aspekt personaler Identität. Wo es letztlich um die *psychische* Einheit des Subjekts geht, sind rein logische Ordnungen sekundär. Sehr viel bedeutsamer ist jene *Kohärenz*, die nicht lückenlos als logische Widerspruchsfreiheit rekonstruierbar ist. So können etwa moralische und ästhetische Maximensysteme oder auch soziale Rollen unter dem Gesichtspunkt ihrer Kohärenz betrachtet werden (Straub 1996), wobei dieses Kriterium in hohem Maße von soziokulturellen Vorgaben abhängig ist. Zum Beispiel: Welche soziale Rollen eine Person in kohärenter Weise kombinieren kann, ist keine im engeren Sinn logische Frage. Es sind soziokulturelle Werte und Normen sowie ästhetische Standards, die festlegen, ob es „möglich“ ist, tagsüber als Bankdirektor seinen Geschäften nachzugehen, um abends seine sexuellen Neigungen als Transvestit in öffentlichen Lokalen zur Schau zu stellen und „auszuleben“; für einen katholischen Bischof, dem an der Kohärenz seines Selbst liegt, käme letzteres keinesfalls in Frage. Im Hinblick auf alle denkbaren Orientierungen und Orientierungssysteme, Handlungen und Praktiken gilt: Was zueinander paßt oder in ein stimmiges Verhältnis zu bringen ist, ist häufig nicht hinreichend mit (universell gültigen) logischen Argumenten zu beantworten. Solche Antworten sind vielmehr von einer Lebensform, einer kontextgebundenen und in diesem Sinn partikularen *Sozio-* oder *Psycho-*Logik abhängig. Am Rande bemerkt: Wir wissen noch viel zu wenig darüber, wie eine nicht auf logische Konsistenz reduzierbare, vom Subjekt „spürbare“, fühlbare oder erlebbare Kohärenz eigentlich zustandekommt und reproduziert wird, worin genau sie besteht, wie sie (sprach-) symbolisch artikulierbar und kognitiv repräsentierbar ist. Ebenso ist längst nicht hinreichend geklärt, aus welchen Gründen und auf welche Weise sie gefährdet wird und zerbrechen kann.

Festgehalten sei, daß es mit allen Begriffen, durch die die Konturen identitätstheoretischen Denkens genauer abgesteckt werden, darum geht, die fragile Einheit, die zerbrechliche ganzheitliche Struktur oder *Gestalt* einer kommunikations-, handlungs- und beziehungsfähigen Person näher zu bestimmen. Dabei fungiert der Identitätsbegriff als ein *Idealtypus* im Sinne Max Webers. Als solcher ist der Begriff heuristisch fruchtbar und eröffnet empirisch noch immer

triftige, ja unerläßliche akzentuierende Unterscheidungsmöglichkeiten (vgl. Erikson 1988, S. 119f.). Ein Idealtypus ist keine „Idealisierung“ im psychoanalytischen Sinn, der Identitätsbegriff keine versteckte psychodynamische Abwehr des Nichtidentischen. Die bedeutenden Identitätstheorien haben dies ausnahmslos gewußt – Mead, Erikson, Habermas, Nunner-Winkler und einige andere betonen je auf ihre Weise, daß die Identität der Person niemals das reine Gegenteil des Nichtidentischen sein kann und sein soll. Keiner und keinem von ihnen liegt an der Idealisierung und Propagierung eines pseudoharmonischen Selbstverhältnisses, in dem die unweigerlich von Fragen und Zweifeln, Konflikten und Krisen durchzogene Kommunikation durch eine erzwungene Einstimmigkeit und Eintönigkeit ersetzt ist. Im Unterschied zu manchen postmodernen Stimmen idealisieren sie auch nicht die affirmierte Nichtidentität, die, wie Thyen (1989, S. 201) in kritischer Absicht sagt, gegenwärtig „dem Vielen, dem Verschiedenen, dem Fremden, dem Anderen als Prädikat“ zugesprochen wird – als könne Identität psychologisch anders begriffen werden denn als Synthese des Vielen, Verschiedenen, Heterogenen, mit anderen Worten: als fragile Einheit der ihr zugrundeliegenden Differenzen.

### 3. Das „vielheitsfähige, plurale Subjekt“: eine postmoderne Alternative zur Identität?

Theoretiker der Postmoderne stellen die mit dem Identitätsbegriff angezeigte Einheit der Person radikal in Frage. Im folgenden wird ein herausragendes Beispiel für diese Infragestellung behandelt, wobei vor allem die entwickelte Alternative genauer betrachtet werden soll. Neben der empirischen Basis des (mehr oder weniger) neuen Modells eines als Vielheit begriffenen Selbst interessiert auch die theoretische Konstruktion. Wolfgang Welschs Entwurf kann als besonders ambitioniert gelten. Dieser Autor präsentiert seine Ausführungen als philosophisches Projekt und wissenschaftlich-empirische Diagnose in einem und beansprucht dabei, eine Zeitdiagnose ganz auf der Höhe ihrer Zeit zu formulieren. Die Erörterung von Welschs Diagnose wird durch Hinweise auf Arbeiten anderer Autoren ergänzt. Dabei zeigt sich, daß das postmoderne Subjekt noch immer auf seine empirische Erforschung und theoretisch überzeugende Konzeptualisierung wartet.

Welsch stellt in einem vorwiegend an die philosophische Zunft adressierten Aufsatz die Frage, „wie Subjekte heute *real* verfaßt sind“ (Welsch 1991, S. 347). In weiteren Beiträgen richtet er sich mit seinem Anliegen, die seines Erachtens längst im Gang befindliche Transformation des modernen, „starken“ Subjekts hin zum postmodernen, „schwachen“ Subjekt auf den Begriff zu bringen, an eine breitere Leserschaft (z.B. 1993). Das vom Autor hervorgehobene Interesse an der *realen* Verfaßtheit soll eine Weichenstellung markieren, die die philosophische, allzu „akademische“ (und deswegen in vielerlei Hinsicht „schiefe und unfruchtbare“) „Debatte um das Subjekt“ in ein neues Fahrwasser führt. Wie es um die Subjekte heute *tatsächlich* steht, wie diese verfaßt sein müssen, um mit den heutigen Lebensverhältnissen einigermaßen zurechtzukommen, sind Fra-

gen, die die Philosophie, so Welsch, zu Unrecht vernachlässigt hat und noch immer marginalisiert. Für eine Philosophie jedenfalls, die ihre Zeit in Gedanken fassen möchte, seien diese Fragen zentral. Dieser Anspruch läßt auch Vertreter der empirischen Disziplinen aufhorchen. Er macht unmißverständlich klar, daß es dem Autor nicht um ein vom Alltag der Vielen abgekoppeltes, akademisches Glasperlenspiel geht. Ebensovwenig bescheidet sich Welsch mit der Rede über ästhetische Experimente und Techniken des Selbst, wenngleich professionelle ästhetische Praktiken und Produkte – man denke etwa an die von Welsch (1990) ausführlich interpretierten Arbeiten Cindy Shermans – manch wichtigen Wink für das Verstehen des „Subjektseins“ unter ganz alltäglichen, mehr oder minder allgemeinen Lebensbedingungen liefern mögen. (Insofern das Ästhetische als *αισθησις* im Sinne einer für jede Praxis unabdingbaren *Wahrnehmung* begriffen wird, gibt es, worauf Welsch mehrfach hinweist, ohnehin kein von ästhetischen Momenten unabhängiges Denken.) Welsch interessiert sich für ein *lebenspraktisches*, psychosoziales Problem. Sein fragender Zugriff auf das Neue, ja Unerhörte unserer Zeit will alle Spiegelfechtereien um ein „Konstrukt Subjektivität“ und „Destrukt Non-Subjektivität“ ignorieren. Jenseits der falschen Alternative „Subjekt – ja oder nein?“ gehe es darum, „für oder gegen *welches* Subjekt man ist. [...] Modernisten und Postmodernisten haben das Subjekt nur verschieden *interpretiert*, es kommt drauf an, wie *es sich verändert*“ (Welsch 1991, S. 347).

Wie also ist es um die Subjekte bestellt? Was heißt und erfordert es, *heute* Subjekt zu sein und sein zu können? Wie kann die behauptete Veränderung beschrieben, das Neue vom Alten begrifflich unterschieden und in deskriptiver Absicht näher qualifiziert werden? Zusammengefaßt läßt sich sagen: Der „neue Typus von Subjektivität“ (ebd. 350), den Welsch diagnostiziert und der ihm „unter heutigen Bedingungen geboten zu sein scheint“ (ebd.), entstand unter Bedingungen einer „objektiven Pluralisierung“ der Verhältnisse. Er ist eine unter diesen Bedingungen ganz unumgängliche, *notwendige* Entwicklung. *Pluralität* begreift Welsch als Codewort der Postmoderne, das bündelt, wodurch die heutigen Lebensverhältnisse maßgeblich bestimmt sind. Die von Welsch gemeinte Pluralität ist dabei nicht schon dadurch gegeben, daß es „vielfältige Individuen“ und auch sonst so mancherlei, mehr oder minder Verschiedenartiges gibt. Im Gegensatz zu diesem „Oberflächen-Pluralismus“ bezieht sich Welschs postmoderner Begriff „auf Phänomene *einschneidender* Pluralität, also beispielsweise auf die Heterogenität von Lebensformen oder Orientierungsweisen und Sinnzusammenhängen. Solche Pluralität besteht heute nicht mehr nur *zwischen* den Kulturen, sondern bereits *innerhalb* ihrer. Die Einsicht in die Faktizität, Legitimität und Unüberschreitbarkeit dieser unterschiedlichen sozialen und kulturellen Formen (mitsamt ihrer Konflikthaftigkeit) prägt das postmoderne Bewußtsein“ (ebd., S. 351).

Diese Diagnose stützt Welsch durch Bezugnahmen auf Autoren aus unterschiedlichen Disziplinen ab: Er zitiert etwa Daniel Bells Ausführungen über antagonistische gesellschaftliche Sphären bzw. Subsysteme und den damit verwobenen Gedanken, daß Individuen „mehrfache Anhänglichkeiten und Identitäten“ besitzen, „cross-cutting identities“. Auf der Ebene der „Weltanschauung“ erinnert Welsch an Max Webers Rede vom „Polytheismus der Werte“ und vom

„Kampf zwischen einer Mehrheit von Wertreihen“. Ebenso wird auf Paul Valerys Pluralisierung widersprüchlicher und dennoch „gleichermaßen anerkannter“ Wahrheiten und Urteile sowie deren Lokalisierung auch in *ein und demselben* Individuum verwiesen; nach Valery hat der einzelne stets mehrere Möglichkeiten zu urteilen, zu handeln und zu leben, und als postmodernes Subjekt nutzt er diese Optionen, tut also in vergleichbaren Situationen mal dies, mal jenes, wobei er die sich widersprechenden oder widerstreitenden Alternativen *für gleichermaßen gut begründet und legitim* hält. Er legt sich auf nichts mehr fest. Schon im nächsten Moment könnte er, mit gleichbleibend guten Gründen, ganz anders urteilen, handeln, leben, ja sogar *ein ganz Anderer sein*.<sup>7</sup>

Welschs subjekttheoretische Hauptthese klingt einfach: Unter Bedingungen objektiver Pluralität muß „das Leben der Subjekte selbst ein ‚Leben im Plural‘ werden – und zwar sowohl nach außen wie nach innen, also sowohl im Sinn des Lebens *inmitten* dieser unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexte als auch im Sinn eines Lebens, das *in sich* mehrere solcher Entwürfe zu durchlaufen, zu konstellieren, zu verbinden vermag. Äußere Pluralitätsadäquanz wird dabei am vollständigsten dort gelingen, wo innere Pluralitätskompetenz gegeben ist“ (ebd., S. 352). Die entscheidende, gegenüber „transzendentalphilosophisch angesetzten“ Bemühungen „pragmatisch veränderte Subjektfrage“ lautet: „Wie ist der Subjekttypus verfaßt, der eines solch internen ‚Lebens im Plural‘ fähig ist? Welche Struktur von Subjektivität ist dafür nötig?“ (ebd.) Die an Nietzsche erinnernde Lösungsformel lautet: Man muß dieses postmoderne Subjekt selbst *als Vielheit* oder von seiner *inneren Pluralität* her denken und nicht mehr – wie es für die Moderne typisch war – als Einheit auffassen.

Um das für ihn zentrale Konzept genauer zu bestimmen, durchstreift Welsch, nachdem er Weber, Valery und Bell hat zu Wort kommen lassen, die Kunst und die Philosophie: so geht es von Hugo von Hoffmannsthal zu Robert Musil (und Maurice Blanchot), von Walter Benjamin zu Gilles Deleuze und Felix Guattari, deren Ruf nach dem „Schizo“ Welsch bekräftigt und überbietet, wenn er (rhetorisch) fragt, ob wir nicht „angesichts der pluralen Wirklichkeit mehr als schizophren“, nämlich „polyphren“ werden müssen (ebd., S. 355)? Die Antwort scheint klar: „Polyphrenie ist, recht verstanden, die gelingende Form der Identität, nicht deren Bedrohung“ (ebd., S. 358). Fernando Pessoa liefert nach Welsch ebenso ein Modell des postmodernen Vielheitsmenschen wie Alberto Caeiro, Ricardo Reis, Álvaro de Campos oder Julião Sarmiento, Valie Export und die bereits erwähnte Cindy Sherman (womit man allerdings doch wieder vor der Aufgabe stünde, zu zeigen, *inwieweit* die ästhetische Inszenierung von „Sequenzen eines Selbst, dem keine angebbare Identität mehr zugrunde liegt und das in seinen verschiedenen Szenen und Rollen nicht etwa den Facettenreichtum einer Person, sondern den Übergang von einer Identität zur anderen demonstriert“ [ebd., S. 355], eigentlich etwas über die sog. „realen“ Subjekte und deren Praxis sagt). Lediglich erwähnt sei, daß Welsch natürlich auch in der Philosophie einige Kronzeugen ausfindig macht (Pico della Mirandola, Leonardo da Vinci, Montaigne kommen zu Wort, Nietzsche, der das „Subjekt als Vielheit“ radikalisiert und nobilitiert, bekommt eine Schlüsselstellung am Tor zum 20. Jahrhundert; an anderer Stelle [1993] bezeugen Horkheimer und Adorno und einige andere die untersuchte Tendenz). Schließlich möchte ich auf die affirmative Bezug-

nahme auf psychologische Texte aus unserer Zeit verweisen: So zitiert Welsch Kenneth Gergen (1990, S. 195), der den postmodernen Menschen als „eine bunte Mischung von Potentialen [versteht], wobei jedes Potential eine oder mehrere der Beziehungen, in die wir uns einlassen, darstellt.“ Daneben kommt Heiko Ernst zu Wort, der Gergens (1996) Position wiedergibt, wenn er ein Bild der „Übersättigung“ des Selbst zeichnet und die „Multiphrenie“ als heute bereits normale Struktur der Persönlichkeit begreift. Peter Gross' (1985) Analyse der „Bastelmentalität“ findet ebenso Erwähnung wie Heiner Keupps Vorschlag, (post-) moderne Subjektstrukturen im Sinne eines *crazy quilt* zu verstehen und als eine Art *Patchwork-Identität* zu denken (zur Kritik dieses Konzepts vgl. Straub 1991).

Welsch skizziert eine in Stichworten abgefaßte Geschichte der Pluralisierung des Subjekts. Seine Darlegungen wecken bisweilen spontane Zustimmung. Sie wirken nicht zuletzt anregend und herausfordernd für jene Erfahrungswissenschaften, die sich bislang eines identitätstheoretischen Vokabulars bedienten und demzufolge die Einheit der Person für ein unabdingbares psychisches Strukturmerkmal orientierungs-, handlungs- und beziehungsfähiger Subjekte hielten. Welschs Ausführungen unterstellen streckenweise jedoch auch eine Evidenz vermeintlich nackter Tatsachen und enthalten theoretische Argumente, an denen man mit guten Gründen zweifeln kann. Die Schwächen von Welschs Position sind dabei durchaus symptomatisch für das postmoderne Denken des schwachen Subjekts.

### 3.1 Epochale Zeitdiagnosen und ihr empirisches Fundament

Die wichtige Frage, was die von Welsch angeführten Dokumente der abendländischen Hochkultur im Hinblick auf die empirischen Wirklichkeiten unserer Tage eigentlich genau besagen, läßt der Autor unbeantwortet. In dem Aufsatz aus dem Jahr 1991 findet sich kein Hinweis auf empirische Untersuchungen, die Welschs epochale Zeitdiagnose stützen würden. Was für den empirischen Sozialforscher eher eine klärungsbedürftige Angelegenheit darstellt, scheint für den Philosophen eine ausgemachte Sache zu sein. Es ist zwar unbezweifelbar, daß sich insbesondere während der letzten drei, vier Jahrzehnte die allgemeinen Lebensbedingungen (auch) in den Gesellschaften der sog. westlichen Welt erheblich verändert haben. Man kann einen Teil dieser Veränderungen – zu bestimmten Zwecken – auf die Formel der Pluralisierung bringen. Sehr viel fraglicher ist aber, wie deren Konsequenzen für die Subjekte angemessen zu beschreiben und zu begreifen sind, und zwar vor allem dann, wenn man sich – was Welsch tut – an *deren* je eigenes Selbstverhältnis und Selbstverständnis halten mag. Hat man tatsächlich die Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder im Blick (oder jedenfalls einen bemerkenswerten Teil der Gesellschaft), dann stellt sich schon die Frage, wie Welsch denn eigentlich zu seiner Diagnose gelangt. Die von ihm versammelten Zeugnisse sind keineswegs überzeugende empirische Befunde, die die These einer radikalen und allgemeinen Transformation „des Subjekts“ belegen könnten. Wie Welsch im Hinblick auf diese Zeugnisse selbst sagt: „Es kommt nur darauf an, die passenden Dokumente zu finden“, und die gibt es „zu schier allem“ (ebd., S. 355).

Eine soziologische oder sozialpsychologische Zeitdiagnose, die an der kommunikativen Selbstbeziehung der Subjekte ansetzt und diesbezüglich einen allgemeinen Wandel in dessen Tiefenstruktur behauptet, läßt sich nicht allein durch Bezugnahmen und Zitate wie die von Welsch angeführten begründen. Selbst wenn man als gesellschaftliche Tendenz deuten mag, was die Stimmen einiger weniger verkünden, rechtfertigte diese Interpretation noch keine umfassende Zeitdiagnose, die, wie Welsch (1993, S. 282) mit Philipp Sollers sagt, aus jedem einzelnen „eine offene Kombination einer Vielzahl von Stimmen“ werden läßt – fernab jeder traditionellen Vorstellung, die in der einen oder anderen Weise darauf pocht, daß diese Kombination nicht als bloßes Nach- und Nebeneinander unverbundener Elemente angesehen werden kann, sondern als einheitlicher Zusammenhang konstruiert und rekonstruiert werden muß.

Welsch weiß selbstverständlich, daß seine Argumente mit einem außerordentlich hohen Anspruch verknüpft sind – gerade auch hinsichtlich ihrer empirischen Grundlagen. In dem 1993 publizierten Aufsatz unternimmt der Autor einen Versuch, diesen Anspruch zu erfüllen. Zwar heißt es auch dort zunächst ziemlich kategorisch: „Neu ist heute, daß diese Verfassung [das plurale Subjekt, J.S.] sich quer durch die Schichten der Gesellschaft ausbreitet, daß innere Pluralität von der Ausnahme zur Regel wird. Man wendet sich von den Selbstbescheidungseffekten des alten Subjekttypus ab“ (ebd., S. 282). Der Autor weist nun aber nicht mehr nur auf Vorzeichen und Zeugnisse in unterschiedlichen Diskursen, die für die besagte Transformation des Subjekts stehen, sondern sieht dieselbe empirisch bestätigt: „Die *freundin*-Studie ‚Frauen-Welten‘ bestätigt die Tendenz zum pluralen Subjekt in erstaunlichem Maß“ (ebd., S. 283). Es scheint nun also ganz unbezweifelbar, daß sich empirisch längst durchgesetzt hat, was von Welsch seit langem normativ ausgezeichnet und propagiert wird:<sup>8</sup> Alle in der erwähnten Studie Befragten erkennen an, „daß die plurale Existenzform nicht etwa eine von profillosen Anpassern ist, sondern daß sie Mut erfordert, mehr Lebensmöglichkeiten eröffnet und daß ihr die Zukunft gehören wird. Die äußere Pluralität unterschiedlicher Orientierungen in der Gesellschaft erfordert heute innere Pluralisierung als Bedingung äußerer Pluralitätskompetenz. Nur der intern Pluralisierte vermag mit der objektiven Pluralität zurechtzukommen“ (ebd.).

Kann man die erwähnte Studie wirklich so umstandslos als eine empirische Bestätigung der These von der internen Pluralisierung lesen, wie Welsch das tut? Bedenken sind angebracht. Gewiß, auch Welsch überzeugt die *freundin*-Studie „Frauen-Welten“ nicht in jeder Hinsicht. So will er „nicht verschweigen, daß mir manche der Kriterien, die der Typenbildung zugrunde gelegt wurden, zweifelhaft erscheinen“ (ebd., S. 299). Auch andere Aspekte dieser Studie sind, wie der Initiator des Projekts teilweise selbst offenlegt (Reigber 1993), nicht über jeden Zweifel erhaben. So muß man meines Erachtens etwa fragen, ob nicht bereits die zweigleisige Anlage der Untersuchung problematisch ist. Wo zunächst einmal „das Konsum- und Medienverhalten der erwerbsfähigen Frauen“ (ebd., S. 19) interessiert, ist es keineswegs gewährleistet, daß dieses Untersuchungsinteresse die als Nachbefragung angelegte Datenerhebung im zweiten Teil, die auf „das soziale und sozialpsychologische Verhalten“ (ebd. S. 19) abzielt, nicht unbeeinflusst ließ. Letztlich stand das wettbewerbsorientierte Anliegen

der Auftraggeber (Burda-Verlag) im Vordergrund – *daneben* sollte die Pilotstudie auch noch Erkenntnisse abwerfen, die die Grundlagenforschung bereichern.<sup>9</sup> Sehr viel schwerer wiegen jedoch methodische Einwände (ebd., S. 46f.). Das Projekt zielte auf die Erforschung vor allem folgender Sachverhalte: „die Geschlechtsrollenorientierung, das Pluralitätsbewußtsein, die sozialen und beruflichen Lebenswelten, das Verhältnis zur Technik sowie das Konsum- und Medienverhalten“ (ebd., S. 16). An anderer Stelle werden die folgenden, überaus komplexen Bereiche angeführt: Konzept der Frauenförderung, Androgyniekonzept, Lebensweltenkonzept, Postmodernekonzept, Konsum- und Medienverhalten. Neben diesen Themenkomplexen sollte auch deren (mit multivariaten Verfahren untersuchte) Interdependenz analysiert werden. Zu diesem vielschichtigen Zweck wurden (im Forscherteam umstrittene) Fragebögen eingesetzt. Die Nachbefragung der insgesamt 3001 Frauen sollte jeweils maximal 90 Minuten dauern. Angesichts des großen Spektrums an interessierenden Fragestellungen (und zusätzlich verfolgter methodischer, an Qualitätskriterien der repräsentativen Umfrageforschung [!] orientierten Untersuchungsinteressen) wurden zwei Splitfassungen des Fragebogens vorgelegt. Die Befragungen wurden von Interviewern durchgeführt, die – so Reigber unter Bezugnahme auf bisherige Erfahrungen – eine längere als die von vornherein angesetzte Befragungszeit „negativ beurteilt“ hätten (ebd., S. 25).

Man muß allein nach der Kenntnisnahme dieser methodischen Anlage der Untersuchung annehmen, daß im Rahmen der Nachbefragung keinesfalls Daten erhoben werden konnten, die zufriedenstellende Einsichten in die (manifesten und latenten) *subjektiven Deutungs- und Orientierungsmuster* sowie die damit verwobenen *Selbstverständnisse* der Befragten ermöglichen. Ohne der *freundin*-Studie ihre (wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch bedeutsamen) Erträge abzusprechen, kann man festhalten: Speziell der Wandel der kommunikativen Selbstbeziehung, den Welsch diagnostiziert, ist auf einer solchen Datenbasis kaum angemessen analysierbar. Hier laufen die Qualitätsstandards der quantitativen Umfrageforschung und die methodischen Kriterien einer Forschung, die zunächst einmal eventuelle qualitative Veränderungen in der Subjektstruktur rekonstruieren und beschreiben will, doch einigermaßen aneinander vorbei.

Was speziell das hier interessierende Pluralitätsbewußtsein angeht, lassen die von den befragten Frauen erbetenen Stellungnahmen zu einem Gedicht Nietzsches kaum weitergehende Deutungen zu.<sup>10</sup> Es ist nicht nur so, daß sich, wie Reigber (1993, S. 47) schreibt, aus den Äußerungen der Befragten keinerlei Schlüsse auf das praktische Verhalten im Alltag ziehen lassen. Darüberhinaus sagt die Tatsache, daß sich bestimmte Frauen in dem Gedicht (bzw. in der darin sprechenden Person) wiedererkennen, sich mit dieser identifizieren (ebd., S. 46) oder daß einige Frauen das „Gedicht bejahen“, so gut wie nichts über die von Welsch diagnostizierte und propagierte „interne“ psychische Pluralität, von einem „multiplen Selbst“ oder dergleichen ganz zu schweigen. Der Schluß von den Äußerungen der Befragten auf eine psychische Struktur im Sinne eines postmodernen Selbst ist unter methodischen Gesichtspunkten haltlos. Um eine derartige Deutung als methodische Interpretation anlegen und rechtfertigen zu können, müßten die Rezeption und Lesart des Gedichts hermeneutisch sorgfältig rekonstruiert und auf sehr viel umfassendere Selbstthematisierungen der interviewten Frauen

bezogen werden (können), als es in der „Frauen-Welten“-Studie der Fall war. Die sehr selektiven Kriterien für „postmoderne“ Bewußtseins- oder Einstellungsmuster, die der Konstruktion der Fragebögen und der Datenauswertung zugrundegelegt wurden, sind für Welschs Zwecke unzulänglich. Gimmler und Sandboth haben Recht mit ihrer Feststellung, daß „über einige Typen der Pluralitätstypologie keine inhaltlichen Aussagen getroffen werden können“ (zit. nach Reigber 1993, S. 48). Betrachtet man sich die Kriterien und die Prozeduren, die zur Zuschreibung eines (mehr oder minder ausgeprägten) postmodernen Bewußtseins führten, genauer, wird die beträchtliche Kluft zwischen dem forschungsleitenden, philosophisch-theoretischen Konzept des pluralen Selbst einerseits, dem empirisch Erfassten andererseits unübersehbar. Die als „Basisorientierungen“ des radikal-postmodernen Bewußtseins präsentierten Einstellungen haben, soweit ich sehe, nichts spezifisch Postmodernes an sich. Man findet all das auch in modernen Subjektmodellen. Nicht selten ist sogar unklar, was bzw. warum diese Orientierungen etwas mit Pluralität zu tun haben (dem Merkmal, an dem das postmoderne Bewußtsein in der „Frauen-Welten“-Studie hauptsächlich festgemacht wird). Die Konstruktion der Typologie basiert auf vier Dimensionen:

1. „Radikale“ Toleranz (im Sinne einer über die bloße Duldung hinausgehenden Akzeptanz des Anderen): Äußern sich die Befragten auf die Fragen, ob sie (a) mit Angehörigen einer bestimmten Personengruppe (z.B. Aids-Kranke) im selben Haus wohnen oder am selben Arbeitsplatz tätig sein wollen und (b) ob Angehörige dieser Gruppe zu ihrem Freundeskreis zählen könnten, positiv, bekommen sie den Zahlenwert 1 zugeschrieben; insgesamt sind 29 Personengruppen im Spiel, so daß der Gesamtscore (der nicht gewichteten) Antworten bei maximal toleranten Untersuchungsteilnehmern 29 beträgt. (Diesen Höchstwert hat allerdings niemand erreicht.)
2. Pluralitätsbewußtsein, festgestellt über die Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit zu bestimmten, insgesamt 40 Identifikationsgruppen. Beispiele: Als Indikator des Pluralitätsbewußtseins gilt, daß sich jemand zu den Leuten zählt, „die grundsätzlich jede Art von Gewalt ablehnen“, „die tolerant“ und „allen Dingen des Lebens gegenüber aufgeschlossen sind“ oder daß sich jemand von Gruppen distanziert, die politisch „ganz rechts“ stehen oder denen „Ordnung über alles geht“.
3. Akzeptanz von insgesamt 21 Zeitgeist-Phänomenen: Postmodernen Geist vertritt, wer „voll und ganz befürwortet“, daß „Frauen sich im Berufsleben gegenüber Männern durchsetzen“, „berufstätige Frauen ihr Kleinkind zu einer Tagesmutter geben“ oder Männer Erziehungsurlaub nehmen.
4. Pluralitätsorientierter Erziehungsstil, der an 22 (sehr, eher, weniger, überhaupt nicht) wichtigen Erziehungszielen festgemacht wird, z.B. „Vorurteile kritisch betrachten und überdenken“, „eine Minderheitenposition vertreten zu können, zu seinen Ansichten stehen“.

Jede Dimension wurde nun in Quintile unterteilt, was die folgenden, sehr pragmatisch begründeten (und auch etwas willkürlichen) Zuordnungen erlaubte: Wer mit seinen Summenwerten in allen vier Dimensionen jeweils in den obersten zwei Quintilen liegt, gehört zum „radikal-postmodernen“ Typ. (Besonders „radikal“ sind einige wenige, deren Werte stets im obersten Quintil liegen.)

Wer es in drei Dimensionen schafft, wendet sich in diffuser Weise der Pluralität und Heterogenität zu und gehört zu der „moderat-postmodernen“ Gruppe. Wer noch in zwei Dimensionen das Kriterium erfüllt, gehört zum „fortschrittlich-modernen“ oder „konventionell-modernen“ Typus, und der Rest bildet die vierte Gruppe des „traditional-verhafteten“ Typus. Ganz offenkundig wurde bei der ganzen Konstruktion der Typologie das theoretisch-philosophische Konzept des pluralen Selbst verwässert und aufgeweicht. Der Prädikator „postmodern“ ist zu einer Bezeichnung für ein Sammelsurium von Einstellungen und Meinungen geworden, von dem unklar ist, in welcher Weise es ein intern pluralisiertes, einheitsloses multiples Selbst repräsentiert. Der Begriff des postmodernen Selbst verlor im Strudel empirischer Forschung deutlich an Kontur. Würde er als Maßstab der empirischen Analysen kurzerhand (normativ) vorausgesetzt bzw. wirklich ernst genommen, bliebe er leer. Im Hinblick auf die erste Dimension konzidiert Reigber: „Man wird dann feststellen müssen, daß es heute kaum einen postmodernen Typus unter den Frauen gibt“ (ebd., S. 50). Die fragwürdige (Not-) Lösung, um das Konzept zu retten, mußte daher lauten: „Als Empiriker sage ich mir: Nimm die Menschen so, wie sie sind und teile sie danach ein, wer diesem Typus (dem radikal-postmodernen, J.S.) am ehesten entspricht, wer also den ‚Anflug des postmodernen Bewußtseins‘ hat“ (ebd., S. 50).<sup>11</sup>

Die diskutierte empirische Studie bildet keine geeignete Grundlage für die Diagnose eines epochalen Wandels von Subjektstrukturen, und zwar auch dann nicht, wenn man die Befunde auf die Population der in Deutschland arbeitenden Frauen einschränkt. Eine solche empirische Basis fehlt, soweit ich sehe, den Theorien des postmodernen Selbst generell. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es ist gewiß richtig (und kaum überraschend), daß zahlreiche Zeitgenossen die Erfahrung vielfältiger Handlungs- und Lebensmöglichkeiten teilen und die eigene Lebensform als etwas Besonderes und Kontingentes zu sehen gelernt haben. Auch die Einsicht oder Forderung, es *mit* oder wenigstens *neben* den Anderen und Fremden, nicht aber gegen sie, versuchen zu „müssen“, ist heute omnipräsent (wenn auch nicht unbekämpft). Das Bewußtsein, daß in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Verhaltensweisen angebracht sind, daß Verhaltensweisen also nicht einem einzigen, durchgängigen Prinzip folgen, sondern von kompetenten Akteuren flexibel an den Fluß der Situationen angepaßt werden müssen, ist eine bleibende Erkenntnis nicht zuletzt der soziologischen Rollentheorie. (Die Kritik an manchen Varianten dieser Theorie kann uns noch heute davor bewahren, das Subjekt als einen bloßen Rollenspieler und flexiblen Anpassungsvirtuosen zu betrachten.) Die Tatsache, daß Handlungstypen eine je spezifische Rationalität besitzen und einer je besonderen „Logik“ folgen, ist uns vertraut. Daß es auch im Grundsätzlichen und Grundlegenden Vieles gibt und nicht Eines, bleibt heute kaum mehr jemandem verborgen, wenngleich es längst nicht allen gelingt, mit dieser unumgänglichen Erfahrung zurechtzukommen. Kurz: Pluralitätsbewußtsein in diesem Sinn ist, in Europa heute mehr denn je, ein Bestandteil des praktischen und wohl auch des diskursiven Wissens der Vielen. Nur bedeutet dies noch lange nicht, man müsse, um die als kommunikative Selbstbeziehung begriffene Binnenstruktur dieser Subjekte angemessen beschreiben und begreifen zu können, das Identitätskonzept der modernen Psychologie und Soziologie *ad acta* legen und die Auffassung vertreten, das multiple

Selbst werde ubiquitär, die „Polyphrenie“ sei „die gelingende Form der Identität, nicht deren Bedrohung“ (Welsch 1991, S. 358), usw. In *diesem* Sinne verstanden beruht die Diagnose, das „plurale Subjekt“, das alle Ansprüche auf die Einheit, Kohärenz und Kontinuität seines Lebenszusammenhangs gelassen aufgeben, sei das reale und unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen probate, taugliche, überlebensfähige (Welsch 1993, S. 303f.), auf keinem hinreichenden empirischen Fundament.

Dieses Mißverhältnis wird auch von anderen Studien nicht beseitigt. Zu exemplarischen Zwecken sei die Arbeit von Wolfgang Kraus (1996) erwähnt. Kraus' qualitative Untersuchung wird zunächst einmal dem eigenen theoretischen Anspruch, das post- bzw. spätmoderne Selbst als *erzähltes*, narratives Selbst zu erforschen, nicht gerecht. Die vom Autor formulierten Probleme, an denen sich eine Theorie der „narrativen Konstruktion von Identität in der Spätmoderne“ (Kraus) abzuarbeiten hätte, können – aus logisch zwingenden Gründen – zu einem guten Teil *allein* durch interpretative Analysen von autobiographischen Erzähltexten bearbeitet werden. Das empirische Material, auf das sich Kraus stützt, besteht jedoch keineswegs aus narrativen Selbstthematisierungen, die einen zufriedenstellenden Einblick in Identitätskonstruktionen oder das (vom Autor diagnostizierte) postmoderne Scheitern einheitsstiftender Selbst-Erzählungen liefern könnten. Die ausgewerteten Daten sind keine Texte, in denen Selbst-Geschichten hätten artikuliert, verweigert, dekonstruiert oder durch andere Formen der Selbstthematisierung ersetzt werden können. Vielmehr wurde den untersuchten Personen ein „Fragebogen zur persönlichen Zukunft“ vorgelegt, in dem unter anderem „dreimal die Frage ‚Wer wirst du in fünf Jahren sein?‘ zu beantworten“ (ebd., S. 190) war. Auf die im Rahmen einer Klassenzimmerbefragung entstandenen Stellungnahmen zu dieser einen (!) Frage – auf „relativ kürzelhafte Texte“ (ebd., S. 191) also – bezieht sich Kraus. Mey moniert zurecht, daß die vorgelegten Befunde nicht „aus der empirischen Auseinandersetzung [...] mit jugendlichen Modi der Herstellung von Identität [gewonnen wurden]. Auch fehlt der Datenanalyse jegliche lebensgeschichtliche Perspektive“ (Mey 1999, S. 101).

Auch wer sich keineswegs den methodischen Standards und Gütekriterien einer am experimentellen Paradigma orientierten, reproduktiven Empirie verpflichtet fühlt, sondern die wissenschaftliche Erfahrungsbildung stärker an Aristoteles' Begriff der *εμπειρία* orientiert (Straub 1989, 1999) und demgemäß offene, qualitative und interpretative Verfahren der Erkenntnisbildung für notwendig hält, wird gegen die Untersuchung von Kraus erhebliche Bedenken hegen. Dabei ist es zweitrangig, daß sich auf der Grundlage von 40 untersuchten Fällen keinesfalls weitreichende Schlußfolgerungen über einen epochalen Umbruch der Identitätskonstruktionen moderner Subjekte ziehen lassen.

Ein letztes Beispiel, wiederum ganz eigener Art. Der Sozialpsychologe Kenneth Gergen ist zweifellos ein sensibler Beobachter, der als Autor stets eine herausfordernde Lektüre bietet. Jedoch stellt auch er in seiner einschlägigen Analyse des „übersättigten Selbst“ (Gergen 1996) keine empirischen Befunde vor, die seine Theorie des postmodernen, multiphrenen Subjekts stützen. Alles, worüber er in dem genannten Buch schreibt und reflektiert, zwingt uns keineswegs dazu, das Individuum – im Sinne eines, wie man sagen könnte, *anthropo-*

*logischen Elementarismus* – nur noch als eine bloße „Spaltung in eine Vielfalt von Selbstinvestitionen“ (ebd., S. 131) aufzufassen, als Schnittpunkt durch und durch kontingenter, fragmentierter, zusammenhangsloser Erfahrungen, Erwartungen und Projekte. Es ist alles andere als selbstverständlich, daß die schiere Masse an kurzlebigen, synchron sprechenden Stimmen (im Kontext leibhaftiger Begegnungen, im Fernsehen, Radio, Telefon und der virtuellen Welt der Computer, etc.) den einzelnen dazu nötigt, seine Identität „aufzulösen“ und sein „sozial übersättigtes“ Selbst in Myriaden von unverbundenen Elementen zu „zerstreuen“.

Die Diskrepanz zwischen der öffentlichen, streckenweise hitzigen Debatte über ein postmodernes Selbst und einer – zumal *methodisch* angemessenen – empirischen Forschung, die die entscheidenden Fragen beantworten helfen könnte, ist beträchtlich. Solange Defizite wie die skizzierten bestehen, haben Diskussionen über das postmoderne Selbst und „neue“ Subjektivitätsformen eine stark „spekulative“ (und normative) Schlagseite. Wie nicht zuletzt zahlreiche Untersuchungen aus dem Feld der interpretativen Biographieforschung zeigen, gibt es noch immer gute empirische Gründe, mit Helsper (1997) vor einem neuen, postmodernen Subjekt- und Jugendmythos zu warnen. Dessen sehr interessante Ausführungen zeigen im übrigen, wie sehr man mit vorschnellen Deutungen einer im biographischen Verlauf höchst vielfältigen, von einschneidenden Umbrüchen geprägten Existenz (eines Jugendlichen) fehlgehen kann. Manche vermeintlich postmoderne Existenz läßt sich schwerlich als heiterer, ja nicht einmal als gelassener Umgang mit der Vielfalt heterogener Lebensformen, Sinnmuster und Orientierungssysteme begreifen. Sorgfältige Analysen biographischer Selbstthematisierungen zeichnen unter Umständen ein anderes Bild – und dieses Bild zeugt nicht selten von intensivierten Identitätsproblemen (vgl. auch Darmstädter/Mey 1997). Solche Befunde sollten im übrigen davor warnen, die Risiken, die die Bedrohung oder gar Auflösung von Identität für die betroffene Person mit sich bringt, gering zu schätzen oder zu verharmlosen. Keupp (1996, S. 391) weist in einer jüngeren Arbeit nachdrücklich darauf hin, daß der bisweilen proklamierte Abschied von der Identität „offensichtlich sehr viel riskanter [ist], als es in manchen postmodernen Animationen klingt.“ Schließlich ist festzuhalten: Auch in Fällen, in denen der biographische Wandel grundlegender Handlungs- und Lebensorientierungen keine ungelösten Identitätsprobleme anzeigt, sondern die (womöglich sogar intendierte) Transformation der *qualitativen* Identität eines Subjekts, kann man das identitätstheoretische Vokabular der modernen Psychologie und Soziologie bestens gebrauchen. Lebensgeschichtliche Erzählungen beschreiben und erklären solche Transformationen in spezifischer Weise (Straub 1999a, S. 141ff.; 1999b), und indem sie das tun, tragen sie zur Kontinuität und Kohärenz der durch Übergänge charakterisierten Identität eines modernen Subjekts bei, mithin zu dessen *in sich* vielfach differenzierter Einheit.

Der Stand der empirischen Forschung legt einstweilen folgende Quintessenz nahe: Die gewiß auf allgemeine Zustimmung stoßende Intuition zunehmender Vielfalt und Unübersichtlichkeit reicht nicht aus, um radikale Umstellungen des subjekt-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Vokabulars zu begründen. Dazu besteht auch aus anderen Gründen keinerlei Zwang: Das identitätstheoretische

Denken hat, wie dargelegt, seine *Wurzeln* gerade in jenen Veränderungen und Bewegungen, die in der Regel als Ursachen oder Katalysatoren der längst zum konventionellen Topos gewordenen Unübersichtlichkeit und Unsicherheit in Betracht gezogen werden. Helsper (1997, S. 176) charakterisiert das *moderne* Selbst dementsprechend und ganz zu Recht als „besonders offen, differenziert, reflexiv und ... individualisiert“. Er macht im übrigen einen interessanten, kultur- und gesellschaftsgeschichtlich sowie entwicklungspsychologisch plausiblen Vorschlag. Er geht nämlich davon aus, daß eine „postmoderne Lebens- und Selbstform“, die sich durch einen gelassenen, ja spielerischen Umgang mit Kontingenz, Differenz, Pluralität und Heterogenität auszeichnet, nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß die biographische Entwicklung auch noch im Jugendalter „von massiven Selbstkrisen frei sein müsse“ (ebd., S. 201). Dies setzt sozialisatorisch-interaktive Kohärenz und Kontinuität sowie das von anderen – den Eltern und/oder sonstigen wichtigen Bezugspersonen – gewährte Vertrauen und deren Anerkennung voraus. Schließlich fordert Helsper, von einem „postmodernen Subjekt“ nur dann zu sprechen, „wenn eine Transformation des Subjekts in dessen Tiefenstruktur freigelegt werden kann: nicht auf der Ebene kognitiver und symbolischer Kompetenzen, die kulturelle Vielfalt erst begründet (vgl. Oevermann 1991), sondern auf der Ebene der Herauskristallisierung einer idealtypischen, kulturell spezifizierten Subjektformation. Das aber ist eine empirisch rekonstruktive Frage und meines Erachtens bisher kaum eingelöst“ (ebd., S. 182).

### 3.2 Das postmoderne Selbst: Zum Potential eines theoretischen Begriffs

Das identitätstheoretische Denken in Disziplinen wie der Psychologie und Soziologie gilt zurecht als eine der wichtigsten Errungenschaften der modernen Sozial- und Kulturwissenschaften (Joas 1997, S. 227ff.). In ihm artikuliert sich wie in kaum einer anderen Theorie die Wirklichkeitserfahrung und die darin begründete Selbstauffassung des modernen Menschen der sogenannten westlichen Welt. In ihm wird die Struktur und Dynamik der kommunikativen Selbstbeziehung jener Personen auf den Begriff gebracht, die soziale Wirklichkeit nicht mehr als einigermaßen festen, durch unhinterfragte Traditionen, Institutionen und Rollen permanent reproduzierten Bestand erfahren. Das „Sein“ wird in modernen Gesellschaften in hohem Maß als ein von Kontingenz durchsetztes, durch Offenheit charakterisiertes Werden erfahren, das den einzelnen erhebliche Anpassungsleistungen, Eigenverantwortung und eine ihr Leben keineswegs nur bereichernde „Flexibilität“ und Veränderungsbereitschaft abverlangt. Deontologisierung, Temporalisierung, Dynamisierung, Enttraditionalisierung, Relativierung des Weltbilds, Differenzierung, Pluralisierung, Individualisierung, Reflexivierung, radikale Skepsis – alle diese Begriffe markieren *Komplemente* oder *Implikate* der modernen Theorie personaler Identität, nicht aber theoretische Oppositionen. Dasselbe gilt, nebenbei gesagt, nicht zuletzt für jene (auch vernunftkritische) Sensibilität gegenüber der Installierung repressiver Zwangs- und Gewaltstrukturen, die den Umgang von Subjekten mit sich und anderen bestimmen (können).

Am modernen Begriff personaler Identität ist manches präzisierbar, und auch die empirische Identitätsforschung kann sich über einen Mangel an offenen Fragen keineswegs beklagen. Den Vergleich mit der Empirie und Theorie des postmodernen Selbst braucht das psychologische und soziologische Identitätsdenken jedoch nicht zu scheuen. Neben den empirischen Defiziten der postmodernen *armchair psychology*, die quer über die Fachgrenzen hinweg betrieben wird, leidet diese auch an gravierenden theoretisch-konzeptionellen Schwächen. Die vielleicht am schwersten wiegenden Mängel können durch folgende „Alternative“ auf den Punkt gebracht werden:

(1) *Entweder* wird dem postmodernen Selbst durch die jeweils verwendete Begrifflichkeit eine psychosoziale Verfassung zugeschrieben, die allzu umstandslos an diejenige von erheblich leidenden, in ihrer Orientierungs-, Handlungs- und Beziehungsfähigkeit beeinträchtigten, vielleicht sogar von schwer kranken Menschen angeglichen wird. Dies geschieht immer dann, wenn traditionelle psychopathologische Termini zur theoretischen Deskription der Binnenstruktur postmoderner Subjekte verwendet werden. Dabei sagt man sich gemeinhin von der „Einheit der Person“ los. Die zitierten Redeweisen vom poly- oder multiphrenen Subjekt, das in einer höchst klärungsbedürftigen Weise als nicht-pathologische Überbietung des schizophrenen Selbst betrachtet wird, sind Beispiele dafür. Ebenso könnte man an Ausdrücke wie „gespaltenes“, „fragmentiertes“, „fraktales“, „zerstreutes“, „disparates Selbst“ und dergleichen denken. Solche theoretischen Bezeichnungen wecken den nach wie vor unerfüllten Anspruch, präzise gezeigt zu bekommen, worin sich dieses postmoderne Subjekt denn *strukturell* von schizophrenen Personen oder von dem vor allem in den USA viel diskutierten, zeitgenössischen Massenphänomen der *Multiple Personality Disorder* (MPD) unterscheidet.<sup>12</sup> Werden solche Differenzen nicht genauestens dargelegt, arbeitet man einer Komplexitätsreduktion des erfahrungswissenschaftlichen Denkens in die Hände, die unsere Erkenntnismöglichkeiten drastisch beschneidet. Das Phänomen der MPD läßt sich zumindest grob dadurch charakterisieren, daß in diesem Fall die einzelnen Selbste ein und derselben Person in unkontrollierbarer Weise wie eigenständige, voneinander unabhängige „Persönlichkeiten“ fungieren „who possess their own moods, memories, and behavioral repertoires“ (McAdams 1997, S. 50). Personale Identität wurde in der vorliegenden Abhandlung dagegen als eine dynamische Struktur vorgestellt, die als Einheit der ihr (bzw. den synthetisierenden psychischen Aktivitäten des Subjekts) zugrundeliegenden Differenzen (in der Zeit-, Sozial- und Sachdimension) aufgefaßt werden kann. Was aber genau ist, strukturtheoretisch expliziert, im Unterschied zu diesen beiden Möglichkeiten das postmoderne, „plurale“, „multiple“ Selbst? Eine zufriedenstellende Antwort auf diese theoretisch zentrale Frage steht nach wie vor aus.

(2) *Oder* man beschreibt die Struktur des postmodernen Selbst gleich so, daß sich alle (angeblichen, dramatischen) Unterschiede gegenüber modernen Konzeptionen personaler Identität schon beim zweiten Hinsehen verflüchtigen. Dies ist meines Erachtens bei Welsch auf weiten Strecken der Fall (und auch bei anderen Autoren wie etwa Keupp). Was Welsch als „Konzept transversaler Subjektivität“ vorstellt und propagiert, mildert manch radikalen Ton in der

diagnostischen Ausgangsbeschreibung auf ein der modernen Theorie personaler Identität durchaus vertrautes Maß. Und manches kehrt in einer vom Leser doch eher unerwarteten Weise sogar ganz zurück – nicht zuletzt der Identitätsbegriff: „Wir stellen also sehr wohl laufend Identität her. Wir sind hartnäckige [sic!] Identitätskonstrukteure – und müssen das sein. Zersplitterung, Identitätsverzicht ist kein humanes Ideal. Nur ist die Identitätsherstellung wesentlich vielfältiger und komplexer (geworden), als man sich dies bislang vorgestellt hat“ (Welsch 1993, S. 311). Mit diesem „man“ können die wichtigsten Repräsentanten der modernen – psychologischen, soziologischen und teilweise auch der philosophischen – Theorie personaler Identität nicht gemeint sein: James, Mead, Goffman, Strauss, Freud, Erikson, Kohut, Krappmann, Habermas, Döbert, Nunner-Winkler, Joas, Bruner, McAdams, Ricœur, usw. usf. – deren Vorstellungen sind mitnichten so simpel, wie es das letzte Zitat nahelegt. Ihnen allen ist die Vorstellung eines dezentrierten Subjekts vertraut. Identitätskonzeptionen, die die mit sich identische Person als „absolutistisches Subjekt“ (ebd., S. 308) oder „wie einen Sonnengott im Glanz seiner Attribute“ (ebd.) auffassen, sucht man bei ihnen ebenso vergeblich wie den Gedanken, der als Identität bezeichnete Zusammenhang habe die Form „eines Systems oder einer durchgängigen Bestimmtheit durch eine Erst- oder Letztinstanz“ (ebd.). Dagegen findet sich der Gedanke einer von (teilweise unauflösbaren) Spannungen, Konflikten und Krisen durchzogenen „Identität im Übergang“ (Sommer 1987; Welsch 1990) sehr häufig und in zahlreichen Spielarten.

Welsch hält nun nicht allein am Identitätsbegriff selbst fest – wobei fraglich ist, ob dies semantisch noch Sinn macht, wenn die Person nicht mehr als nämliche Einheit gedacht werden soll. Auch der Kohärenzbegriff wird von Welsch keineswegs aufgegeben. (Dies gilt übrigens, trotz einer anderslautenden Ankündigung im Vorwort von Keupp, auch für die erwähnte Publikation von Kraus.) Allerdings scheint mir auch die Bestimmung dieses Begriffs präzisierungsbedürftig. In welchem genauen Sinn Kohärenz (und Identität) durch die von Welsch postulierte „Übergängigkeit“ bewahrt werden soll, bleibt unklar. Im übrigen ist festzustellen: Der Verweis auf die „transversale Struktur“ des zwischen psychisch Differentem („verschiedenen Subjektanteilen“) bestehenden Zusammenhangs kann nicht als radikale Erneuerung der Subjekttheorie betrachtet werden. Wenn Welsch schreibt, daß erst „Transversalität und Pluralität zusammen [...] die Struktur gelingender Subjektivität“ (ebd., S. 316) ergeben, bewegt er sich ganz nah bei den Ursprüngen der modernen, psychologischen Theorie personaler Identität.<sup>13</sup> Dasselbe gilt für Welschs wichtige Betonung des für die entwickelte Subjektivität konstitutiven Vermögens, nicht nur Übergänge, sondern auch Differenzen und Begrenzungen *zu bilden* (Welsch 1991, S. 360), schließlich für seine Forderung und Hoffnung, „auf schwankendem Boden etwas Rechtes zustande zu bringen“ (ebd., S. 361).

Eine durchaus vergleichbare Präsenz des vermeintlich Alten im angeblich Neuen läßt sich bei zahlreichen Autorinnen und Autoren entdecken, die eine postmoderne Psychologie vertreten oder dieser nahestehen. Nicht selten bezeugen dies irritierende Widersprüche in der Argumentation und im Gebrauch von Begriffen. Die soeben vorgestellten Alternativen, durch die wesentliche theoreti-

sche Schwächen der Psychologie des postmodernen Selbst markiert werden können, gehen dementsprechend bisweilen Hand in Hand. Welsch etwa möchte den Begriff der Polyphrenie von all seinen pathologischen Denotationen (und Konnotationen) befreien und affirmieren, um den Normalzustand „realer Subjekte heute“ (und sogar eine gelingende Identität) theoretisch zu beschreiben (1991, S. 358). Ebenso aber will er ein „transversales Konzept von Identität und Subjektivität“ einführen (Welsch 1993, S. 313), von dem er sagt: „Dies – und nur dies – garantiert, daß die Pluralität nicht in Polyphrenie zerfällt“ (ebd., S. 312).

Das Anliegen, leidvolle Zustände psychischer Gespaltenheit und Zersplittertheit, die die Orientierungs-, Handlungs- und Beziehungsfähigkeit eines Menschen massiv beeinträchtigen, vom bereichernden Umgang mit Pluralität und Differenz zu unterscheiden, teilt Welsch mit allen Vertretern der psychologischen und soziologischen Identitätstheorie. Wer diese Theorie heute ein bemerkenswertes Stück voranbringen und dabei auch noch eine Zeitdiagnose auf der Höhe ihrer Zeit formulieren will, die klarmacht, was es heißt, in unseren Tagen Subjekt zu sein und sein zu können, muß die typisierenden und akzentuierenden, strukturtheoretischen Unterscheidungen zwischen dem leidenden und kranken, dem modernen und dem postmodernen Subjekt sehr viel genauer entfalten und empirisch verankern, als es, wenn ich recht sehe, die Apologeten des Menschen der neuesten Zeit bislang getan haben.

## Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz gehört in eine Reihe von Arbeiten, die derzeit im Rahmen einer am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen angesiedelten, von Burkhard Liebsch und dem Autor geleiteten Studiengruppe entstehen. Die interdisziplinäre Forschungsgruppe befaßt sich seit dem 1. Oktober 1999 mit dem Thema „Lebensformen im Widerstreit. Identität und Moral unter dem Druck gesellschaftlicher Desintegration“.
- 2 Ich schlage an dieser Stelle eine andere Richtung ein als Ricœur (1996) in seinen luziden Ausführungen über personale Identität. Ricœurs doppelte Antwort auf die Frage, was die ununterbrochene Kontinuität und Beständigkeit in der Zeit gewährleistet, rückt (neuerdings wieder) den *Charakter* und sodann das *gehaltene Wort* (ebd., z.B. S. 147ff., 153f.) in den Mittelpunkt. Eine Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Charakters und des eingelösten Versprechens für die personale Identitätsbildung muß hier unterbleiben. Selbstverständlich behält auch in Ricœurs neuestem Buch die Erzählung großes Gewicht für die Analyse der Identitätsbildung und -wahrung. Zur Schwierigkeit, Ricœurs erzähltheoretischen Ansatz mit seinen jüngeren, am Paradigma des Versprechens und der Bezeugung orientierten Überlegungen zur praktischen Selbstkontinuierung zu vereinbaren, vgl. Liebsch (1999). Im folgenden wird der Begriff der Kontinuität aus dem Blickwinkel einer Theorie narrativ-autobiographischer Kompetenz betrachtet (vgl. auch Straub 1998c). Mit Ricœur teilen die folgenden Überlegungen das Interesse an Formen einer „Beständigkeit in der Zeit, die sich nicht auf die Bestimmung eines *Substrates* [...] reduzieren läßt; [...] die nicht bloß das Schema der Kategorie der Substanz darstellt“ (ebd., S. 147).
- 3 Allerdings erhalten zeittheoretische Argumente nicht immer das ihnen m.E. gebührende Gewicht. So begründet auch Fritz Schütze seine narrativistische Soziologie, speziell in seinen bedeutenden Arbeiten zur längst bewährten „Technik“ des „narrativen Interviews“, vor allem mit herrschaftskritischen, alltagssoziologischen und insbesondere mit sprachtheoretischen Argumenten, die (in häufig kritizierter Weise) die Korrespondenz oder Homologie zwischen erzähltem und erlebtem Leben in den Vor-

dergrund rücken. In der narrativistischen Geschichtstheorie spielen zeittheoretische Überlegungen dagegen seit jeher die zentrale Rolle (vgl. Straub 1998c). Die Praxis des Geschichtenerzählens und die narrative Kompetenz von Subjekten ziehen seit einiger Zeit auch das Interesse der Psychologie auf sich. Die (durchaus heterogenen) Ansätze und Forschungen haben dazu geführt, daß manche bereits von einer „narrativen Wende“ oder einer „narrativen Psychologie“ sprechen. Zum Überblick vgl. Bruner (1997), McAdams (1993, 1996, 1997, S. 63ff.), Polkinghorne (1988) sowie die Beiträge in Sarbin (1985) und Straub (1998b). Polkinghorne (1998, S. 12) legt in seiner informativen Übersicht nahe, daß die postmodernen Ansätze in der narrativen Psychologie eine Heimstätte gefunden hätten. Dies gilt jedoch allenfalls mit erheblichen Einschränkungen. Einige der psychologischen Arbeiten, die sich mit dem Erzählen und der Rezeption von Geschichten sowie damit verknüpften Fragen befassen, sind in epistemologischer, theoretischer, methodologischer und methodischer Hinsicht keineswegs postmodern. Speziell das Konzept der narrativen Identität ist *kein* Produkt des spezifisch postmodernen Denkens.

- 4 Was die religiöse Konversion angeht, stellt diese im übrigen gerade *keine* Möglichkeit dar, eine spezifisch moderne Identität aufrechtzuerhalten. Die „Logik der Bekehrung“ (Leitner 2000) zielt nämlich darauf ab, die bisherige Biographie und Identität radikal von sich abzutrennen. Nach einer erfolgten Bekehrung mag es Glaubenskrisen und andere Zweifel geben, aber keine Identitätskrisen im modernen Sinne mehr. Leitner erörtert, warum man diesen Wandel nicht als Regression begreifen und disqualifizieren sollte. Analoges gilt selbstverständlich für andere (historische, kulturspezifische) Formen personalen Seins, die der hier entfaltete Identitätsbegriff ebenfalls nicht angemessen beschreiben kann.
- 5 An anderer Stelle habe ich darzulegen versucht (Straub 1998c, z.B. S. 151), warum in der narrativen Bearbeitung von Kontingenz eine spezifische Form der pragmatischen oder phronetischen Vernunft, also eine spezifische Form menschlicher Intelligenz, am Werk ist. Dabei wird erörtert, daß auch diese Form praktisch-phronetischer Intelligenz *nicht ausschließlich* formaltheoretisch bestimmbar ist. Auch sie schöpft aus konkreten Erfahrungen, aus denen sie kluge Schüsse zieht. Einzigartig ist, daß allein das narrative Denken diese Schlüsse nicht nur anschaulich konkretisiert und an Beispielen festmacht, sondern stets innerhalb eines temporal strukturierten Sinnzusammenhangs entfaltet und plausibilisiert (ebd., S. 158ff.).
- 6 Es liegen seit geraumer Zeit Analysen von (autobiographischen, historischen) Erzählungen vor, die – mehr oder weniger übereinstimmend – bestimmte Charakteristika hervorheben (z.B. Boothe 1992; Bruner 1998; McAdams 1997, S. 63ff.; Straub 1998c).
- 7 Diese Ausdrucksweise deckt sich nicht mit Gedanken, die die konstitutive Sozialität und die offene Zukunft eines jeden Selbst bedenken, wenn sie dieses vom Anderen her, mithin als Anderes, bestimmen.
- 8 Man beachte, daß diese normative Orientierung Welschs „Beschreibungen“ des alten so gut wie des neuen Subjekttypus zutiefst prägt, und zwar von Anfang an. Sie ist seinem deskriptiven und analytischen Vokabular inhärent.
- 9 Allein aus zeitökonomischen Gründen wurde eine „personenidentische Verknüpfung von Markt-Media-Daten aus einer bereits vorhandenen, umfassenden Studie im Burda-Verlag, der Typologie der Wünsche 1992 (TdW '92), mit neu zu erhebenden Einstellungs- und Verhaltensfragen“ (ebd., S. 20) nötig. Es wurden Frauen, die im Rahmen der TdW '92 jeweils ca. 45 Minuten über die im letzten Erscheinungsintervall gelesenen Zeitungen und Zeitschriften befragt und um weitere statistische Angaben gebeten wurden, noch einmal interviewt. Allgemein gilt: „Die Typologien zur Geschlechtsrollenorientierung und zum Pluralitätsbewußtsein werden nicht nur zur Gesellschaftsdiagnostik genutzt, sondern auch zur Feststellung von Konsumentenpotentialen“ (Reigber 1993, S. 42).
- 10 Das Gedicht heißt „Das Sprüchwort spricht“ und lautet: „Scharf und milde, grob und fein,/vertraut und seltsam, schmutzig und rein,/der Narren und Weisen Stelldichein:/

- dies Alles bin ich und will es sein./Taube zugleich, Schlange und Schwein“ (zit. nach Welsch 1993, S. 300).
- 11 Aus Nietzsches poetischer Selbstbeschreibung, der nicht nur gewagte, unerhörte Gedanken, sondern auch äußerst riskante Selbstexperimente und einschneidende existenzielle Erfahrungen, die dem Philosophen und Psychologen an Herz und Nieren gingen, *vorausliegen*, ist in den Händen der Einstellungs- und Meinungsforschung ein doch eher harmloser, von Krisen und Konflikten weitgehend gereinigter „Anflug postmodernen Bewußtseins“ geworden – gleichsam ein Nietzsche für den Hausgebrauch in der heimeligen Wohnstube.
  - 12 Von MPD berichtete die französische psychiatrische Literatur übrigens bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts (Hacking 1995; McAdams 1997, S. 50). Dabei ist wichtig zu sehen: „In the late 19th century, multiple personality disorder provided a new way to be an unhappy person“ (McAdams 1997, S. 51). Hacking (1995, S. 236) sieht das Phänomen heute als „a culturally sanctioned way of expressing distress“. McAdams weist im übrigen darauf hin, daß die Psychiatrie vom Label MPD mittlerweile abgekommen ist und die Bezeichnung „*dissociative identity disorder*“ vorzieht. Zweck dieses Namenwechsels ist „to dampen the idea that such a disorder involves the proliferation of autonomous, executive agents possessing complete alternative personalities“ (ebd., S. 54). Sodann zitiert er erneut Hacking (1995, S. 266), der ebenfalls betont, durch die neue Namensgebung solle ganz unzweideutig die pathologische Seite dieses Phänomens zum Ausdruck gebracht werden, die „disintegration, the loss of wholeness, the absence of the person“. Wer an MPD leidet, hat demnach eher von etwas zu wenig („selfing“, Identität) als zu viele Selbste.
  - 13 Freuds bekanntes Diktum von der „Trockenlegung der Zyudersee“, das von Welsch (1991, S. 365, Fußnote 55) zitiert wird, ist gewiß nicht so gemeint, als solle das Ich dem Es den Garaus machen. Abgesehen davon, daß Freud als „psychologischer Realist“ diese Forderung für einen in seiner Frömmigkeit illusionären Wunsch gehalten hätte, hat er ja in einzigartiger Weise gerade auch auf die möglichen psychopathogenen Wirkungen der Unterdrückung von Bedürfnissen des Es (vor allem durch das Über-Ich) hingewiesen. Analoges gilt für die berühmte Formel, nach der *Ich werden soll, wo Es war*. Auch damit wird – in den Termini der zweiten, 1923 formulierten Topik gesprochen – keiner Reduktion der drei psychischen Instanzen auf zwei das Wort geredet. Wiederum wäre dies ein illusionärer Wunsch, den das „arme Ich“, das nach Freud ja nicht einmal Herr im eigenen Hause ist, ohnehin nicht erfüllen könnte.

## Literatur

- Angehrn, E.: Geschichte und Identität. Berlin/New York 1985
- Ashmore, R.D./Jussim, L.: Self and Identity. Fundamental Issues. New York/Oxford 1997
- Boothe, B.: Die Alltagserzählung in der Psychotherapie. Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie, Nr. 29/1. Zürich: Institut für Psychologie der Universität. 1992
- Bruner, J.S.: Sinn, Kultur und Ich-Identität: zur Kulturpsychologie des Sinns. Heidelberg 1997 (Original 1990)
- Bruner, J.S.: Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen. In: Straub, J. (Hrsg.). Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt a.M. 1998, S. 46-80
- Darmstädter, T./Mey, G.: Lieber nicht glücklich? Alternative Lesarten in der identitätstheoretischen Diskussion. Forschungsbericht Nr. 2-97 aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin. Berlin 1997
- Döbert, R./Nunner-Winkler, G.: Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Frankfurt a.M. 1975
- Döbert, R./Habermas, J./Nunner-Winkler, G.: Zur Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Entwicklung des Ichs. Köln 1977, S. 9-30

- Erikson, E.H.: Kindheit und Gesellschaft. Zürich 1957 (Original 1950)
- Erikson, E.H.: Das Problem der Ich-Identität. In: Ders.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M. 1973, S. 123-224 (Original 1959)
- Erikson, E.H.: Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt a.M. 1988 (Original 1982)
- Frey, H.P./Haußer, K.: Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In: Dies. (Hrsg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart 1987, S. 3-26
- Gergen, K.J.: Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. In: Psychologische Rundschau 41 (1990), S. 191-199.
- Gergen, K.J.: Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben. Heidelberg. 1996 (Original 1991)
- Giddens, A.: Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge 1991
- Gross, P.: Bastelmentalität: ein „postmoderner“ Schwebezustand? In: Schmid, T. (Hrsg.): Das pfeifende Schwein. Berlin 1985, S. 63-84
- Habermas, J.: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: Habermas, J./Heinrich, D.: Zwei Reden. Aus Anlaß des Hegel-Preises. Frankfurt 1974, S. 23-84
- Habermas, J.: Moralentwicklung und Ichidentität. In: Ders.: Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus. Frankfurt a.M. 1976a, S. 63-71
- Habermas, J.: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: Ders.: Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus. Frankfurt a.M. 1976b, S. 92-126
- Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt a.M. 1981
- Hacking, I.: Rewriting the Soul: Multiple Personality and the Sciences of Memory. Princeton, NJ 1995
- Helsper, W.: Das „postmoderne Selbst“ – ein neuer Subjekt- und Jugend-Mythos? Reflexionen anhand religiöser jugendlicher Orientierungen. In: Keupp, H./Höfer, R. (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M. 1997, S. 174-206
- James, W.: The Principles of Psychology. Vol. 1 u. 2. New York 1890
- James, W.: Psychology: Briefer Course. Greenwich, CT 1892 (Neuaufgabe Cambridge MA 1984)
- Joas, H.: Einleitung. In: Mead, G.H.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1, hg. von Hans Joas. Frankfurt a.M. 1983, S. 7-18
- Joas, H.: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt a.M. 1992
- Joas, H.: Die Entstehung der Werte. Frankfurt a.M. 1997
- Keupp, H.: Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft. In: Barkhaus, A./Mayer, M./Roughley, N./Thürnau, D. (Hrsg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Frankfurt a.M. 1996, S. 380-403
- Krappmann, L.: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: Keupp, H./Höfer, R. (Hrsg.). Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M. 1997, S. 66-92
- Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart 1969
- Kraus, W.: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler 1996
- Leitner, H.: Die Logik der Bekehrung. In: Hoerning, E.M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart (im Druck) 2000
- Levita, D.J. de: Der Begriff der Identität. Frankfurt a.M. 1971 (Original 1965)
- Liebsch, B.: Einleitung. Fragen nach dem Selbst – im Zeichen des Anderen. In: Ders. (Hrsg.): Hermeneutik des Selbst – Im Zeichen des Anderen. Zur Philosophie Paul Ricœurs. Freiburg/München 1999, S. 11-43
- Maturana, U.: Biologie der Sozialität. In: Schmidt, S.J. (Hrsg.): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Frankfurt a.M. 1987, S. 287-302

- McAdams, D.P.: *The stories we live by: Personal myths and the making of the self*. New York 1993
- McAdams, D.P.: Personality, modernity, and the storied self: A contemporary framework for studying persons. In: *Psychological Inquiry* 7 (1996), S. 295-321
- McAdams, D.P.: The Case for Unity in the (Post)Modern Self: A Modest Proposal. In: Ashmore, R.D./Jussim, L. (Hrsg.): *Self and Identity. Fundamental Issues*. New York/Oxford 1997, S. 46-78
- Mey, G.: *Adoleszenz, Identität, Erzählung. Theoretische, methodische und empirische Erkundungen*. Berlin 1999
- Nunner-Winkler, G.: Das Identitätskonzept. Eine Analyse impliziter begrifflicher und empirischer Annahmen in der Konstruktion. In: *Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit. Hochschulexpansion und Arbeitsmarkt*. Nürnberg 1983, S. 151-178
- Nunner-Winkler, G.: Identität und Individualität. In: *Soziale Welt* 36 (1985), S. 466-482
- Nunner-Winkler, G.: Identitätskrise ohne Lösung: Wiederholungskrisen, Dauerkrise. In: Frey, H.-P./Haußer, K. (Hrsg.): *Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschungen*. Stuttgart 1987, S. 165-178
- Oevermann, U.: Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen. In: Müller-Doohm, S. (Hrsg.): *Jenseits der Utopie*. Frankfurt a.M. 1991, S. 267-339
- Polkinghorne, D.: *Narrative Knowing and the Human Sciences*. Albany 1988
- Polkinghorne, D.: Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In: Straub, J. (Hrsg.): *Erzählung, Identität und Geschichtsbewußtsein – Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt a.M. 1998, S. 12-45
- Prandstraller, G.P.: *L'uomo senza certezze e le sue qualità*. Roma-Bari 1991
- Reigber, D./Alfermann, D. (Hrsg.): *Frauen-Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz*. Düsseldorf 1993
- Ricœur, P.: *Zufall und Vernunft in der Geschichte*. Tübingen 1985
- Ricœur, P.: *Zeit und Erzählung. Band 1: Zeit und historische Erzählung*. München 1988 (Original 1983)
- Ricœur, P.: *Zeit und Erzählung. Band 3: Die erzählte Zeit*. München 1991 (Original 1985)
- Ricœur, P.: *Das Selbst als ein Anderer*. München 1996 (Original 1990)
- Rosenberg, S.: Multiplicity of Selves. In: Ashmore, R.D./Jussim, L. (Hrsg.): *Self and Identity. Fundamental Issues*. New York/Oxford 1997, S. 23-45
- Sarbin, T.R. (Hrsg.): *Narrative Psychology. The Storied Nature of Human Conduct*. New York/Westport/London 1985
- Sommer, M.: Identität im Übergang. In: Ders.: *Identität im Übergang: Kant*. Frankfurt a.M. 1987, S. 14-89
- Straub, J.: *Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht*. Heidelberg 1989
- Straub, J.: Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. In: *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau* 14 (1991), S. 49-71.
- Straub, J.: *Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung*. In: Röckelein, H. (Hrsg.): *Möglichkeiten und Grenzen der psychohistorischen Biographieforschung*. Tübingen 1993, S. 143-183
- Straub, J.: Identität und Sinnbildung. Ein Beitrag aus der Sicht einer handlungs- und erzähltheoretischen Sozialpsychologie. In: *Jahresbericht 94/95 des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld*. Bielefeld 1996, S. 42-90
- Straub, J.: *Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs*. In: Assmann, A./Friese, H. (Hrsg.): *Identitäten*. Frankfurt a.M. 1998a, S. 73-104
- Straub, J. (Hrsg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt a.M. 1998b

- Straub, J.: Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung. In: Ders. (Hrsg.): Erzählung, Identität und Geschichtsbewußtsein – Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt a.M. 1998c, S. 81-169
- Straub, J.: Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie. Berlin/New York 1999a
- Straub, J.: Handlungsbegriff und Handlungserklärung – typologische Unterscheidungen unter besonderer Berücksichtigung des narrativen Modells. In: Straub, J./Werbik, H. (Hrsg.): Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs. Frankfurt a.M./New York 1999b, S. 261-283
- Straub, J.: Identität als psychologisches Deutungskonzept. In: Greve, W. (Hrsg.): Psychologie des Selbst. Weinheim 2000 (im Druck)
- Thyen, A.: Negative Dialektik und Erfahrung. Rationalität des Nichtidentischen bei Adorno. Frankfurt a.M. 1989
- Todorov, T.: Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie. Berlin 1996
- Tugendhat, E.: Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen. Frankfurt a.M. 1979
- Welsch, W.: Identität im Übergang. Philosophische Überlegungen zur aktuellen Affinität von Kunst, Psychiatrie und Gesellschaft. In: Ders.: Ästhetisches Denken. Stuttgart 1990, S. 168-200
- Welsch, W.: Subjektsein heute. Überlegungen zur Transformation des Subjekts. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 39 (1991), S. 347-365
- Welsch, W.: „ICH ist ein anderer“. Auf dem Weg zum pluralen Subjekt? In: Reigber, D. (Hrsg.): Frauen-Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz. Düsseldorf/Wien/New York/Moskau 1993, S. 282-317

*PD Dr. Jürgen Straub, Kulturwissenschaftliches Institut, Goethestr. 31, 45128 Essen*

Ulrike Pilarczyk/Ulrike Mietzner

# Bildwissenschaftliche Methoden in der erzie- hungs- und sozialwissenschaftlichen Forschung

„Der liebe Gott steckt im Detail.“  
Aby Warburg 1925/26<sup>1</sup>

## 1. „Pictorial Turn“ und „Visual Anthropology“. Trends in der Wissenschaft

Wir leben in einer Welt der Bilder. Gemälde, Skulpturen, Zeichnungen, Drucke, Fotografien und Filme bewahren zeitgebundene Vorstellungen und Ansichten gesellschaftlicher, kultureller und anthropologischer Phänomene. Die Bedeutung visueller Medien ist in den letzten Jahrzehnten stark gewachsen – besonders stark im Alltag von Kindern und Jugendlichen durch das Fernsehen und die Durchsetzung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, die vornehmlich auf Visualität basieren.<sup>2</sup> Eine der zugrundeliegenden Technologien, die Fotografie, verbreitete sich sofort nach ihrer Erfindung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weltweit. Theoretiker sprechen von einem neuen Zeitalter veränderter Wahrnehmung.<sup>3</sup> Jetzt, am Ende des 20. Jahrhunderts und der klassischen Fotografie verschwinden die Grenzen von Welt und Bild, Realität und Simulation, die Dimensionen von Zeit und Raum erscheinen relativiert, Signifikat und Signifikant verschwimmen. Auf diese Verschiebungen reagiert die Wissenschaft mit dem „pictorial turn“<sup>4</sup>, in dem eine diskursive, sich weniger an der Linguistik orientierende Wissenschaft vom Bild gefordert wird und in der gleichzeitig die sozialen Qualitäten des Bildes, die Sichtbarkeit des „Anderen“ (Mitchell 1997, S. 36), genutzt werden sollen. Es ist zu vermuten, daß die jetzt beginnende Beschäftigung mit Methoden der Bildwissenschaft und Fotografieinterpretation auch mit den in den vergangenen zwei Jahrzehnten vollzogenen Änderungen der Sozialwissenschaften zusammenhängen. Fotografien als methodischer Zugang ermöglichen die Integration von neuen Fragestellungen der Geschlechtergeschichte, der Symbolkultur oder der Anthropologie.

Um dieses in Bildern enthaltene Wissen zu entschlüsseln, wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Aby Warburg eine historische Kultur- und Bildwis-

senschaft begründet, die bis heute die Basis jeder Bildanalyse ist. Geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen wie die Anthropologie, die Ethnologie<sup>5</sup>, die Geschichte und seit zwei Jahrzehnten auch die Erziehungsgeschichte haben begonnen, diese Leistungen der Kunstgeschichte und der Kunstwissenschaft zu adaptieren und im Sinne einer „visuellen Anthropologie“ weiterzuentwickeln. Klaus Mollenhauer (vgl. 1983), Horst Schiffler und Rolf Winkler (vgl. 1985) und Konrad Wünsche (vgl. 1991) begannen als erste, Bilder als Quelle für die Erziehungsgeschichte systematisch zu untersuchen.<sup>6</sup> Inzwischen werden Bilder auch für aktuelle empirische erziehungswissenschaftliche Untersuchungen verwendet.<sup>7</sup>

Die Erziehungswissenschaftler/innen richten nun ihre Aufmerksamkeit auf die Materialisierung und die Verkörperung („embodiment“) von Kultur. Habitus und Körper sowie Artefakte jeglicher Art, und damit auch Medien gelten als kultureller Ausdruck. Fotografien zeichnen die visuellen Anteile der Kultur auf und transportieren sie, d.h. sie konstituieren damit Kultur im öffentlichen wie im privaten Raum immer wieder neu. In diesen Bildern sind Informationen zu Generationsverhältnissen, zu Entwicklungen langer Dauer, die sich allen politischen Veränderungen entgegenzusetzen scheinen, verschlüsselt. Anders als literarische Texte, die zumeist das Außergewöhnliche festhalten, bewahren Fotografien gerade das Alltägliche und Triviale.

Allerdings wissen wir immer noch wenig darüber, was Fotografien eigentlich zeigen, wegen ihrer komplexen Struktur verschließt sich die Quelle einer allzu raschen Interpretation.<sup>8</sup> Vor allem stellt sich die Frage, inwieweit Fotografien Dokumente sind und inwieweit Inszenierungen (vgl. Gombrich 1984, S. 240-273). D.h. welcher Quellenwert ihnen deshalb überhaupt für historische oder erziehungswissenschaftliche Fragen zukommt. Die Auseinandersetzung um die Aussagefähigkeit von Fotografien der Hamburger Wehrmachtsausstellung (vgl. FAZ vom 20.10. und 5.11.1999) haben gezeigt, wie wichtig eine kritische Methode der Fotografieinterpretation ist und daß Minimalbedingungen für ihre Nutzung als historische Quelle erfüllt sein müssen: Dazu gehören Datum, Ort und vor allem eine Reflexion des Entstehungs- und Verwahrungszusammenhangs einer Fotografie. Dies ist um so wichtiger, wenn Fotografien als Belege für historische Ereignisse verwendet werden.

Für die Erziehungs- und Sozialwissenschaften allerdings gewinnen Fotografien gerade deshalb an Bedeutung, weil sie uneindeutig sind, weil sich nicht nur die fotografischen Inszenierungen deuten lassen, sondern auch das Nicht-Intendierte und Zufällige. Im fotografischen Bild sind die Spuren des politischen, kulturellen, sozialen und subjektiven Lebens enthalten. Die Kamera notiert, was sich vor dem Objektiv befindet, das kann Zufälliges sein, weder dem Fotografen noch den Protagonisten bewußt. Manchmal sind es dann gerade diese zufälligen Bildelemente, z.B. kleinste Bewegungen des Körpers, die ein Ereignis kommentieren. Konsequenterweise weisen Fotografien auf die nonverbalen Anteile jeder Kommunikation – weil sie die Wirklichkeit auf die visuellen Anteile beschränkt.

Wir werden in den folgenden Überlegungen vom eigenen Forschungsstand aus in folgenden Schritten argumentieren: In Kapitel (2) gehen wir auf die Quellenspezifik der Fotografie ein, ihr Verhältnis zur Wirklichkeit, die Rolle des

Zufalls und die Bedeutung der Kameratechnik, in (3) fassen wir den Quellenwert der Fotografie zusammen und beschreiben die Leistungen des Zusammenspiels von intendiertem und nicht-intendiertem Bildsinn für die Erziehungs- und Sozialwissenschaften, dann stellen wir die methodischen Schritte für Analysen einzelner Fotografien und großer Fotobestände dar (4); Anwendungsmöglichkeiten aus der erziehungshistorischen und empirischen Forschung werden an einem Beispiel aus der Schulgeschichte zugleich mit den Leistungen der Einzelbildanalyse demonstriert, die Rolle der Fotografie für die Kindheits- und Jugendgeschichte wird vorgestellt (5). In einem Fazit werden die Möglichkeiten und Grenzen der Methode und der Quelle diskutiert (6).

## 2. Fotografie als Quelle: Ein Medium zwischen Authentizität, Inszenierung und Zufall

Die Zweifel an der Eignung der Fotografie als Quelle sozialhistorischer Forschung entstanden entweder, wenn Fotografien einfach als Illustration benutzt oder wenn sie ohne die nötige Quellenkritik als Beweismittel herangezogen wurden.<sup>9</sup> Fotografie bezieht aber ihren Reiz aus der Spannung zwischen Authentizität und Inszenierung: Ein Foto weckt den Eindruck, etwas sei so gewesen, deshalb spielen Fotografinnen und Fotografen auch seit der Erfindung der Fotografie mit der Möglichkeit, scheinbare Wirklichkeit zu inszenieren (vgl. Im Reich der Phantome 1997).

Zwei Eigenarten sind es, weswegen der Quellenwert auch der klassischen Fotografie, d.h. also der dokumentarisch gemeinten, nicht manipulierten, nicht digitalisierten, bestritten wird: Ihr Verhältnis zur Wirklichkeit<sup>10</sup> und die Rolle des Zufalls:

(1) *Fotografie und Wirklichkeit*: Untersucht man beispielsweise die fotografischen Illustrationen der westdeutschen Zeitschrift „Pädagogik“ aus den achtziger Jahren, so müßte man schlußfolgern, daß in diesem Jahrzehnt die Figur des Lehrers fast gänzlich aus dem Unterricht verschwunden war. Die Fotografien bilden fast ausschließlich Schülerinnen und Schüler ab. Nun wissen wir es besser, es gab auch in den achtziger Jahren mindestens einen Lehrer oder eine Lehrerin pro Klasse, und die waren beim Unterrichten im Klassenraum. Hat sich damit schon der Quellenwert von Fotografien erledigt? Sicherlich nicht, sondern das bedeutet nur, daß wir von den Fotos in der Zeitschrift nicht auf tatsächliche Unterrichtsverhältnisse schließen können. Generell läßt sich von Fotografien nicht ohne weiteres auf die Wirklichkeit rückschließen, denn Fotografien dokumentieren diese nicht spiegelbildlich, sondern sie repräsentieren eine Sichtweise, eine Perspektive auf die Wirklichkeit. Bezogen auf die optische Wahrnehmung ist das Foto in der Tat unbestechlich, das, was auf dem Foto bildlich erscheint, mußte auch im Moment der Aufnahme vor dem Kameraobjektiv visuell wahrnehmbar gewesen sein. Aber was und wie es in diesem Bildausschnitt überhaupt erscheint, obliegt weitgehend der Entscheidung des Fotografen. Das Fotobild ist eine Reduktion der Wirklichkeit, ein Ausschnitt, eine Selektion. Die Dinge der objektiven Realität verlieren beim Fotografieren

nicht nur ihre räumlichen, akustischen, taktilen und olfaktorischen Eigenschaften, das Objekt wird auch, wie es Aaron Siskind einmal formulierte, „seiner normalen Umgebung entrissen, seinen bekannten Nachbarn entfremdet und in neue Beziehungen gezwängt“ (Was ist moderne Fotografie? 1950, S. 71). Die Fotografien der Zeitschrift „Pädagogik“ sind als Quelle zur Beschreibung tatsächlicher Unterrichtsverhältnisse nicht geeignet, aber mit ihnen können pädagogische Intentionen, editorische Akzentuierungen und gesellschaftliche Entwicklungen beschrieben werden – zum Beispiel die Konzentration auf das Lernen des Kindes bei den Herausgebern der Zeitschrift „Pädagogik“ in den 80er Jahren, eine Perspektive, aus der Lehrer nur am Rande erscheinen oder aus der sie unsichtbar sind.

Ein weiteres entscheidendes Problem bei der Suche nach dem Quellenwert der Fotografien ist das Verhältnis von

(2) *Bildintention und Zufall*: Im Unterschied zur Malerei ist das Fotografieren kein wesentlich körperbezogener Schaffensprozeß, daher läßt sich nicht wie dort jedes Element der Fotografie intentional deuten. Im Gegenteil, es scheint, als überließen die Fotografen die Gestaltung ihrer Bilder immer mehr der technisch von Jahr zur Jahr perfekter werdenden Apparatur und damit dem Zufall. Aber sind solche zufällig entstandenen Fotografien überhaupt interpretierbar? Darauf lassen sich zwei Antworten geben. Einmal stellt sich Bildwirkung unabhängig von der ursprünglichen Bildintention und von der Art des Produktionsprozesses her, sie funktioniert nach formalästhetischen Gesichtspunkten, die man analysieren und beschreiben kann. Zum anderen gehört es zu den Eigenarten der Fotografie, daß der Bildsinn zunächst in der konzeptionellen Gestaltung und in ihrer technischen Umsetzung realisiert wird, und dann noch einmal durch die Entscheidung, ein Negativ auch zu entwickeln, Abzüge zu bewahren, bzw. die Bilder weiter zu verwenden. Das heißt, die Fotografen entscheiden in der Regel, ob sie ihr Foto für gelungen erachten oder nicht. Das trifft ähnlich für die Herausgeber einer Zeitschrift zu, wenn sie eine Fotografie für ihre Zwecke als aussagekräftig akzeptieren.

Der Umgang mit dem Zufälligen im Foto ist je nach Genre unterschiedlich. Künstlerisch arbeitenden Fotografen<sup>11</sup> ist der Zufall häufig willkommen, sie betrachten ihn als konstitutives, kreatives Element der Fotografie, dem sie das Hervorbringen anderer Sichtweisen, neuer Ideen, den Konventionsbruch zutrauen. Auch Berufsfotografen kalkulieren den Zufall immer mit ein. Bei relativ statischen Motiven wie Klassenfotos oder Veranstaltungen versuchen sie ihn jedoch weitgehend auszuschließen. In jedem Fall ist eine Fotografie und mit ihr das Zufällige Teil der Realität. Gerade für die Bildinterpretation ist das Moment des Unvorhergesehenen nutzbar zu machen. Zeigen sich doch in diesen kaum vorhersehbaren, versteckten Details oft genug wesentliche Informationen darüber, wie vom Individuum auf die Wirklichkeit reagiert wird.

Die dritte Eigenart der Fotografie ist verantwortlich für das besondere Verhältnis der Fotografie zur Wirklichkeit. Die Fähigkeit der Kamera, das optisch „Wahre“ abzubilden, das Wirken chemischer und physikalischer Gesetzmäßigkeiten beim Fotografieren, verführte von Anfang an dazu, Fotografien generell für „wahr“ zu halten. Daß das technische Verfahren modulationsfähig ist, d.h.

Bildaussagen ohne direkten Eingriff in die fotografische Situation, allein durch gezielte Eingriffe in die technischen Abläufe konstruiert, akzentuiert und interpretiert werden können, wurde erst später reflektiert:

(3) *Die Kamertechnik* beschränkt den Fotografen auf bestimmte optische Sehweisen, nur diese kann er im Rahmen seiner Gestaltung nutzen. Dazu zählen Blendenwahl und Verschlusszeiten, die Brennweite und die Ausschnittmöglichkeiten. Damit sind die Fotografen in der Lage, das Motiv vor der Kamera zu selektieren. Mit dem Blick durch den Sucher werden die wichtigsten Verhältnisse der Bildkomposition, Hauptmotiv, dominante Linien, Bildzentrum und Fluchtpunkt festgelegt. Von ein- und demselben Gegenstand erhält man völlig unterschiedliche Fotos, je nachdem, ob er aus der Vogelperspektive, in Augenhöhe, in Gegenstandshöhe oder von unten fotografiert wird. Das Scharfstellen eines bestimmten Bildbereiches kann Raum- und Zeitverhältnisse und damit auch Bedeutung eines Gegenstandes verschieben. Eine Bearbeitung erfolgt häufig erst im Labor; um einer besonderen Bildwirkung willen werden gerade in der Pressefotografie ganze Teile retuschiert. Die Gestaltung wird durch die Gebrauchsfunktion eines Bildes beeinflusst. Wenn ein Gegenstand für eine Zeitung aufgenommen wird, können sich bestimmte ästhetische Gestaltungen verbieten. Bestimmte Verwendungszwecke gebieten geradezu bestimmte Kameraperspektiven: Zum Beispiel führt die Kindzentriertheit häufig dazu, daß der Fotograf bzw. die Fotografin sich mit der Kamera auf die Höhe des Kindes begibt, um quasi Ebenbürtigkeit zu simulieren.

Daß hier die Differenz von professionellem Fotografen, ambitioniertem Amateur und naivem, der Technik unterworfenem Laien eine besondere Rolle im Produktionsprozeß spielt, ist evident. Auch die Kosten des Herstellungsprozesses eines Bildes spielen eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Ein Kunstwerk gilt als etwas Wertvolles, ein Foto ist seit vielen Jahrzehnten ein billiges Medium. Das führt dazu, daß viele Fotografien ohne großen Vorbedacht gemacht werden. Sie sind zudem massenhaft reproduzierbar. Sie brauchen also nichts Einzigartiges darzustellen. Gerade ihre Eigenart, Zufälliges darstellen zu können, daß Fotografien den „flüchtigen Schatten der Gegenwart« im Flug festhalten“ (Friedrich von Raumer 1840, zit. nach Kracauer 1973, S. 75) machen sie für Historikerinnen und Historiker wertvoll.

### 3. Quellenwert von Fotografien

Was zeigen Fotografien eigentlich? Was zeigen sie, das andere Quellen nicht zeigen, bzw. wofür sind sie eine Quelle? Wir formulieren im folgenden einige Eigenheiten von Fotografie, die ihren Quellenwert auszeichnen.

1. Fotografien bilden ab, was zum Zeitpunkt der Belichtung vor der Fotolinse existierte. Egal, ob es extra für die Aufnahme arrangiert wurde oder ob es unabsichtlich auf das Bild kam - es ist das Wesen der fotografischen Abbildung, alles im optischen Feld Sichtbare abzubilden.
2. Während Gegenstände der Bildenden Kunst oder literarische Texte, aber auch Tagebuchaufzeichnungen und Protokolle eher das Besondere, aus dem

Alltag Herausgehobene thematisieren, bewahren Fotografien – neben dem fotografierten Ereignis – das Gewohnte und Alltägliche, unbeachtete Details, ritualisierte Selbstverständlichkeiten, nicht erinnerte Körperhaltungen, Dinge, die man wegen ihrer Profanität längst vergessen hat, wie das Aussehen eines Raumes, die Haltung einer Person, ihre Mimik.

3. Eine Fotografie ist mehrdeutig. Darin ist sie der bildenden Kunst vergleichbar und wie alle historischen Quellen überdeterminiert. Der Grund hierfür liegt in der Vielzahl visueller Zeichen, die in einem Bild vereint sind, in der Tatsache, daß sich ein Bild in seinen Einzelheiten und als Ganzes zugleich vermittelt, in der ästhetischen Qualität, bei der Inhalt und Form untrennbar zusammen als Bild gesehen werden und in den Regeln visueller Wahrnehmung.
4. Fotografien sind als Akte der Selbstpräsentation von Fotografen oder als Repräsentationen eigener Wünsche oder der Wünsche ihrer Auftraggeber oder einer Ideologie zu verstehen. Fotografien eines Pressefotografen zeigen eine andere Sicht auf Schule als die Schnappschüsse von Schülerinnen oder Schülern. Das Bundespresseamt in Bonn verbreitete andere Bilder von Unterricht als die ostdeutsche Bildagentur ADN-Zentralbild oder der West-Berliner Ullstein Bilderdienst, der kritische Stern-Fotograf andere als der vom Schulsystem enttäuschte Lehrer.
5. Aber auch die Abgebildeten können bis zu einem gewissen Grad die Fotografie beeinflussen, deshalb ist das Verhältnis zwischen der (Selbst-)Präsentation des Fotografen und der Selbstpräsentation seines Sujets zu bestimmen.

Verallgemeinert heißt das: Der Quellenwert einer Fotografie beruht in ihrer Komplexität. Diese entspricht der Vieldeutigkeit lebensweltlicher Phänomene, die Konstruktionsweisen einer Fotografie deuten Konstruktionsmuster pädagogischer und sozialer Situationen und Verhältnisse an. Die im Bild verborgenen Perspektiven des Fotografen und der Abgebildeten entsprechen der von der sozialwissenschaftlichen und historischen Forschung erwarteten Multiperspektivität. Es wäre eine unzulässige Reduktion visueller Quellen, wollte man für historische Bildanalysen nur die Bildinhalte untersuchen. Die ästhetische Qualität eines Bildes, die einen mit dem Bildinhalt untrennbar verbundenen Aussagewert besitzt, ist gleichgewichtig zu berücksichtigen.

#### 4. Methoden der Fotointerpretation

Die Gattungen der Bildenden Kunst sind dank vieler kunstgeschichtlicher Untersuchungen gut erforscht, häufig haben Kunsthistoriker vor allem im Rahmen der Genremalerei auch pädagogisch relevante Motive untersucht.<sup>12</sup> Deshalb können wir bei Kunstinterpretationen auf ein ausgereiftes Methodenrepertoire und auf genaue Hintergrundinformationen zurückgreifen. Diese Literatur hilft auch den kunstgeschichtlich nicht ausgebildeten Erziehungswissenschaftlern, visuelle Medien quellengerecht zu interpretieren. Auf entsprechende Vorarbeiten zum spezifischen Umgang mit Fotografien kann man bisher nicht zurück-

greifen. Trotz stetig zunehmender und inzwischen in alle Teilbereiche der Fotografie expandierender Publikationen gibt es nur wenige Untersuchungen, die erziehungswissenschaftlich relevante Genres wie Jugendfotografie, Familienfotografie etc. behandeln.<sup>13</sup> Allenfalls die Fototheorie ist heute in wichtigen Aspekten dargestellt (vgl. Kemp 1979-83). Eine breit erprobte und anerkannte Methode für die Interpretation von Fotos im Rahmen historischer oder empirischer Forschung fehlt.<sup>14</sup> Fotos lassen sich vielfältig nutzen und interpretieren, nicht aber beliebig. Die Ergebnisse müssen nachvollziehbar und überprüfbar sein. Die Fotografieinterpretation bietet die Möglichkeit, sich nicht allein von Thesen oder von vorher gestellten Forschungsfragen leiten zu lassen, sondern auch Fragestellungen zu erkennen und zu berücksichtigen, die die Bilder selbst aufwerfen. Zur Aufklärung der Forschungsfragen und zur Hypothesengenerierung gibt es zwei methodische Möglichkeiten: die Analyse großer Bildmengen (4.1) und die Einzelbildanalyse (4.2). Die Einzelbildinterpretation erfordert immer auch eine Überprüfung an größeren, vergleichbaren Fotogruppen. Einzelbildinterpretation und die Analyse großer Bildmengen stellen also keine Alternativen der Forschung dar, sondern bedingen sich gegenseitig.

#### 4.1 Die Analyse großer Bildmengen: Qualifizierung von Fotografien als Quelle – Klassifizieren, Ordnen, Gliedern

Zu den Vorteilen fotografischer Bildanalyse gehört es, daß Fotografien Genres bilden, verwandte Motive und ähnliche Stile aufweisen, daß es also Bildkonventionen gibt, die in der Regel zeittypisch sind. Um dies zu erkennen, bedarf es großer Bildmengen unterschiedlicher Autorenschaft und unterschiedlicher historischer Phasen. Die durch den massenmedialen Charakter der Fotografien bedingten Bildmengen und die Heterogenität dieser Bestände verlangen nach inhaltlicher und historischer Qualifizierung, um nicht beliebige Einzelaufnahmen oder Fotoserien zu untersuchen. Wegen der Komplexität und Vieldeutigkeit der bildlichen Darstellungen müssen die Fotografien in einen außerbildlichen Kontext gefaßt werden. Der erste Schritt zur Qualifizierung der Fotografien als Quelle ist daher die Archivierung der Bestände nach Herkunft und Entstehungszeit. Für die wissenschaftliche Arbeit mit größeren Fotobeständen, für Vergleiche und Kontrastierungen von Fotoserien reicht dies jedoch nicht hin, dafür müssen die Fotografien nach vergleichbaren Kriterien klassifiziert sein. Die Kriterien sichern das Minimum an Kontextinformationen, ohne die Fotografien weder richtig interpretiert, noch größere Mengen sinnvoll und effektiv geordnet und gegliedert werden können.

*Die Klassifizierung von Fotografien:* Klassifiziert wird jede einzelne Fotografie durch eine standardisierte Zuordnung von sprachlichen Informationen aus ihrem Entstehungs-, Verwendungs- und Sammlungskontext. Die dafür erforderlichen Informationen werden entweder dem Bild selbst entnommen, sind also intern (Themen, Motive und Stile) oder werden extern, d.h. außerbildlich, gewonnen (Zeit, Ort, Autorenschaft, Verwendung). Zeit und Ort sind die harten Daten der Klassifizierung; ohne diese Angaben läßt sich kaum ein Foto ver-

nünftig auswerten. Des weiteren erfolgt die Klassifikation der Fotografien durch die Vergabe von Schlagwörtern in einer Bilddatenbank.<sup>15</sup> Im allgemeinen wird ein nach diesen Kriterien gestalteter Schlagwortkatalog für jede Art sozialwissenschaftlicher Untersuchung, bei der mit größeren Bildmengen gearbeitet wird, nötig sein. In die Bilddatenbank sollten darüber hinaus möglichst alle Informationen, die es zum Foto gibt, aufgenommen werden.

Die externen Klassifikationsfaktoren beziehen sich auf historische oder soziologische Daten der Fotografie, das sind:

(1) Zeit: Für empirische Untersuchungen ist es zumeist ausreichend, das Foto einem Jahrzehnt oder einer bestimmten zeitlich begrenzten Epoche zuordnen zu können. Zeitliche Unschärfen von ein paar Jahren sind für erziehungswissenschaftliche Untersuchungen zum Formenwandel in der Regel nicht problematisch, denn Verschiebungen vollziehen sich ohnehin in größeren Zeiträumen.

(2) Ort: Neben dem Datum ist der Ort, an dem das Foto aufgenommen wurde, wichtig, vor allem für die Zuordnung der Fotografie zu einer politischen Epoche, einem sozialen System bzw. einer bestimmten Kultur.

(3) Autorenschaft: Für die Analyse großer Fotomengen und Einzelfotografien ist es besonders wichtig zu wissen, ob der Fotograf bzw. die Fotografin eine private Person war, ob er oder sie eine öffentliche Funktion hatte bzw. in einem bestimmten Auftrag fotografierte. Eine erste grobe Unterteilung ist entsprechend diejenige in Privatfotografie und Berufsfotografie. Die Privatfotografen verfolgen in der Regel andere Zwecke als die Berufsfotografen, auch die Wahl der fotografischen und gestalterischen Mittel unterscheidet sich erheblich, natürlich auch die Konventionen der Genre. Die Privatfotografen lassen sich in Knipser (vgl. Starl 1995, S. 12-25) und ambitionierte Amateure unterscheiden. Auch bei den Berufsfotografen gibt es gravierende Unterschiede, zum Beispiel zwischen künstlerischen und Pressefotografen. Während der Künstler die Möglichkeiten des Mediums erprobt, formuliert der Pressefotograf seine Bildaussage zu einem aktuellen Thema und hin auf einen bestimmten Rezipientenkreis. Daneben gibt es für uns eine dritte Unterscheidung, wir nennen sie halböffentliche Fotografie. Sie wird meist von pädagogisch ambitionierten Fotografen praktiziert wie Lehrern, Eltern und Erziehern, jedoch auch von Schülern. Alle diese Fotografen haben andere Bildintentionen als Presse- oder Schulfotografen. Fotografien aus Schul- oder Klassenchroniken gehören in diesen Bereich, aber auch viele Fotografien aus Jugendverbänden.

(4) Verwendungszweck: Er hängt häufig eng mit der Autorenschaft zusammen – wir fassen darunter alle Informationen zum Anlaß und zur ursprünglichen und nachträglichen Verwendung einer Fotografie. Die Fragen heißen hier: Wofür wurde eine Fotografie gemacht? Gab es Auftraggeber? Wie wurde sie verwendet? Wurde sie abgedruckt? Wie ist sie überliefert? Wie bei den Bildautoren unterscheiden wir nach öffentlichen, halböffentlichen und privaten Zwecken. Öffentlich wird eine Fotografie zum Beispiel durch eine Publikation, das Foto im Familienalbum gilt hingegen als privat, halböffentlich wäre die Verwendung des Fotos in einer Schulchronik.

Die internen Faktoren der Klassifikation sind im Vergleich zu den externen relativ leicht zu gewinnen, denn sie beziehen sich ausschließlich auf Daten, die aus dem Bild selbst gewonnen werden, so die Bildthemen, die fotografischen Motive und Stile. Die Notwendigkeit der Klassifikation nach internen Gesichtspunkten ergibt sich vor allem aus Gründen der besseren Gliederung größerer Bestände; vor allem über die Motive werden Vergleichsserien gewonnen.

Die eigentliche Qualifizierung des fotografischen Materials für eine Untersuchung geschieht durch Verknüpfung der Klassifikationsmerkmale.

*Gliedern und Ordnen nach Klassifikationsmustern:* Klassifizierte fotografische Bestände können unter unterschiedlichen Gesichtspunkten und Fragestellungen – je nach Forschungsinteresse gegliedert werden. Das heißt, der klassifizierte Bestand kann für neue Untersuchungsthemen geordnet und für Forschungsfragen neu gegliedert werden. Auf diese Weise kann ein und dasselbe Foto, auch ein und derselbe Fotobestand, auf verschiedene Fragen hin untersucht werden; Fotografien lassen sich thematisch verschiedenen Fotoreihen zuordnen. Vor jeder Untersuchung stellt sich die Frage, welche Fotografien dafür überhaupt geeignet sind und worin ihr spezifischer Quellenwert besteht. Das öffentliche Bild von Schule und Erziehungswesen wird eher über Fotos vermittelt, die publiziert worden sind; der heimliche Schnappschuß des Schülers aus dem Unterricht offenbart hingegen eine private Sicht auf das gleiche Phänomen. Hat man sich entschieden, was man untersuchen möchte, werden die Auswahlbedingungen durch die Klassifikationsmerkmale festgelegt. Durch Verknüpfung interner und externer Klassifikationsmerkmale werden Auswahlraster gebildet – am effektivsten natürlich über eine entsprechende Funktion in der Bilddatenbank. Durch das Anlegen dieser Raster an den Gesamtbestand werden historisch und inhaltlich qualifizierte Untersuchungsmengen hergestellt und Vergleichsbestände gewonnen. Vergleichsbestände sollten sich in dem Merkmal unterscheiden, auf das der Vergleich ausgelegt ist.

## 4.2 Einzelbildanalysen

Für eine fotografische Einzelbildanalyse gibt es mehrere, sich an der Entwicklung in der Kunstwissenschaft und der Historischen Bildkunde orientierende Verfahren (vgl. Talkenberger 1997). Eine der berühmtesten Analysen stammt von Roland Barthes (1964, wiederabgedruckt in Kemp 1983). Allerdings fehlt vielen künstlerischen Fotografien oder privaten Schnappschüssen die Eindeutigkeit des von Barthes interpretierten Reklamebildes. Die Fotografieinterpretation, will sie dem Foto gerecht werden, hat also in die Analyse immer mit einzubeziehen 1. die technischen Voraussetzungen des Fotografierens und der Bildentwicklung 2. die Genres (Privat- oder öffentliche Fotografie) 3. die je spezifischen Stil- und Motivgeschichten und 4. die jeweilige Funktion und den Gebrauch eines Bildes, der den Bildsinn komplett ändern kann. Dabei wäre es eine Reduktion der Quelle, sie nur auf das Abgebildete, also auf den Inhalt hin zu interpretieren und die Ästhetik außer acht zu lassen.

Wir arbeiten mit einer von uns für die Fotografieinterpretation spezifizierten, ikonografisch-ikonologischen Bildanalyse. Als historische Bildwissenschaft, mit der die kulturelle Bedeutung von Bildern und anderen visuellen Ausdrucksformen analysiert werden kann, ist sie detailliert ausgearbeitet, bis hin zu den methodischen Arbeitsschritten und erprobt (vgl. Eberlein 1985, S. 169). Für erziehungswissenschaftliche Untersuchungen scheint sie u.a. geeignet, weil schon Panofsky, der die Methode entwickelt und mehrfach variiert hat, auf die Analyse von Formen, Symbolik, Mimik, Gestik, Körperhaltungen und kleinster Details in den historischen Kontexten Wert legte (vgl. Panofsky 1978, S. 36f.).

Sinn der ikonografisch-ikonologischen Einzelbildanalyse von Fotografien ist es, das Foto in seinen Details und als ganzes, mit seiner historischen Technik-, Motiv- und Rezeptionsgeschichte und den Funktionen des Bildes bei der Interpretation zu berücksichtigen, also nicht nur „passende“ Einzelmotive aus dem Bild zu isolieren und als Beleg zu nehmen, sondern im Sinne einer „grounded theory“ die Informationen aus dem Bild selbst zu gewinnen.

Prinzipiell sind für ikonografische Untersuchungen alle Fotografien geeignet, wenn die wichtigsten Angaben (Ort und Zeit) vorhanden sind. Für ikonologische Einzelbildanalysen, bei der neue Hypothesen für Forschungsfragen gewonnen werden sollen, sollten jedoch in der Regel solche Fotografien ausgewählt werden, die von Beginn an zum Thema nicht nur besonders aussagekräftig scheinen, sondern darüber hinaus vieldeutig sind, den Eindruck erwecken, als könnten sie Informationen bergen, die sich auf den ersten Blick nicht erschließen lassen.

Im ersten Arbeitsschritt, der präikonografischen Beschreibung, wird versucht, das Bild in allen Details zu erfassen. Zu den wenig beachteten Details auf Fotografien gehören Raumordnungen, die Beleuchtung oder kleine Körpergesten etc. Auf dieser Stufe wird der formale Bildaufbau beschrieben. Im zweiten Schritt, der ikonografischen Beschreibung und Interpretation, werden diese gewonnenen Informationen auf das Wissen außerhalb des Bildes und auf andere Bilder bezogen. Hier werden alle verfügbaren Informationen genutzt, die Funktion der Fotografie recherchiert, ihre Verwendung und Rezeption. Das Foto wird auf seine Typengeschichte hin untersucht, damit es als historisches Bild eingeordnet werden kann; hier wird mit anderen Fotografien, die mit dem untersuchten thematisch verwandt sind, verglichen. Mit diesen Informationen, die aufeinander bezogen werden, wird eine erste Interpretation der intendierten Bildbedeutung versucht.

In einem letzten Schritt werden Kontextwissen, Bildaufbau, Widersprüche und Eigenarten der Fotografie, die Rolle des Fotografen, der Abgebildeten, Form und Inhalt aufeinander bezogen, dann wird in einem Schritt, den Panofsky „synthetische Intuition“ nennt, versucht, die „eigentliche“ Bedeutung oder die „Tiefenstruktur“ (Bredenkamp) des Bildes hermeneutisch zu erschließen. Ob die „eigentliche“ Bedeutung einer einzelnen Fotografie typische Züge für ein Phänomen trägt, muß dann wieder an vergleichbaren Fotografien untersucht werden. Stärker als in anderen Werken der bildenden Kunst spielt das Nicht-Intendierte in der Fotografie eine große Rolle. Trotzdem gibt es sowohl für die intendierte als auch für nicht-intendierte Bildaussage formale und inhaltliche Gründe, präzise methodische Indikatoren, die von Dritten nachvollziehbar sind.

Da die Bildaussagen visuell ausgedrückt werden, kann man immer zeigen, wie dies auf dem Foto vermittelt wurde. Insofern ist auch dieser letzte Schritt der Interpretation, der meist zur Hypothesenbildung dient, wissenschaftlich präzise und an anderen Bildern replizierbar.

## 5. Anwendungsbereiche in der erziehungshistorischen und empirischen Forschung

### 5.1 Schul- und Institutionengeschichte

Fotografien sind bisher sowohl für schul- und organisationshistorische<sup>16</sup> als auch für evaluative (vgl. Schratz/Steiner-Löffler 1998) Untersuchungen und für die pädagogische Arbeit verwendet worden. Ziel der schulhistorischen Untersuchungen war es, mit Hilfe von Fotografien nicht allein die visuelle Seite der Schulgeschichte zu erforschen, sondern auch die Bedeutung räumlich-visueller Phänomene für die Institution und die beteiligten Kinder, Jugendlichen und Erzieher zu erhellen, z.B. wie die Beteiligten mit einem Ritual wie dem Fahnenappell (vgl. Mietzner/Pilarczyk 1997; Tenorth 1997) oder mit dem Schulraum (vgl. Burke 1999) umgehen.

Anhand eines Bildbeispiels sollen im folgenden Ergebnisse der Einzelbildanalyse und ihre Leistungen für die Generierung von Forschungshypothesen dargestellt werden – nicht das methodische Vorgehen im einzelnen. Auf die hierfür gewählte DDR-Pressefotografie der staatlichen Agentur ADN-Zentralbild<sup>17</sup> wurden wir im Rahmen einer Untersuchung zur politischen Erziehung in der Schule in der Spätphase der DDR aufmerksam. Das Foto aus dem Jahr 1986 fiel auf wegen der Diskrepanz zwischen Bildeindruck – eine alltägliche, eigentlich nichtssagende Unterrichtsszene – und der Bildunterschrift, in der behauptet wird, die Schüler hätten ihre Lehrerin mit Blumen empfangen, die in der Geschichtsstunde vom XI. Parteitag der SED berichtete, an dem sie selbst als Delegierte teilgenommen hatte. In der Bildunterschrift wird ein Bildsinn unterlegt, werden politische Willensbekundungen behauptet, die auf der Bildebene selbst nicht eingelöst werden, auch der Blick des Mädchens in der ersten Reihe irritiert. Man müsste sich gar keine Gedanken um das Foto machen, handelte es sich nur um einen etwas danebengegangenen Versuch aus der Arbeit des Schulfotozirkels, wie man sie gelegentlich in Schularchiven findet. Aber das Foto stammt aus dem Zentralbildarchiv – die ordnungsgemäße Archivierung und Bildunterschrift weist es offiziell als Pressefotografie aus, ob es tatsächlich veröffentlicht wurde, ist allerdings nicht bekannt. Vermutlich wurde das Foto im Rahmen der allgemeinen Pressekampagne zum XI. Parteitag der SED gemacht. Es ist die Widersprüchlichkeit der Fotografie, die die Bildauswahl für eine Einzelbildanalyse begründete; wir hofften über eine Analyse weitere Erkenntnisse zur Wirkung politischer Erziehung, zum Problem der politischen Identifikation und ihrer Darstellung in den öffentlichen Medien der DDR zu gewinnen.

Nach der Bildunterschrift und aus der Kenntnis der Gepflogenheiten politischer Bildberichterstattung in der DDR kann davon ausgegangen werden, daß der Pressefotograf die Aufgabe hatte, die großartige Resonanz auf das politische Ereignis, den XI. Parteitag der SED, in der Schule darzustellen. Warum das nicht gelang, läßt sich auf zwei Ebenen beschreiben – auf der der Selbstpräsentation durch die Abgebildeten und auf der Gestaltungsebene, der Präsentation durch den Fotografen – der Bildeindruck setzt sich aus dem Zusammenwirken beider Ebenen zusammen.

*Die Präsentation des Bildthemas durch den Fotografen:* Für die Intentionen des Fotografen – die Darstellung der Resonanz auf den Parteitag – gibt es im Foto vor allem einen Anhaltspunkt – den Blumenstrauß auf dem Lehrertisch, die Nelken sind traditionell Symbol der Arbeiterbewegung. Offenbar dienten sie dem Fotografen als bildlicher Beleg für die Feierlichkeit der Situation und für das Einverständnis der Schüler mit der Rolle ihrer Lehrerin als politischer Repräsentantin der SED. Die gesamte fotografische Situation wurde so arrangiert, damit der Strauß im Bild erscheint – mit gravierenden Folgen für die Bildkomposition. Denn Standort und Verwendung des Weitwinkelobjektivs konstituieren einen Ausschnitt, in dem sich der Lehrertisch zusammen mit dem ersten Schülertisch auf der Fläche der Fotografie überproportional zu den anderen Bildelementen ausdehnt. Aus den dominanten Seitenlinien der Tische ergeben sich zwangsläufig auch die Fluchtlinien des Bildes. Diese treffen sich nicht – wie nach dem Bildthema erwartet werden könnte – in der Person der Lehrerin und Parteitagsdelegierten, sondern der Fluchtpunkt des Bildes verliert

sich rechts hinter ihrem Kopf im diffusen Licht des Nebels. Doch nicht nur der Fluchtpunkt gerät dem Fotografen wortwörtlich daneben, auch der Bildmittelpunkt. Zwar wird er durch die Geste der Lehrerin, die genau auf die Bildmitte weist, betont, doch ist das Bildzentrum leer.

*Die Selbstpräsentation durch die Abgebildeten:* Weil es im Bildzentrum nichts Spannendes gibt, wird der Blick des Betrachters unweigerlich durch den des Mädchens in der ersten Reihe gefangengenommen, so daß ihr Blick zum eigentlichen, zum imaginären Bildmittelpunkt der Fotografie wird. Ausgerechnet, denn dieser Blick – verstärkt durch das feine Lächeln um ihren Mund – entlarvt die Situation als peinliche Inszenierung. Auch die anderen Protagonisten wußten, warum sie fotografiert wurden<sup>18</sup> und reagieren darauf auf ihre Weise. Sie posieren für das Foto in typischen Unterrichtshaltungen – die Lehrerin steht und redet, die Schüler sitzen und hören zu. Obwohl alle ganz offensichtlich so handeln, wie man es von ihnen erwartet, zerstören sie durch die Art, wie sie es tun, die intendierte Bildaussage, das gilt nicht nur für die Schüler, sondern auch für die Lehrerin. Ihre Redegeste zum Beispiel wirkt überhaupt nicht überzeugend, sie ist viel zu stark abgeknickt über dem rechten Handgelenk, weder sind die Finger weisend gestreckt, noch in deutender, erläuternder Rede arrangiert. Diese Geste vermag die Zuhörer nicht zu erreichen, sie spannt keinen kommunikativen Bogen hin zu ihnen. Der nichtssagende Eindruck wird verstärkt durch die Kraftlosigkeit der gesamten Körperhaltung – hängende Schultern, eingesunkener Brustkorb, den Kopf nach vorn gereckt. Als Repräsentantin des Staates wirkt sie daher außerordentlich schwach.

Auch die Schülerinnen und Schüler werden zum Teil der Inszenierung: Sie haben ostentativ Zuhörhaltungen eingenommen, es gibt kaum einen Schüler, der nicht mit seinen Augen an den Lippen der Lehrerin hänge, man entdeckt keine Anzeichen von Ablenkung. Sie lassen weder aus Blicken und Mienen noch aus ihren Hand- und Körperhaltungen erkennen, ob und wie sie aufnehmen, was sie hören. Mit nach vorn gezogenen Schultern, untätig abgelegten oder herumbaumelnden Händen wirken sie ebenso kraftlos wie die Lehrerin. Es gibt keine Spur von Spannung in ihrer Haltung und weder in den Gliedern noch in der Mimik Bewegungen, die sich als körperliche Anzeichen von Interesse, von Zustimmung oder Ablehnung deuten lassen. Von Seiten der Schüler gibt es überhaupt keinen Kommentar zu der Situation (außer natürlich von dem Mädchen in der ersten Reihe). Es scheint, daß genau dies ihr Kommentar ist – Sich-Fügen und Sich-Verschließen als wohlgeübter Umgang mit dererlei Zumutungen.

Zugespitzt könnte man schlußfolgern, Lehrhaltungen, in denen eigentlich nichts gelehrt wird, und Zuhörhaltungen, in denen eigentlich nicht zugehört wird, sind nur hohle Formen, Posen, in denen Konformität zur Schau gestellt wird. Bezogen auf die in der Bildunterschrift behauptete politische Identifikation heißt das, daß hier die politische Erziehung in der DDR nicht greift, daß die Lehrerin die Schüler nicht erreicht, bzw. daß diese Abwehrmechanismen ausgebildet haben, die den Zugang zu ihrer Persönlichkeit schützen –, aber sie protestieren nicht aktiv; alle Abgebildeten spielen bei der Inszenierung mit, sie tun, was man von ihnen verlangt, sie fügen sich in die arrangierte Situation.

Bemerkenswert an dieser Fotografie sind nicht nur die Übereinstimmungen der Posen der Abgebildeten, sondern auch ihre prinzipielle Übereinstimmung mit dem Gestus des Fotografen. Ebenso wie die Lehrerin und die Schüler in den ihnen zugewiesenen Rollen scheint er in der Rolle des Pressefotografen nur zu posieren, nur vorzugeben, als ob ihn das Bildthema Parteitag interessierte. Mit dem Blumenstrauß stellt er die Bildintention demonstrativ zur Schau, zugleich verhält er sich gegenüber den dadurch verursachten Konsequenzen für die Bildkomposition gleichgültig; es scheint ihn auch nicht gestört zu haben, daß die Blumen am Rande des Tisches und ohne Vase nebensächlich und lieblos abgelegt wirken. Auch der Blick des Mädchens in der ersten Reihe, der die vorgegebene Bildintention vollends zerstört, hat ihn nicht davon abgehalten, das Foto auftragsgemäß bei der Agentur abzuliefern. Merkwürdigerweise wird das Foto auch dort nicht beanstandet, sondern ordnungsgemäß mit der üblichen thematischen Bildunterschrift versehen und als vollgültiges Pressefoto archiviert.

Für dieses Phänomen gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten: Man könnte zum Beispiel annehmen, alle Beteiligten an der Fotografie, vor allem der Fotograf selbst habe subversiv an der Zerstörung der Bildaussage gearbeitet. Ende der 80er Jahre gibt es tatsächlich einige kritische Schulfotografen, die ähnliche Haltungen von Schülern zu politischen Ereignissen zeigen, sie dürfen aber nicht öffentlich ausstellen und werden auch nicht gedruckt. Gegen den Subversionsverdacht spricht der Status der Fotografie als Pressefoto, und Subversion kann man der Institution Zentralbild bis zum Ende der DDR nicht unterstellen, auch wirkt die Lehrerin nicht subversiv – nur schwach.

Die andere, wahrscheinlichere Erklärung ist, daß die Bildwirkung vermutlich allen, auch dem Fotografen, egal war; wichtig war jedem lediglich, daß er der Form nach erfüllte, was von ihm verlangt wurde: Die Lehrerin tut so, als ob sie einen Bericht abgibt, die Schüler tun so, als ob sie ihr dabei zuhören, und der Fotograf wähnt seinen Auftrag erfüllt durch die Nelken am Bildrand. Das, was dabei herauskam, reichte offensichtlich auch der Bildagentur, den Rest besorgte sie selbst durch einen eindeutigen Bildtext.

Ein wenig fühlt man sich dabei wie in dem Märchen mit des Kaisers neuen Kleidern. Hat denn keiner gesehen, was eigentlich gespielt wurde? Wie verhielten sich die Rezipienten solcher Fotografien? Die Menschen in der DDR kannten das Spiel, jeder wußte, wie solche Fotos entstanden, jeder hatte an solchen oder ähnlichen Inszenierungen teilgenommen. Da man aber die Spielregeln nicht ändern konnte, verhielten sich auch die Rezipienten gegenüber dieser Art Fotos gleichgültig – ebenso wie gegenüber der Politpropaganda an Häusern und Betrieben und der verbalen politischen Berichterstattung.

*Hypothesenbildung:* Im folgenden beschränken wir uns auf das Thema politische Erziehung in der Schule, für das das Foto auch ausgewählt wurde. Tatsächlich lassen sich aus dieser Einzelbildanalyse auch noch andere Hypothesen gewinnen, die über erziehungswissenschaftliche Fragestellungen hinausgehen, etwa zum Gestus der öffentlichen Fotografen in der Spätphase der DDR. Für die Unterrichtsforschung hingegen dürfte das mimetische Verhältnis von Lehrern/Lehrerinnen und Schülern ein theoretisch fruchtbarer Gedanke sein. Es gehört wiederum zu den Eigenheiten der Quelle Fotografie, daß man findet, was man nicht suchte, und damit unverhofft auf immer neue Forschungsfelder stößt.

Bezogen auf politische Erziehung glauben wir, daß die Fotografie eine DDR-typische Umgangsweise von Schülerinnen und Schülern mit der verlangten öffentlichen Zurschaustellung gewünschter politischer Überzeugungen präsentiert, zumindest für die Spätphase. Schülerinnen und Schüler fügen sich einerseits in die verlangte Inszenierung politischer Veranstaltungen, deren intendierte Bedeutung sie andererseits durch formale Anpassung und Gleichgültigkeit zerstören.

*Überprüfung der Analyseergebnisse und Hypothesen:* Am Schluß der Bildanalyse werden nicht nur die Hypothesen auf ihre Geltung hin geprüft, sondern die einzelnen Analyseergebnisse müssen Schritt für Schritt überprüft werden, um nicht einfach Vorannahmen zu bestätigen oder um Überinterpretationen zu vermeiden. Z.B. die Annahme, man könne von der fehlenden körperlichen und mimischen Spannung auf einen Mangel an Interesse bei den Schülern schließen, setzte eine umfangreiche theoretische und empirische Untersuchung an Fotografien und anderen Bildmaterialien in Gang, in deren Ergebnis die Annahme erhärtet werden konnte. Diese Untersuchung mußte im Prozeß dieser Bildanalyse geleistet werden, da sich darauf die Bildinterpretation stützt; zu den Lehrgesten konnten wir hingegen auf entsprechende Vorarbeiten des Projekts zurückgreifen (vgl. Mietzner/Pilarczyk 1999c).

Außer dem permanenten Austausch der beiden Autorinnen während der Analyse wurden die einzelnen Ergebnisse darüber hinaus mit Studentinnen und Studenten und Lehrkräften aus Ost und West diskutiert. Interessant war, daß ehemalige DDR-Bürger sofort wußten, worum es auf dem Foto geht, während sie ihre Eindrücke verbal nur ungenau schildern konnten.<sup>19</sup> Nach Abschluß der Analyse konnten wir mit zwei Schülern sprechen, die bei dieser Lehrerin Unterricht hatten, um unser Kontextwissen zu vervollständigen und um unsere Einschätzung der Lehrhaltung zu prüfen.<sup>20</sup> Die Schüler beschrieben die Lehrerin als schwache Persönlichkeit, als „rote Socke“, die von den meisten Schülerinnen und Schülern wenig gemocht wurde, auch wegen mangelnder pädagogischer und fachlicher Qualitäten.

Die Hypothese von den typischen Umgangsweisen in der DDR-Schule als eines der Ergebnisse der vorgestellten ikonografischen Einzelbildanalyse, bedarf allerdings einer Geltungsprüfung durch Vergleiche mit entsprechend qualifizierten Serien von DDR-Fotografien. Wenn man so will, ist diese Geltungsprüfung zugleich eine Analyse einer größeren Bildmenge, durch die die durch die Einzelbildanalyse aufgedeckten Forschungsfragen weiterbearbeitet werden. Je mehr Fotografien – wir verwenden dafür oft Hunderte – für die Geltungsprüfung herangezogen werden können, um so sicherer werden die Angaben zur Allgemeingültigkeit der Hypothesen.

Aus diesem Korpus an Fotografien werden die Prüfserien gebildet. Für die Geltungssicherung werden vergleichende Verfahren verwandt, synchrone und diachrone sowie die Gegenüberstellung verschiedener Verwendungsweisen und Autorenschaften, die Kontrastierung. Ob die Umgangsweise der Schülerinnen und Schüler auf dem Foto typisch war, ist mit weiteren Pressefotos allein nicht zu belegen. Wenn es sich dabei um eine generelle, alltäglich geübte Haltung von Jugendlichen in der DDR handelte, dann müßte man sie auch auf halböffentlichen und privaten Fotografien finden.

Synchrone und kontrastierende Vergleiche mit öffentlichen und halböffentlichen Fotografien brachten folgenden Befund: Auf allen Fotografien aus der Schule, die politische Inhalte zeigen, dominiert das Sich-Fügen in die durch die fotografische Inszenierung vermittelten institutionellen und politischen Zwänge – auf keiner der Fotografien wurde politische Identifikation zum Ausdruck gebracht. Sich-Fügen war in der Bandbreite körperlichen Ausdrucks von Ablehnung, über gleichgültige Hinnahme bis zur Ironisierung möglich.

Zugleich zeigte der Vergleich auch, daß es in der DDR der 80er Jahre noch Orte gab, an denen wir politische Identifikationen mit politischen Zielen der DDR, vor allem mit Antifaschismus und proletarischem Internationalismus, beobachten können, beispielsweise bei FDJ-Aufnahmen in KZ-Gedenkstätten oder auf Fotografien von den sogenannten Solidaritätsaktionen. Die Schule selbst bietet diese Gelegenheiten nicht mehr, vielleicht auch deshalb, weil politische Identifikation und schulische Funktionen sich auf Dauer nicht vereinbaren ließen.

Über die Geltungsprüfung hinaus könnten sich danach synchrone Vergleiche bzw. Kontrastierungen vornehmen lassen, zum Beispiel zur politischen Erziehung in Ungarn oder zum politischen Unterricht in der Bundesrepublik. Leitende Fragestellungen könnten sein: Wie stellen Pressefotografien unterschiedlicher Couleur politische Erziehung in der Bundesrepublik dar, worin unterscheiden sich die Medien? Mit welchen Motiven soll welcher Inhalt vermittelt werden? Kann auch im Westen ein ähnliches Desinteresse beobachtet werden? Ist dies vielleicht überhaupt für Erziehungsbemühungen der achtziger Jahre typisch?

## 5.2 Kindheits- und Jugendgeschichte

Der andere Bereich möglicher Fotountersuchungen betrifft die Kinder- und Jugendforschung. Es bieten darin sich eine Fülle an Themen an, die man mit der Fotografie unter neuen Fragestellungen erforschen kann. Vor allem aus drei Gründen erscheint dieser Bereich als geeignetes Feld für den Einsatz der Quelle Fotografie: 1. bestimmen Bilder das Leben von Kindern und Jugendlichen in hohem Ausmaß. Allein das Jugendbild, das die Werbungsbranche suggeriert und von den Jugendlichen über Inszenierungen und Selbststilisierungen weitertransportiert wird, ist eine Analyse wert, 2. bietet die Fotoanalyse die hervorragende Möglichkeit vergleichender, interkultureller Forschung. Fotografie ist als visuelles Medium universal einsetzbar, zugleich zeigen sich auch kulturelle Differenzen. 3. Kann man über Fotografien, die Kinder oder Jugendliche selbst gemacht haben, spezifische Sichtweisen rekonstruieren – das Foto entstand im Moment des Erlebens und nicht wie ein Fragebogen oder ein Interview ex post.

Für das gesamte Gebiet der Kinder- und Jugendfotografie unterscheiden wir drei Typen von fotografischen Bildern: 1. Fremdbilder, das sind Fotografien, die Erwachsene von Kindern und jungen Leuten aufgenommen haben, in diesen Bereich gehört auch die Presse- und die Werbefotografie, 2. Selbstbilder, darunter zählen wir jene Fotografien, die Kinder oder Jugendliche von sich, ihren Freunden, ihrer Familie und überhaupt der Welt, in der sie leben, machen. 3.

Fotografien, die in teilnehmender Beobachtung entstehen, das könnten z.B. Forscherfotos sein oder Fotos von Künstlern (vgl. dazu Grosvenor u.a. 1999). Die Themenbereiche der Fotografien lassen sich zunächst quantitativ bestimmen, unter Umständen stößt man bei einer solchen Analyse auf wichtige Themen, die dann eingehend erforscht werden können. Im Sinne einer „grounded theory“ sollte man nicht ausschließlich mit vorgefertigten Forschungsfragen an einen Bestand herantreten, sondern auch Themen aufnehmen, die sich aus einem Bestand heraus stellen. Die andere Möglichkeit, Hypothesen für eine Untersuchung zu gewinnen, ist natürlich die Einzelbildanalyse. Ein weiterer Bereich der Kinder- und Jugendfotografie, dessen Zahl alle anderen Bilder übersteigt, ist die Familienfotografie (vgl. Mietzner 2000). Hier lassen sich vor allem Fragen der Generationsbeziehungen und Familiengeschichte behandeln. Die Jugendfotografie läßt sich auch nutzen, um intrakulturelle und interkulturelle Einsichten zu gewinnen. Ein Feld, das die Volkskunde und die Ethnographie seit langem nutzt und das mit der Zunahme ethnographischer Methoden in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften an Bedeutung gewinnt.

## 6. Möglichkeiten und Grenzen der Methode

Fotografien sind keine einfachen Abbilder der Welt, sie sind nicht Repräsentationen objektiver Fakten, sondern vielfach gebrochener individueller wie kollektiver Perspektiven. Daher können fotografische Bilder nicht für sich genommen als Beweis für sozialhistorische Entwicklungen benutzt werden. Aber die Perspektiven der Fotografinnen und Fotografen stellen eine Reflex auf diese Entwicklung dar. Zum Beispiel die Fragmentierung unseres Lebens und die Flüchtigkeit unserer Einsichten, die wir der Modernisierung der Gesellschaft in ihrer postmodernen Phase zuschreiben, werden in Fotografien metaphorisch umgesetzt, und die Fotografie selbst ist das erste Medium der modernen Massenkultur.

Fotografie hat das Zusammenrücken der Welt gefördert. Es werden weltweit dieselben Bilder als Informationsvermittler verwendet, wenn das auch nicht bedeutet, daß die Rezeption überall die gleiche ist. Auf jeden Fall prägen sie das Weltbild ihrer Rezipienten, sie dienen sowohl der Information als auch der Manipulation. Eine kritische Schule des Sehens, die schon seit Alfred Lichtwark, Johannes Itten, Laszlo Moholy-Nagy oder Paul Klee gefordert wird, erscheint notwendiger denn je.

Sicherlich gibt es gerade für sozialhistorische Untersuchungen auch die Risiken eines Kulturrelativismus: Die Vieldeutigkeit der Bilder verleitet dazu, sich mit der Uneindeutigkeit des zu Sehenden zufrieden zu geben und so Aufklärung aufzugeben. Die flüchtigen Bilder können dann als Metaphern für die Flüchtigkeit der Einsichten gesehen werden.

Je mehr man über Fotografie weiß, je mehr Fotografien aus verschiedenen Zeiten und Regionen man kennt, je genauer man sie interpretieren kann, desto vielfältiger sind die Möglichkeiten der Anwendung:

1. Fotografie als Dokument: Der Bildinhalt als Archiv von tatsächlich Vorhandenem. Wie kein anderes Medium bewahren Fotografien das Bild früherer Zeiten.
2. Fotografien als Quelle für Lebenswelt- und Wirkungsforschung: Die auf Fotos sichtbaren materiellen, körperlichen und ästhetischen Ausdrucksformen sind als Reaktionen auf historische und lebensweltliche Phänomene zu deuten. An diesen Ausdrucksformen lassen sich Veränderungen von kurzer und langer Dauer beschreiben. Die verschiedenen Habitus von Einzelpersonen, Berufsgruppen, von Institutionen, Jugend und Gesellschaft zeigen sich im historischen Wandel und in der komplexen Überlagerung von Kontinuität und Veränderung, von Intention und Wirkung, von Formierung und Eigenlogik.
3. Fotografien als Medium visueller Kommunikation: Nicht nur, was Fotografierten abbilden, kann Information für erziehungswissenschaftliche Untersuchungen liefern, auch wie und welcher Typ Fotografien bevorzugt verwendet wird, um bestimmte pädagogisch relevante Sachverhalte abzubilden oder zu illustrieren, kann mit Ertrag untersucht werden.
4. Fotografien als Zeugnisse eines Bildungsprozesses: Das Fotografieren von Kindern und Jugendlichen durch sie selbst kann als Bildungsakt verstanden werden. Diese Fotos können dann als Quelle für den Selbstbildungsprozeß handelnder Subjekte interpretiert werden.
5. Fotografien als Quelle für intrakulturelle und interkulturelle Vergleiche: Bildquellen sind zwar an Kulturen gebunden, aber sie weisen doch übergreifende Stile auf, die über eine Einzelkultur hinausgehen. Deshalb sind Fotografien als Quelle beispielsweise für interkulturelle Kindheits- und Jugendforschung hervorragend geeignet.
6. Fotografien als Medium interkultureller Projekte: Z.B. könnten vorhandene und eigens angefertigte Fotografien zur Förderung der komplizierten interkulturellen Kommunikation im werdenden Europa dienen, beispielsweise von Studentinnen und Studenten oder Lehrerinnen und Lehrer.

### Abbildungsnachweis

Bundesarchiv Koblenz: „ADN-ZB/Senft/22.4.86/pe/Berlin: Berlin: Parteitag/delegierte/ „Mit einem Blumenstrauß empfangen die Schüler der Klasse 9II ihre Fachlehrerin für Geschichte und Kunsterziehung, Susanne K. Die Pädagogin, Parteisekretärin an der Spezialschule für Mathematik „Heinrich Hertz“ in der Frankfurter Allee (Stadtbezirk Friedrichshain), berichtete den Jugendlichen in der Geschichtsstunde vom XI. Parteitag der SED, an dem sie als Delegierte teilnahm.“

### Anmerkungen

- 1 Vgl. zur Herkunft dieses Mottos Gombrich 1992, S. 28
- 2 So schon Fuhs 1997, S. 265; vgl. u.a. Burgin 1982; 1996; Burnett 1995.
- 3 Jonathan Crary führt aus, diese systematischen Veränderungen seien 1820 in vollem Gange gewesen, auch er vermutet, daß das der Renaissance verhaftete perspektivische Sehmodell schon zu dieser Zeit im Wandel begriffen war (1996, englische Fassung 1990, S. 14, 16).
- 4 Mitchell 1997, S. 16ff. „Was immer der pictorial turn also ist, so sollte es doch klar sein, daß er keine Rückkehr zu naiven Mimesis-, Abbild- oder Korrespondenztheorien

- von Repräsentation oder eine erneuerte Metaphysik von piktorialer »Präsenz« darstellt: Er ist eher eine postlinguistische, postsemiotische Wiederentdeckung des Bildes als komplexes Wechselspiel von Visualität, Apparat, Institutionen, Diskurs, Körpern und Figurativität.“ (S. 18f.)
- 5 Was wir hier nicht behandeln, sind die Leistungen der Fotografie im Bereich der Ethnologie, die sich früh der Fotografie (und dem Film) zuwandte. (Vgl. Collier/Collier 1986; Banks/Morphy 1997; Anthropology & Photography 1992).
  - 6 Vgl. darüber hinaus auch Parmentier 1989; Schmitt u.a. 1997; Herrlitz/Rittelmeyer 1993.
  - 7 Prosser/Schratz 1998; Schratz/Steiner-Löffler 1998; Grosvenor/Lawn/Rousmaniere 1999; vgl. semiotisch-sozialwissenschaftliche Untersuchungen z.B. zur Gestik Müller 1998.
  - 8 Die DFG hat den Autorinnen sechs Jahre lang in einem Forschungsprojekt im Rahmen der erziehungswissenschaftlichen Transformationsforschung Deutschlands ermöglicht, Fotografie als Quelle in seinen Einzelproblemen zu erforschen und die Quelle kritischer qualitativer Forschung überhaupt erst zu öffnen. Das Projekt „Umgang mit Indoktrination: Erziehungsintentionen, -formen und -wirkungen in deutschen „Erziehungsstaaten“ wurde von Heinz-Elmar Tenorth und Konrad Wünsche initiiert und geleitet. Wir danken allen Beteiligten für ihre Anregungen und Unterstützung.
  - 9 Hierzu schon Hannig 1989. Quellenkritische Analysen zur zeithistorischen Fotografie vgl. insbes. Barnouw 1996; Brink 1998.
  - 10 Diese Diskussion ist an vielen Stellen geführt worden; vgl. aus kunsthistorischer Sicht zum Problem der Wirklichkeitstreue Gombrich 1984, S. 240-273; aus fototheoretischer Sicht z.B. Sekula 1982; Sontag 1984, S. 5ff.; aus historischer Sicht Hannig 1989, S. 10-32.
  - 11 Dabei ist zu beachten, daß automatische Kameras zunehmend Gestaltungen ermöglichen, die früher nur dem professionellen Fotografen gelangen. Für die Einschätzung der handwerklichen Fertigkeiten eines Fotografen ist also immer der historische Stand der Fototechnik mitzubedenken.
  - 12 Zur Nutzung von Gemälden und Zeichnungen verweisen wir auf Mollenhauer 1997; Wünsche 1991.
  - 13 Solche Arbeiten gibt es aber in der englischsprachigen Literatur z.B. Hirsch 1999; Isherwood 1998.
  - 14 Eine erste Diskussion hat stattgefunden: vgl. Fuhs 1997, S. 265-285; Lehberger 1997, S. 125-148; Schonig 1997, S. 311-331.  
Die theoretische Diskussion in der Visual Anthropology, Ethnologie und Geschichtswissenschaft ist weiter fortgeschritten, hat aber bisher noch nicht zu ausgearbeiteten Methoden geführt.
  - 15 Für unsere Untersuchungen arbeiten wir mit einem Korpus von 8000 Fotografien, ein Drittel davon ist in einer Bilddatenbank (Cumulus) erfaßt und verschlagwortet. Für die Klassifizierung der Fotografien verwenden wir 125 Schlagworte.
  - 16 Vgl. z.B. Mietzner/Pilarczyk 1997, 1998, 1999 c, d; Grosvenor/Lawn/Rousmaniere 1999.
  - 17 Die Bildagentur Zentralbild war dem ADN (Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst der DDR) angegliedert. Seit seiner Gründung 1946 unterstand der ADN der parteiinternen Kontrolle, 1953 wurde der ADN verstaatlicht. Zentralbild war danach die einzige Bildagentur der DDR. Vgl. Minholz/Stirnberg 1995, S. 104-106.
  - 18 Das Fotografieren durch Pressefotografen in der Schule war in der DDR eine hochoffizielle Angelegenheit, die zumeist nicht nur vom Direktor, sondern auch vom Schulrat genehmigt werden mußte.
  - 19 Bei einem Vortrag an der Lorand-Eötvös-Universität in Budapest, bei dem auch dieses Foto vorgestellt wurde, sagte einer der anwesenden Studenten sofort – das sei Sozialismus, er fühle es. Auf Nachfrage präziserte er, er wüßte genau, wie die Schüler sich gefühlt haben müssen.

- 20 Kontaktaufnahmen mit abgebildeten Personen, den Fotografen oder Angehörigen sind für die Überprüfung von Analyseergebnissen sehr geeignet, doch sollte man sich um solche Informationen immer erst nach Fertigstellung der Analyse bemühen.

## Literatur

- Aigner, C.: Walter Ebenhofer. Im Lichte des Zufalls – Geschwindigkeit als ästhetische Konstruktion. In: EIKON (1999), H. 29, S. 70-73
- Anthropology & Photography. 1860-1920. Edited by E. Edwards. New Haven/London 1992
- Banks, M./Morphy, H. (Ed.): Rethinking Visual Anthropology. New Haven/London 1997
- Barnouw, D.: Germany 1945. Views of War and Violence. Bloomington/Indianapolis 1996
- Barthes, R.: Rhetorik des Bildes (1964). In: Kemp 1983, S. 138-149
- Brink, C.: „Ikonen der Vernichtung“. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945. Berlin 1998
- Burgin, V.: Thinking Photography. Houdsmill u.a. 1982
- Burgin, V.: In/Different Spaces. Place and Memory in Visual Culture. Berkeley/Los Angeles 1996
- Burke, C.: Hands on History. Paper given on the History of Education Network Seminar. European Conference on Educational Research. September. Lahti, Finland 1999 (unpublished manuscript)
- Collier, J., Jr./Collier, M.: Visual Anthropology. Photography as a Research Method. Albuquerque 1986 (zuerst 1967)
- Crary, J.: Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert. Dresden/Basel 1996 (zuerst engl. 1990)
- Eberlein, J.K.: Inhalt und Gestalt: die ikonographisch-ikonologische Methode. In: Belting u.a. (Hrsg.): Kunstgeschichte. Eine Einführung. Berlin 1985, S. 169-190
- Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997
- Frizot, M. (Hrsg.): Neue Geschichte der Fotografie. Köln 1998 (zuerst Paris 1994)
- Frizot, M.: 1839-1840. Fotografische Entdeckungen. In: Frizot 1998, S. 22-31
- Frizot, M.: Die Lichtmaschinen. An der Schwelle der Erfindung. In: Frizot 1998, S. 14-21
- Fuhs, B.: Fotografie und qualitative Forschung. Zur Verwendung fotografischer Quellen in den Erziehungswissenschaften. In: Friebertshäuser/Prenzel 1997, S. 265-285
- Gombrich, E. H.: Aby Warburg. Eine intellektuelle Biografie. Hamburg 1992
- Gombrich, E. H.: Bild und Auge. Neue Studien zur Psychologie der bildlichen Darstellung. Stuttgart 1984 (zuerst auf engl. 1982)
- Grosvenor, I./Lawn, M./Rousmaniere, K.: Silences and Images: the Social History of the Classroom. New York 1999
- Hannig, J.: Bilder, die Geschichte machen. Anmerkungen zum Umgang mit „Dokumentarfotos“ in Geschichtslehrbüchern. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (GWU) 40 (1989), S. 10–32
- Hannig, J.: Fotografien als historische Quelle. In: Tenfelde 1994, S. 269-288
- Hartewig, K.: Der sentimentalische Blick. Familienfotografien im 19. und 20. Jahrhundert. In: Tenfelde 1994, S. 215-240
- Herrlitz, H.-G./Rittelmeyer, Ch. (Hrsg.): Exakte Phantasie. Pädagogische Erkundungen bildender Wirkungen in Kunst und Kultur. Weinheim/München 1993
- Hick, U.: Geschichte der optischen Medien. München 1999
- Hirsch, M. (Ed.): The Familial Gaze. Hanover/London 1999
- Im Reich der Phantome. Fotografie des Unsichtbaren. Ausstellungskatalog. Ostfildern 1997
- Isherwood, S.: The Family Album. London 1988
- Kemp, W.: Theorie der Fotografie. 3 Bde. München 1979-83
- Kracauer, S.: Geschichte – Vor den letzten Dingen. Frankfurt a.M. 1973

- Lehberger, R.: Das Fotoarchiv des Hamburger Schulmuseums zur Dokumentation der Reformpädagogik in Hamburg der Weimarer Republik. In: Schmitt u.a. 1997, S. 125-148
- Minholz, M./Stirnberg, U.: Der Allgemeine Deutsche Nachrichtendienst (ADN). München u.a. 1995
- Mietzner, U.: Kaleidoskop der Erinnerungen. Kindheit in Fotografien. In: Behnken, I./Zinnecker, J.: Handbuch der Biographie von Kindheit. (im Druck) 2000
- Mietzner, U./Pilarczyk, U.: Umgang mit Indoktrination: Erziehungsintentionen, -formen und -wirkungen in deutschen „Erziehungsstaaten“. In: Benner, D./Merkens, H./Schmidt, F. (Hrsg.): Bildung und Schule im Transformationsprozeß von SBZ, DDR und neuen Ländern. Berlin 1996, S. 11-32
- Mietzner, U./Pilarczyk, U.: Fahnenappell – Entwicklungen und Wirkungen eines Ordnungsrituals. Fotografie als Quelle in der bildungshistorischen Forschung. In: Fotogeschichte 17 (1997), H. 66, S. 57-63
- Mietzner, U./Pilarczyk, U. (a): Kinderblicke - fotografisch. In: Liebau, E./Unterdörfer, M./Winzen, M. (Hrsg.): Vergeiß den Ball und spiel' weiter. Das Bild des Kindes in zeitgenössischer Kunst und Wissenschaft. Köln 1999, S. 74-82
- Mietzner, U./Pilarczyk, U. (b): Der gebannte Moment. Jugendliche als Fotografen. In: Bilstein, J./Miller-Kipp, G./Wulf, Ch. (Hrsg.): Transformationen der Zeit. Erziehungswissenschaftliche Studien zur Chronotopologie. Weinheim 1999, S. 276-309
- Mietzner, U./Pilarczyk, U. (c): Gesten und Habitus im pädagogischen Gebrauch. Ein historischer Vergleich der Entwicklung von Gesten und Körperhabitus im Unterricht der DDR und der Bundesrepublik Deutschland seit 1945. In: Sonderheft ISCHE XX der Paedagogica Historica (im Druck) 1999
- Mietzner, U./Pilarczyk, U. (d): Fotografien als Quelle in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Schule und politische Erziehung in der DDR. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, DFG-Rundgespräch „Qualität qualitativer Forschung in der Erziehungswissenschaft“, 22. bis 24. März 1999
- Mitchell, W.J.T.: Der Pictorial Turn. In: Kravagna, Ch. (Hrsg.): Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur. Berlin 1997, S. 15-40
- Mollenhauer, K.: Methoden erziehungswissenschaftlicher Bildinterpretation. In: Friebertshäuser/Prenzel 1997, S. 247-264
- Mollenhauer, K.: Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung. Weinheim/München 1983
- Müller, C.: Redebegleitende Gesten. Kulturgeschichte – Theorie – Sprachvergleich. Berlin 1998
- Panofsky, E.: Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Ders.: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln 1978, S. 36-67
- Parmentier, M.: Jenseits von Idylle und Allegorie – die Konstruktion des ästhetischen Subjekts in Bruegels „Kinderspielen“. In: Pädagogische Korrespondenz (1989), H. 5, S. 75-88
- Prosser, J. (Hrsg.): Image-based Research. A Sourcebook for Qualitative Researchers. London 1998
- Schiffler, H./Winkeler, R.: Bilderwelten der Erziehung. Die Schule im Bild des 19. Jahrhunderts. Weinheim/München 1991
- Schmitt, H./Link, J.-W./Tosch, F. (Hrsg.): Bilder als Quellen der Erziehungsgeschichte. Bad Heilbrunn/Obb 1997
- Schonig, B.: Mädchen und Junge, Lehrerinnen und Lehrer auf Schulfotografien 1928-1961 – Ein Versuch zur Evokation pädagogischen Erinnerungsvermögens als Einstieg in eine historische Bildkunde. In: Schmitt u.a. 1997, S. 311-331
- Schratz, M./Steiner-Löffler, U.: Pupils Using Photographs in School Self-Evaluation. In: Prosser 1998, S. 235-251
- Sekula, A.: On the Invention of Photographic Meaning. In: Burgin 1982, S. 84-109
- Was ist moderne Fotografie? Ein Symposium. (1950) In: Kemp Bd. III. 1983, S. 68-73

- Sontag, S.: On Photography. Harmondsworth u.a 1984 (zuerst 1977)
- Starl, T.: Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich 1880 bis 1980. München/Berlin 1995
- Talkenberger, H.: Historische Erkenntnis durch Bilder? Zur Methode und Praxis der Historischen Bildkunde. In: Schmitt u.a. 1997, S. 11-26
- Tenfelde, K. (Hrsg.): Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter. München 1994
- Tenorth, H.-E.: Das Unsichtbare zeigen – Das Sichtbare verstehen. Fotografien als Quelle zur Analyse von Erziehungsverhältnissen. In: Fotogeschichte 17 (1997), H. 66, S. 51-56
- Waibl, G.: Geschichte der Fotografie I-III. In: Fotogeschichte (1986/1987), H. 21-23
- Wünsche, K.: Das Foto: Notar und Geständnis. In: Hellekamps, S. (Hrsg.): Ästhetik und Bildung. Das Selbst im Medium von Musik, Bildender Kunst, Literatur und Fotografie. Weinheim 1998, S. 145-156
- Wünsche, K.: Das Wissen im Bild. Zur Ikonographie des Pädagogischen. In: 27. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik (1991), S. 273-290

*Dr. Ulrike Mietzner, Institut für Allgemeine Pädagogik der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, priv. Nordhauser Straße 31, 10589 Berlin.*

*Dr. Ulrike Pilarczyk, Institut für Allgemeine Pädagogik der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, priv. Bötzowstraße 9, 10407 Berlin*

# Rezensionen

Arnold Otten

## „Bescheidene“ und „stolze“ Professionen?

Sammelrezension zu:

*Gerhard Riemann: Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung – Interaktionsprozesse in einem Handlungsfeld der Sozialen Arbeit. Weinheim/München: Juventa 2000. 220 S. Preis: 48,00 DM*

*Marianne Pieper: Zwischen Risikoszenarien und ‚guter Hoffnung‘ – Werdende Elternschaft im Zeichen invasiver Pränataldiagnostik. Bielefeld: Kleine Verlag 2000.*

*Ulrike Nagel: Engagierte Rollendistanz. Professionalität in biographischer Perspektive. Opladen: Leske + Budrich 1997. 247 S. Preis: 48,00 DM*

Soziologie hat sich schon immer mit dem Gegenstand Arbeit und Beruf befaßt. Insbesondere die Berufsgruppen, die in spezifischer Verantwortung stehen und ein hochspezialisiertes Wissen herausbilden, befinden sich im Blickfeld wissenschaftlicher Aufmerksamkeit und sind in vielfältiger Weise Gegenstand von Forschung und theoretischen Diskussionen. Seit den 70er Jahren hat sich verstärkt eine Theorielandchaft zur Beruflichkeit herausgebildet, deren Beiträge zur Debatte um die Professionalisierung die gesteigerte Bedeutung von Professionen in gesellschaftlicher wie individueller Hinsicht widerspiegeln. Dabei darf nicht übersehen werden, daß in diesem Diskurs durchaus verschiedene Vorstellungen dahingehend bestehen, wodurch sich professionelles Handeln auszeichnet. In diesen diffizilen und mühsamen Definitionsprozessen, was eine Profession ist – und welcher Beruflichkeit dieser Status zugesprochen wird und welcher eben nicht –, geht eine vielschichtige Gemengelage an Interessen ein.

Nun liegen drei soziologische Studien vor, die neue Aspekte in den Professionsdiskurs einbringen und dabei richtungsweisend sein könnten. Dieses nicht nur, weil in ihnen die AutorInnen gerade auch die problematischen Seiten professioneller Tätigkeit in den Blick nehmen, sondern

auch, weil sie, und das ist bei soziologischen Studien professionellen Handelns leider immer noch die Ausnahme, so angelegt sind, daß Praktiker – seien es nun die Professionellen selbst (hier: Sozialarbeiter/Sozialpädagogen und Mediziner) wie auch die Organisatoren der Berufswelt (so u.a. die an der Lehre/Ausbildung Beteiligten oder die Repräsentanten der Berufsorganisationen) – diese Forschungsstudien als Beitrag zur Reflexion der jeweiligen Professionskultur nutzen können. Ein methodologischer und wissenschaftstheoretischer Zugewinn liegt für die Sozialwissenschaften in den verschiedenen Weisen des empirischen Vorgehens sowie den Auswertungsverfahren dieser Studien.

In den Forschungsprojekten befassen sich alle drei AutorInnen mit dem Zusammenhang von Biographie und Beruflichkeit. Die Aufmerksamkeit gilt dabei sowohl dem Entwicklungsprozeß und gegenwärtigen Entwicklungsstand der jeweiligen Professionen sowie den einhergehenden Problemhorizonten der ins Forschungsvisier genommenen Beruflichkeit. Zwei der Studien haben dabei auch die Auswirkungen professionellen Handelns auf die Betroffenen zentral ins Gegenstandsfeld ihres Forschungsinteresses gesetzt. Eine der Studien konzentriert sich auf die biographische

Relevanz des Berufsnoviziats als Statuspassage.

So ist das Gegenstandsfeld der Untersuchung bei Gerhard Riemann und Ulrike Nagel das der Sozialarbeit – also eine Profession, die man im Duktus von Everett C. Hughes und Fritz Schütze als eine ‚*bescheidene*‘ fassen kann –, während es bei Marianne Pieper um das ärztliche Handeln im Kontext der pränatalen Diagnostik geht – also um eine Profession, die in den entsprechenden Diskursen stets als Beispiel und Vorbild für andere Berufe angeführt wird und als eine der ‚*stolzen*‘ Professionen bezeichnet werden kann.

**Gerhard Riemanns** Untersuchungsgegenstand ist das *Praxisfeld der sozialpädagogischen Familienberatungsstellen*. In einer arbeits-, biographie- und interaktionsanalytischen Studie setzt sich der Autor aus unterschiedlichen Perspektiven mit den Arbeitsbeziehungen zwischen den KlientInnen – die meist zu den sogenannten ‚Multiproblemklienten‘ zählen – und den Professionellen – zumeist Sozialarbeiter und SozialpädagogInnen, aber auch PsychologInnen – in einer konkreten Beratungseinrichtung auseinander. Neben den produktiven wie auch problematischen Wirkungsweisen einer professionell gestalteten Beziehungsgeschichte sowie Kernproblemen dieses Arbeitsfeldtypus stehen insbesondere Erkenntnis- und Orientierungsmechanismen des beruflichen Handelns im Fokus dieses Forschungsprojektes.

Riemann führt im Einleitungskapitel aus, daß und warum das Praxisfeld der sozialpädagogischen Familienberatungsstellen für die Frage der Professionalisierbarkeit der Sozialarbeit in besonderer Weise von Bedeutung ist [Kap. 1]. So hat dieser sozialarbeiterische Praxisbereich z.B. in den USA prominente Vorläufer in Form der ‚child guidance clinics‘, die in den frühen Bemühungen der amerikanischen Sozialarbeit um ihre gesellschaftliche Anerkennung als Profession für längere Zeit eine Vorreiterrolle eingenommen haben. Zudem gilt die Arbeit in einer solchen Einrichtung bei SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen – begründet faßt der Autor

begrifflich beide Berufsgruppen unter der Bezeichnung Sozialarbeit zusammen – als attraktiv, da sie selbstbestimmtes, anspruchsvolles und teilweise therapeutisches berufliches Handeln zuläßt.

Riemann unterstreicht weiterhin die gesellschaftliche und professionstheoretische Relevanz des Untersuchungsfeldes, da nämlich in einer Familienberatungsstelle als eines der zentralen Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit häufig differente Problemlagen in einer Unbestimmtheit und Vielfältigkeit auftreten, so daß in den professionstheoretischen Diskursen dieses Handlungsfeld mit der prekären Etikettierung einer ‚diffusen Allzuständigkeit‘ klassifiziert wird. In diesem Praxisfeld der Sozialen Arbeit treten in besonderer Weise die Krisenpotentiale der modernen Gesellschaft auf (Überschuldungen; anomische Sozialstrukturen; Überforderung in der Be- und Erziehungsgestaltungen), wobei Sozialarbeit derjenige Beruf ist, der diese Krisen bearbeitet – und SozialarbeiterInnen Angehörige eines Berufsstandes sind, der selbst im Vergleich zu anderen akademischen Standardberufen in besonderer Weise den Krisentendenzen dieser Gesellschaft ausgesetzt ist.

Riemann verzichtet im weiteren darauf, die Entwicklung der bis heute lebhaft geführten Diskussion zum Status der Sozialarbeit im Kanon der Professionen ausführlicher nachzuzeichnen, sondern gibt in der Spannweite von Defizit- und Differenzthesen einen Überblick zur sozialwissenschaftlichen professionstheoretischen Diskurslage. Dem Autor ist nämlich daran gelegen, mit Blick auf die Chicagoer Soziologie und den Symbolischen Interaktionismus prononciert professions- und arbeitssoziologische Traditionslinien aufzuzeigen, denen er sich bezüglich professionsanalytischen Forschungstraditionen und Forschungshaltung verpflichtet fühlt. Hierbei unterstreicht er, daß sich mit Everett C. Hughes – der seine Theorie der Profession bereits 1928 in einer Dissertation über die Berufsvereinigung von Maklern in Chicago grundgelegt hat – die Fragerichtung, ob Sozialarbeit eine Profession sei – was der amerikanische Hochschulreformer Abraham Flexner

1915 in einer Rede vor der alljährlich stattfindenden Versammlung der amerikanischen SozialarbeiterInnen tendenziell verneint hatte – zugunsten eines bejahenden Verständnisses gewendet hat.

Wissenschaftstheoretisch sowie forschungslogisch erfolgt bei Riemann eine Verortung in der Grounded Theory (Glaser/Strauss), wobei er Bezug nimmt auf die Arbeitsbogentheorie von Anselm Strauss und dessen Analysen der sozialen Organisation von Arbeit sowie auf die Forschungsbeiträge von Bucher, Abbott, Freidson, Becker und Glaser. Riemann bezieht sich im weiteren insbesondere auf grundlagentheoretische Aufsätze zur Paradoxiethematik von Fritz Schütze, der – ebenfalls in der Tradition der Chicago-School und ihrer Nachfolger – zu einer Begriffsexplikation von Profession gelangt, in der eben nicht nur die berufsethisch-normativen und expertenhaft-rationalen Aspekte professioneller Sinnwelten, sondern gerade auch die problematischen Aspekte der professionalistischen Interessenvertretung und des professionellen Handelns aufgenommen sind.

Um aus der Perspektive der BeraterInnen die teilweise ausgesprochen langfristigen Beziehungsgeschichten von ihnen und ihren Klienten und der in diesem Rahmen geleisteten Arbeit herauszuarbeiten [Kap. 2], nutzt Riemann das in der Sozialforschung noch wenig praktizierte und methodologisch bis dahin kaum ausbuchstabierte Erhebungs- und Rekonstruktionsverfahren des *interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews*. Er präsentiert die Analyse einer Einzelfallstudie zur mehrjährigen Arbeit einer Sozialarbeiterin mit einer älteren Klientin, wobei er dieses Datenmaterial trianguliert und bereits hier Kernprobleme der professionellen Arbeit dieses Arbeitsfeldtypus sowie Formen ihrer Bewältigung aufzeigt [Kap. 3]. Somit kann Riemann ganz verschiedene Varianten gemeinsam geteilter Geschichten zwischen BeratungspraktikerInnen und KlientInnen bzw. Familien aufzeigen und z.B. das gemeinsame Älterwerden in einem professionell gestalteten Beziehungsgeschehen genauer betrachten – eine Thematik, der bis

heute in der professionssoziologischen Literatur kaum Beachtung geschenkt worden ist.

In diesem Analyseschritt arbeitet Riemann ferner die gerade wohl auch für Praktiker der Sozialarbeit interessanten Phänomene heraus, wie eine BeraterIn zur signifikant Anderen (Mead) werden kann, wie Raum zum Nachdenken über die Realisierung biographischer Entwürfe der Klientin eröffnet wird und wie unterschiedliche biographische Handlungsschemata angeregt werden können; aber auch, wie sich kontinuierliche Gespräche mit einer Beraterin in Formen des Selbstgesprächs der Betroffenen transformieren können oder wie Professionelle unwissentlich dazu beitragen, daß sich der Wirkungsbereich des Leidensprozesses ihrer KlientIn erweitert.

Um die Auswirkungen des institutionellen Beratungsmilieus und der professionell gestalteten Interaktionsgeschichte auf die Identitätsentwicklung der ratsuchenden Person und deren Entwicklung eines Handlungsschemas der Kontrolle einer Verlaufskurve (Strauss/Schütze/Kallmeyer) – die sich durch fremdbestimmte, übermächtige biographische Leidensprozesse auszeichnet – sowie der Freisetzung von Wandlungsprozessen herausarbeiten zu können [Kap. 4], nutzt der Autor insbesondere das in der qualitativen Sozialforschung erprobte, ausgebaute und mittlerweile ausgewiesene Erhebungs- und Analyseverfahren des *autobiographisch-narrativen Interviews* (Schütze/Riemann/Bohnsack/Hermanns).

Die Prozesse der kommunikativen Verständigung und der diskursiven Erkenntnisbildung von Professionellen über ihre Klienten im Rahmen von Fallbesprechungen werden anhand der *Konversations- bzw. Interaktionsanalyse* (Kallmeyer/Schütze) auf der Grundlage genauer Transkriptionen der aufgezeichneten, routinemäßig stattfindenden Besprechungen der Mitarbeiter untereinander erfaßt und analytisch ausgewertet [Kap. 5].

Der Autor arbeitet heraus, warum in diesen Fallbesprechungen systematisch Erkenntnisbarrieren auftreten, wie u.a. aufgrund des Fehlens eines fremden Blicks

oder aufgrund des Nachgebens eines Entscheidungsdrucks, wobei die Erkenntnisbildungen unmittelbar im Zusammenhang stehen (d.h. es entsteht oft eine Konkurrenz zwischen einer professionellen Fallanalyse einerseits und einem spontan entwickelten organisatorischen Handlungsschema andererseits). Ferner stellt er fest, daß ein ungenügendes Nutzen des Verfahrens der Kommunikationsschemata im Interaktionsprozeß (wie das des Erzählens, Beschreibens und Argumentierens; Kallmeyer/Schütze), oder daß in diesen Kommunikationsstrukturen der kollegialen Fallbesprechung ein ‚Schemata-Salat‘ auftritt (wie z.B. aufgrund eines unverbundenen Hin und Her von Erzählung und Argumentation; oder indem interaktionspragmatisch Mehrfachstimuli gesetzt werden), ebenfalls ein Hindernis für die Entfaltung argumentativer Analyseaktivitäten ist. Riemann ergänzt die in professionstheoretischen Beiträgen ausgewiesenen Paradoxien beruflichen Handelns in der Sozialarbeit – d.h. die systematischen Schwierigkeiten und Dilemmata im Arbeitsablauf, die nicht aufhebbar und nicht umgebar sind (Schütze) – um zusätzliche, bisher in ihrer Genese und Wirkungsweise nicht beschriebene. Neue Formen professioneller Paradoxien werden eruiert, die in der Literatur so noch nicht erwähnt worden sind, wie u.a. die der Vergewisserung und eindeutigen Zurechnung der Arbeitsergebnisse bei offenen, unklaren Erscheinungsbildern der Fallentfaltung bei noch vagen, unverbindlichen oder gar ambivalenten Gestaltungen des Arbeitsbündnisses.

Die Analyse von Fallarbeit hat in derart ausgebauter Form in soziologischen Arbeiten bis dahin kaum Beachtung gefunden. Es zeigt sich, daß eine solche Analyse der Diskurse der Professionellen außerordentlich ertragreich ist. Sie wird sicherlich zur theoretischen Diskussion über die Paradoxien des professionellen Handelns beitragen.

Desweiteren nutzt der Verfasser, um die Gesamtsituation der Beratungsstelle mit ihren strukturellen Bedingungen sowie ihrer Atmosphäre und ihr beziehungs- und arbeitsstilistisches Milieu zu erfassen, die

wichtigsten Verfahren der Ethnographie (wie teilnehmende Beobachtung, Dokumentenanalyse, Territoriums- und Symbolisierungsbeschreibungen, Umfeldbeobachtung einschließlich der Erfassung der sozialen Welt der sozialpädagogischen Beratungsstellen mit ExpertInneninterviews).

Im Abschlußteil seiner Studie [Kap. 6] legt Riemann u.a. seine Überlegungen dar, warum er bezüglich der Forschungserträge mit den PraktikerInnen des betreffenden Forschungsfeldes in einen beiderseits gewinnbringenden Austausch getreten ist. Mit seiner solidarischen Kritik will er zur selbstreflexiven Wahrnehmungsschärfe der Praktiker der sozialen Arbeit beitragen und damit zur Verbesserung ihrer professionellen Arbeit.

Gerhard Riemanns Forschungsarbeit trägt exemplarisch zur wissenschaftlichen Grundlegung der erkenntnisgenerierenden Verfahren und des Wissensbereichs sowie zum symbolischen Diskursuniversum eines Handlungsfeldes der Sozialen Arbeit bei – eine jede Profession bedarf dieser Sinnbezirke zur Selbststeuerung und Reflexion ihrer Berufsarbeit. Mit dieser Arbeit erfolgt darüber hinaus eine methodologische Weiterschreibung der Datengenerierung und -analyse qualitativer Sozialforschung in einem ihrer zentralen Gegenstandsfelder. Der Einbezug des *interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews* in den Methodenkanon der qualitativen Sozialforschung erweitert deren Repertoire an Erkenntnisverfahren zur Entdeckung neuartiger empirischer Phänomene und ihrer theoretischen Kategorisierung im Untersuchungsfeld von Arbeitsvollzügen und Beziehungsgeschichten wie die von BeraterInnen und KlientInnen. Auf den methodologischen Diskurs um die Strukturhologie von autobiographisch und interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews, der wissenschaftstheoretisch noch weiterzuführen ist, darf man gespannt sein.

**Marianne Pieper** untersucht in ihrer empirisch-qualitativen Forschungsstudie die unvorhergesehenen problematischen – biographischen, professionellen wie auch moralischen – Folgen des Einsatzes hoch-

technologischer medizinischer Verfahren im Bereich der Schwangerschaft. Ihr Untersuchungsgegenstand ist die *invasive Pränataldiagnostik* – ein vorgeburtliches Verfahren der Diagnostik innerhalb der Gynäkologie, bei dem in den Körper der Schwangeren eingegriffen wird, um Zellmaterial für zytogenetische Analysen zu gewinnen (Fruchtwasseruntersuchung; Chorionzottenbiopsie). Dieser medizinische Eingriff erfolgt mit dem Ziel, chromosomale bzw. genetische Abweichungen des Embryos oder Föten zu erkennen.

Es geht in der Forschungsstudie um die Einwirkungen dieser neuen Medizintechnologie auf die Lebenswelt werdender Eltern und das Wirksamwerden dieser diagnostischen Verfahren insbesondere in der Biographie der betroffenen Frauen. Im Fokus stehen die Fragen: Wie vollziehen sich im Mikrokosmos familialer Wirklichkeit die technologisch induzierten Veränderungsprozesse? Welche Erfahrungen sammeln die unmittelbar am eigenen Leib betroffenen schwangeren Frauen im Zusammenhang mit der Inanspruchnahme der invasiven Verfahren? Welche Veränderungen erfährt die Institution werdender Elternschaft – und hier wieder insbesondere die der werdenden Mutterschaft – unter dem Eindruck einer auf das generative Verhalten zielenden Technik?

Im Untersuchungshorizont stehen fernerhin die Auswirkungen des gentechnologisch-medizinischen Fortschritts auf die Beziehungs- und Interaktionsdynamik zwischen den Betroffenen und den Professionellen sowie auf die MedizinerInnen selbst. Desweiteren werden die medizinisch-professionelle Gestaltung des Schwangerschaftsablaufs analysiert sowie – meso- und makrotheoretisch – die Auswirkungen auf die medizinische Profession und auf die Solidaritätsgrundlagen moderner Gesellschaften, in denen immer umfassender gentechnologische Untersuchungsmaßnahmen zur Anwendung gelangen. Schließlich wird versucht, Anknüpfungspunkte für die (Beratungs-)Praxis herzustellen.

Die Datengrundlage dieser Studie basiert im wesentlichen auf 40 *autobiogra-*

*phisch-narrativen Interviews* mit Frauen, deren Schwangerschaft von diesem neuen medizinischen Diagnoseinstrumentarium bestimmt war. Pieper entscheidet sich in ihren Analysen und insbesondere in deren Präsentation konsequent für die Perspektive der betroffenen Frauen, obgleich in den Prozeß invasiver Pränataldiagnostik eben auch werdende Väter, Humangenetiker und praktische Ärzte involviert sind. Sie begründet die Zentrierung auf die Perspektive der betroffenen Frauen damit, daß zum einen die invasiven Kontrollverfahren auf den schwangeren Leib zielen und in diesen eindringen, zum anderen, daß für Frauen, als Hauptereignisträgerin, ihre Erfahrungen der Schwangerschaft mit den einhergehenden biographischen Problempotentialen ein zentrales biographisches Thema ist. Es geht darum, einen Zugang zu den Erfahrungsstrukturierungen werdender Mütter zu gewinnen, um detailliert herausarbeiten zu können, wie sich in kleinsten Schritten die gentechnologischen Veränderungen in die alltägliche Lebenswelt der Schwangeren hinein durchsetzt. Einige Interviews sind als *Paarinterview* durchgeführt worden. Desweiteren sind insgesamt 10 *Interviews mit professionellen ExpertInnen* (GynäkologInnen; HumangenerikerInnen; Sonographie-SpezialistInnen; Hebammen) erstellt und ausgewertet worden sowie eine *teilnehmende Beobachtung* in einer Gynäkologen-Praxis, die sich auf die Durchführung invasiver Pränataldiagnostik spezialisiert hat. Diese Datenerhebung dient zum einen der ethnographischen Sensibilisierung (Garfinkel/ Strauss/Schütze), zum anderen fließen einzelne Auswertungsaspekte punktuell in die theoretische Gesamtgestalt der Studie mit ein.

Die Interviewpartnerinnen wurden vorab in fünf Untersuchungsgruppen eingeteilt. Zum einen in die Gruppe der Frauen, die aus medizinischer Sicht als Risikogruppierung gilt (mit den drei Untergruppen: Alters-, Wiederholungs- und erbliches Belastungsrisiko) sowie einer Vergleichsgruppe mit Frauen ohne statistisch spezifizierbares Risiko und diejenigen Frauen, die zur Überprüfung von Verdachtsdiagnosen nach non-

invasiver Pränataldiagnostik eine invasive Diagnostik in Anspruch genommen haben.

Um dem interessierten Laien als Leser den Zugang zu den Textpassagen, in denen reichlich medizinische Termini *technici* genutzt werden, zu erleichtern, ist im Anhang ein entsprechendes Glossar aufgenommen worden.

Marianne Pieper wählt als Präsentationsgestalt das Modell der ‚*natürlichen Ablaufgeschichte*‘. Dieses metatheoretische Architekturprinzip der ‚*natural history*‘ – in der symbolisch-interaktionistischen Forschung und Theoriebildung der Chicago-Soziologie entwickelt und von der Autorin neben der Theoriedarstellung auch für die heuristische Theoriegenerierung genutzt – ermöglicht ihr, die Abläufe in der Organisation des Schwangerschaftsprozesses in analytischer Perspektive zu erfassen und dabei die sachlogischen Prinzipien der konditionellen Relevanz – welche ein Ereignis oder ein Prozeß einem nachfolgenden setzt – zu verdeutlichen.

Das Darstellungsformat der natürlichen Ablaufgeschichte soll in aller Kürze anhand des ersten Unterkapitels exemplifiziert werden: Ausgehend von den Kinderwünschen, der Familienplanung oder der bereits eingetretenen Schwangerschaft entfaltet Pieper das Bild einer zunehmenden Komplexität der Institution werdender Elternschaft, in der immer mehr ‚alte‘ Gewißheiten und Selbstverständlichkeiten brüchig werden und neue Lösungen verlangen. Die aufbrechenden Entscheidungsnötigungen beginnen jedoch nicht erst mit der Schwangerschaft, sondern vielfach bereits vorher. Um zu vermitteln, daß die ‚Kinderfrage‘ gegenwärtig nicht mehr in einer einfachen Antwort mündet, sondern zum Teil widersprüchliche, mehrstufige Entscheidungsprozesse in Gang setzt, werden zunächst die Vorgeschichten der Schwangerschaften – analog zu den einzelnen Risikogruppen – dargestellt. Diese Vorerfahrungen bilden gleichsam die biographische ‚Grundierung‘, in die sich das Angebot invasiver Pränataldiagnostik einpaßt.

In diesem Darstellungsmodus folgt die weitere Präsentation der sich aus dem Datenmaterial im Zuge der sequenziellen

Analyse und der kontrastiven Fallvergleiche herauschälenden Chronologie der Ereignisse der Statuspassage zur Elternschaft – oder zu der Situation, nach einem auffälligen Befund im 4. bzw. 5. Schwangerschaftsmonat, mit einem Entscheidungskonflikt über die Fortsetzung der Schwangerschaft konfrontiert zu sein.

Die Autorin stellt den einzelnen Kapiteln jeweils allgemein gehaltene theoretische Aussagen voran und vermag in spezifischer Weise die Meso- und Makroebene in ihre empirisch-qualitative Sozialforschung mit einzubeziehen, indem sie Aspekte der Sozialwelt-Diskurse – wie z.B. über die Risikozenarien im Gesundheitssektor und insbesondere in der Gentechnologie; über die neuen Verrechtlichungstendenzen im Zuge der Verbreitung der pränatalen Diagnostik (daß z.B. ein behindertes Kind höchststrichterlich als ‚Schadensfall‘ deklariert wird) und den damit einhergehenden strukturellen Veränderungen auf der Ebene der Rechtsordnung (Sozialrecht; Versicherungsrecht; usw.); bis hin zu philosophisch/religiösen Erörterungen zu den übergreifenden Sinn- und Legitimationssystemen dieser Gesellschaft – mit dem eigenen Untersuchungsgang verbindet.

Da die Ergebnisse dieser Studie derart vielschichtig und ausgesprochen umfangreich sind, soll im Folgenden eine der zahlreichen Erörterungslinien exemplarisch nachgezeichnet werden. So stellt Marianne Pieper heraus, daß heute der Individualisierungs- und Autonomisierungsprozeß weiblicher Biographien u.a. die berufliche Karriereplanung impliziert und damit zunehmend eine Verschiebung der Schwangerschaft auf das vierte und fünfte Lebensjahrzehnt einhergeht. Die verfahrensroutinemäßig angebotene invasive Pränataldiagnostik erleichtert nun den Frauen die Realisierung des Kinderwunsches, indem sie faktisch das Risiko der Geburt eines behinderten Kindes reduziert und angesichts des gesteigerten Risikobewußtseins ein Sicherheit vermittelndes Verfahren bietet.

Die Autorin stellt nun allerdings fest, daß die Institution werdender Elternschaft – und mehr noch die Institution werdender

Mutterschaft – zunehmend in den Sog medizintechnischer Veränderungsprozesse gerät. Die neuen Medizintechnologien entfalten eine spezifische Eigendynamik: Sie berühren zentrale Bereiche sozialen Lebens und lösen einen fundamentalen Wandel aus, der die Prozesse von Fortpflanzung und Lebensgestaltung wie auch deren Bewertungsmaßstäbe erfaßt. Mit ihnen gewinnen werdende Elternschaft/Mutterschaft einen zunehmend komplexeren Charakter. Eine Erleichterung angesichts des Versprechens von Vermeidbarkeit bestimmter Behinderungen durch Pränataldiagnostik ist zugleich gepaart mit neuen Vorstellungen von Gesundheit wie auch von genetischen ‚Abweichungen‘. Die Ausweitung von Kontrollmöglichkeiten der Gesundheit des prospektiven Kindes transformiert sich alltagsweltlich sowohl in eine Steigerung von Gesundheitserwartungen als auch in eine Expansion des Risikohorizontes. Neben der faktischen Kontingenz geht mit dem neu formierten Risikodiskurs ein medizinisch bzw. humangenetisch hergestelltes Bewußtsein von Kontingenz einher. Die subjektiven Formen der Verunsicherung wachsen dadurch, daß der Diskurs um Möglichkeiten der Technik zugleich auch das Bewußtsein für die Risiken weckt und fokussiert. Mit dem Versprechen, ‚Sicherheit‘ zu schaffen, wird gleichsam erst das Empfinden der Unsicherheit geschärft. Im Laufe der Studie wird deutlich, wie sehr diese Diagnostik – mit der Erschließung neuer Autonomie-spielräume und Glücksmöglichkeiten angeboten – Lebensgeschichten professionell und/oder organisatorisch prozessiert und die weibliche Selbstbestimmung letztendlich empfindlich reduziert.

In diesen präventiven Sog geraten vielfach sowohl Schwangere wie auch Gynäkologen aufgrund der sich geradezu eigendynamisch-dialektisch entwickelnden Zugzwänge des auf den Weg gesetzten Ablaufmusters eines medizinischen Diagnoseverfahrens. Dieser Sog wird – so die Studie – von Entwicklungen humangenetischer Forschung und einer breiten Popularisierung der Methoden invasiver Pränataldiagnostik ausgelöst oder zumindest befördert.

Der Risikodiskurs breitet sich indessen über die Ränder der medizinisch-statistisch definierten Risikogruppen im gesellschaftlichen wie auch im medizin-professionellen Alltagsbewußtsein aus. Damit geraten immer breitere Kreise schwangerer Frauen – auch unterhalb der medizinisch definierten Altersgrenze von 35 Jahren – aufgrund von Beunruhigungen in diesen präventiven Sog, da Fragen aufgrund der Ängste vor einem behinderten Kind, von der medizinischen Profession mit ihrem Angebot des pränatalen Diagnoseinstrumentariums als technisches Beruhigungsmittel beantwortet werden.

Die Studie von Marianne Pieper beinhaltet noch weitere interessante Erörterungslinien, wie u.a. die technisch induzierte Zeitsemantik, daß nämlich die leibzeitliche Rhythmisierung einer Chronologie des Schwangerschaftsverlaufs durch die heteronome Zeitstruktur der Laborzeit durchbrochen wird; ferner, daß und wie Frauen die Prozessierung im Verfahrensablauf mit ihren Versprechungen und Enttäuschungen als Verhängnis und Täuschungstrichter erleben; dem Nachzeichnen eines Prozesses der Ent- und Wieder-verzauberung von Technik aufgrund eines Verschwimmens der Grenzen zwischen instrumenteller Rationalität und neu entstehender Mystifizierung.

Trotz dieser Themenvielfalt läßt sich ein Kurzresümee dahingehend fassen, daß durch die Forschungsstudie von Marianne Pieper deutlich geworden ist, daß das Verfahren der invasiven Pränataldiagnostik – trotz der unbestreitbaren Verdienste – eine Logik freigesetzt hat, deren Auswirkungen sich nicht einfach durch humanere Anwendungen ihrer Verfahren harmonisieren lassen und daß deren Einfluß auf Biographien und auf die Profession der Medizin gesamtgesellschaftlich neu betrachtet werden muß.

Indem Marianne Pieper das metatheoretische Architekturprinzip der ‚natural history‘ sowohl zur heuristischen Theoriegenerierung und als Präsentationsgestalt nutzt, wirft sie für die qualitative Sozialforschung die wichtige Frage auf, wie Er-

kenntnisverfahren und Erkenntnisdarstellung in den zunehmend umfangreicheren Projekten der qualitativen Sozialforschung mit ihren hochauflösenden Instrumentarien zur Analyse sehr komplexer, multiperspektivischer und vielschichtiger sozialer Entfaltungsprozesse zu verbinden sind

**Ulrike Nagel** befaßt sich in ihrer Forschungsstudie mit der biographischen Phase der *Berufseinmündung von SozialarbeiterInnen*. Sie konstatiert als Ausgangsthese, daß in einer individualisierten Risikogesellschaft an den Statuspassagen Koordinationsprobleme zwischen Handlungs- und Strukturaspekten des Lebenslaufs sichtbar werden. Um dieser Arbeitshypothese nachzugehen, setzt sie sich exemplarisch mit der Statuspassage in den sozialen Berufen auseinander. Indem sie sowohl die heutigen Problematiken des Sozialarbeitsberufs als auch die Chancen der produktiven Gestaltung dieses Berufs anhand der biographischen Phase der Einmündung in den Beruf betrachtet, richtet sie ihren Forschungsfokus auf eine Situation hoher berufsbiographischer Unsicherheit, in der Arbeitsplatzrisiken besonders intensiv erfahren werden, da die Arbeitsplatzsuche für Berufsanfänger sowie die mit dem Berufsantritt auftauchenden Arbeitsprobleme für den Berufsnutzen äußerst schwer zu bewältigen sind. Der soziale Dienstleistungssektor fordert somit von den Berufsangehörigen ein besonders hohes Maß an biographischer Flexibilität angesichts beruflicher Zukunftsunsicherheit sowie aufgrund der Tatsache, daß gerade die Berufsstruktur der Sozialarbeit in besonders enger Weise mit der Entfaltung und Veränderung der Gesellschaftsformation und mit der sozialstaatlichen Überformung verknüpft ist.

Die Autorin analysiert diese Situation anhand von 45 thematisch auf die Berufseinmündung fokussierten *autobiographisch-narrativen Interviews* von AbsolventInnen der Studiengänge Sozialarbeit und Sozialpädagogik drei bis vier Jahre nach deren jeweiligem Studienabschluß. Um die gesellschaftlichen Strukturprobleme des Sozialarbeitsberufs soziologisch-ethnographisch zu erfassen, entschließt sich Nagel

bezüglich der empirischen Analyse des Datenmaterials für die Forschungsstrategie der *objektiven Hermeneutik* nach Oevermann (in Anlehnung an Glaser/Strauss und Bohnsack). Die Autorin folgt bei der Theoriebildung der Strategie der Strukturrekonstruktion und vertraut als Forscherin auf die fallvergleichende Formulierung von Strukturtypen und darauf, daß die Strukturen des professionellen Handelns aus den Wirklichkeitskonstruktionen und Interpretationen der Akteure – durch den Prozeß von Text über die Typik zur Struktur – rekonstruiert werden können.

Somit nutzt die Autorin unterschiedliche Forschungs- und Theoretischen Traditionen für die Organisation des Forschungsgangs sowie für die Interpretation der Ergebnisse, und sie vermag darüber hinaus, sozialarbeiterische und sozialpolitische Problemstellungen in die Studie einzubeziehen und Mikro- und Makroprozesse der sozialen Wirklichkeit miteinander in Beziehung zu setzen.

Ulrike Nagel stellt eingangs die jüngere Debatte über die Professionalisierbarkeit der sozialen Arbeit dar [Kap. 1] und erörtert die für professionelles Handeln typischen Rolleneigenschaften, wobei sie insbesondere mit den Argumenten von Oevermann und Schütze zwei gegensätzliche Positionen der Professionalisierungsdebatte darstellt. Überzeugend führt sie zur Diskussion um das ‚doppelte Mandat‘ im Sozialwesen an, daß in dieser Sichtweise gerade das konkrete Berufshandeln der SozialarbeiterInnen sowie die entwickelten Problemlösungsstrategien der Sozialarbeit (Reflexionskultur, wie z.B. die Supervision) nicht in den Blick geraten. Sie kommt zu dem Schluß, daß die institutionellen Verfahrensregelungen und die Organisation der Sozialarbeit nicht den Kern, sondern den Kontext des beruflichen Handelns dieser Berufsgruppe darstellen. Insgesamt gibt Ulrike Nagel einen konzisen Überblick über die aktuelle Professionalisierungsdebatte. Hierbei führt sie die historischen Entwicklungs- und staatstheoretischen Argumentationslinien als Rahmen für die mikrosoziologische Professionalisierungsanalyse ein.

Ulrike Nagel nutzt sodann das Forschungsparadigma der Biographieanalyse. Mit den Methoden interpretativer und rekonstruktiver Verfahren – sie kommt von einem hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Verständnis von Soziologie als Textwissenschaft her – entwickelt sie textanalytisch und theoriegenerierend drei Strukturtypen der Statuspassage [Kap. II].

Statuspassage wird hierbei verstanden als Gewinnung der Anschlußfähigkeit von Sinnhorizonten und als Herstellung gesellschaftlicher Ordnung, Vermittlung von Institutionen und biographischen Entwürfen im Lebenslauf. Im Unterkapitel zum Einüben des professionellen Blicks bezieht sich die Autorin auf Vorarbeiten des symbolischen Interaktionismus (Hughes) zur Medizinprofession. Das Grundmuster der Herausbildung des Professionals bestehe »in der Separierung, beinahe der Entfremdung des Studenten von der medizinischen Welt des Laien. Hughes bezeichnet diesen Weg als ein ‚passing through the mirror‘ {...}, d.h. die Probleme werden nicht mehr im Spiegel der Laienkultur, sondern der höhersymbolischen Sinnwelt der Profession gesehen« [Kap. I. 5: 61].

Indem sie typische Situationsdefinitionen dieser berufsbiographischen Phase analysiert, erstellt sie folgende Typisierung: a) Statuspassage als rationale Strategie der Berufseinmündung unter Abwägung von Chancen und Risiken unter Zurückstellung persönlicher Ideale; b) als Spielraum der Verwirklichung eigener Lebensinteressen durch Sozialarbeit; c) und als Orientierungskrise und Existenzunsicherheit. Als Resultat der mikrosoziologischen Biographieanalyse des Übergangs von der Hochschule in das Erwerbssystem läßt sich – so Ulrike Nagel – konstatieren, daß Sozialarbeit als Beruf und die Biographie ihrer Praktiker durch Situationsdefinitionen, Berufskonzeption und Professionalisierungsprojekt vermittelt werden.

Auf der Grundlage der empirischen Ergebnisse entwickelt sie die Strukturhypothese ‚engagierter Rollendistanz‘, die davon ausgeht, daß das zentrale Problem die Verknüpfung von beruflichem Engagement

und einer beruflichen Rollendistanz ist, wie es theoretisch dem Verhältnis Beruf und Person zugrunde liegt. Dokumentiert werden drei Einzelfallstudien, die Strukturtypen der Statuspassage in den Beruf sowie die berufliche Professionalisierung im Rahmen engagierter Rollendistanz widerspiegeln. Durch Vergleichsdimensionen wird ein Rückbezug zum Handlungsfeld hergestellt, der den drei Strukturtypen – Berufsrisiko, Gestaltungsspielraum und Orientierungskrise – ihr je spezifisches Profil bei der Bewältigung der Statuspassage geben soll (Typus c: – Orientierungskrise und Existenzunsicherheit – stellt sich späterhin nicht als strukturbildend für eine Berufskonzeption heraus).

Nagel erörtert die Entwürfe der Sozialarbeit, Krisenmanagement und Sozialanwaltschaft als orientierende Berufskonzeptionen der Statuspassage [Kap. III]. Sie konstatiert, daß in dieser biographischen Phase zwischen Bildung und Beruf die Balance zwischen Engagement und Distanz zur Berufsrolle gefunden werden muß und expliziert das Gelingen dieser Balancierung an zwei paradigmatischen Fallanalysen, die sich auf Akteure beziehen, die in der Suchtberatung tätig sind. Sie kontrastiert diese mit dem Mißlingen der Statuspassage als ‚engagierte Distanz‘ anhand eines dritten Fallbeispiels [Kap IV]. Mit den beiden ersten Fallbeispielen – jeweils präsentiert in einer Kombination von struktureller Beschreibung und biographischer Gesamtformung – untermauert sie die Strukturhypothese, daß dem Professionalisierungsprojekt der Sozialarbeit der Habitus der ‚engagierten Rollendistanz‘ zugrunde liegt und zeigt auf, aus welchen biographischen Zusammenhängen und innerhalb der Berufswelt vorfindbaren Argumentationslinien dieser Habitus entsteht. Im Zentrum dieser Forschungsschritte geht es um die Genese des Verhältnisses zwischen Person und Beruf, Biographie und beruflichen Statuspassagen und die Variationen in der Bewältigung der strukturierten Ambivalenz.

Ulrike Nagel stellt resümierend heraus, daß die Lösung des Orientierungskonflikts

zwischen Struktur- und Handlungsaspekt der Sozialarbeit im Erlernen eben dieser ‚engagierten Rollendistanz‘ in der biographischen Phase von der Ausbildung in den Beruf zu sehen ist. Die Statuspassage der jungen SozialarbeiterInnen wird durch Orientierungskonflikte zwischen den beruflichen Konzeptionen Krisenmanagement und Sozialanwaltschaft bestimmt. Bezüglich des Theorems der ‚engagierten Rollendistanz‘ führt sie hier an, daß das der Statuspassage inhärente Problem, um das die AbsolventInnen gemeinsam kreisen, das Problem der Verknüpfung von beruflichem Engagement und Rollendistanz ist.

Im Schlußteil [Kap V] wird der Ertrag der entwickelten Professionalisierungskonzeption für die Gesellschaftstheorie und die Soziologie der Professionen reflektiert. Sozialarbeiterisches Handeln ist dann konsequent professionell, wenn durch Supervision aufgeklärte subjektive Verstehensprozesse in der Interaktion mit den Klienten zum Tragen kommen können. Die habitualisierte Rollendistanz ist prinzipiell vom organisatorischen Gefüge der Sozialarbeit unabhängig. Ein Fazit der Autorin lautet, daß generelle Probleme die Gewinnung und Behauptung von Identität, die Grenzziehung zwischen Person und Rolle sowie die ‚Bearbeitung‘ dieser Differenz sind.

Ulrike Nagel liefert mit ihrer Studie zur ‚engagierten Rollendistanz‘ aus professionssoziologischer Sicht eine interessante Abhandlung zur Theorie der Statuspassage und des Statusmanagements in den sozialen Berufen. Das hier entwickelte Professionalisierungsprojekt der engagierten Rollendistanz löst die strukturelle Ambivalenz von Hilfe und Kontrolle und soll den in der Sozialarbeit Tätigen ein erweitertes Verstehen ihrer beruflichen Situation und der Handlungsmuster ermöglichen und damit der Arbeit mit ihren Klienten ein Optimum an effektivem Krisenmanagement bieten.

Soziologische Forschung zur sozialen Arbeit wird durch die Studie von Ulrike Nagel sicherlich dazu angeregt, vermehrt die zentrale Funktion der biographischen Innenschau und die Formen der Selbstvergewis-

serung für die Professionalität der Sozialarbeit zu betrachten, wobei die Frage des Einübens eben dieser beruflichen Reflexivität und Selbstvergewisserung in der Praxis- und Forschungsausbildung für Professionelle zunehmend eine Rolle spielen wird. Mit der vorliegenden Arbeit ist die methodologisch interessante Erörterungslinie aufgeworfen, ob bzw. inwieweit unterschiedliche Paradigmata bzw. Verfahrensweisen der rekonstruktiven Sozialforschung (Objektive Hermeneutik/Narratives Interview) – mit unterschiedlichen theoretischen Aussagen zur Professionalisierbarkeit der Sozialarbeit – in professionssoziologischen Studien und entsprechenden Diskursen zusammengeführt werden können.

**Ulrike Nagel, Marianne Pieper und Gerhard Riemann** wenden in ihren Forschungsstudien weitestgehend ähnliche methodische Bausteine der Datenerhebung und Datenauswertung an. Sie nutzen intensiv die Untersuchungsmaxime der empirisch-qualitativen interpretativen Sozialforschung, stellen sich jeweils in die Traditionslinien der Chicagoer Soziologie und schöpfen die klassischen Möglichkeiten symbolisch-interaktionistischer Forschung und Theoriebildung aus. Ulrike Nagel bezieht darüber hinaus die Strategie der Strukturrekonstruktion in Form der objektiven Hermeneutik mit ein.

In ihren Einzelfallanalysen orientieren sie sich an der Untersuchungslogik der Grounded Theory. Bezüglich der forschungslogischen Fragestellung nach dem *Allgemeinen und dem Besonderen bei Einzelfallanalysen* lassen sich für die Vorgehensweisen dieser Studien folgende methodischen Prinzipien der Verallgemeinerbarkeit anführen. Auf der Basis *formaler sequenzieller Prozeßanalysen* können in Verbindung mit dem hypothesentestenden Charakter der *Daten- und Methodentriangulationen* und der Bildung *kontrastiver Vergleiche* allgemeine Einsichten in biographische wie auch soziale (kollektive) Prozeßstrukturen gewonnen werden. In der Betrachtung dessen, was einzigartig für eine bestimmte Fallentfaltung zu sein scheint, lassen sich wiederum tieferliegen-

de Allgemeinheiten entdecken. Indem diese allgemeinen Einsichten bis zu einer *theoretischen Sättigung* sukzessiv empirisch überprüft und weiter differenziert werden, können theoretisch fundierte Aussagen aufgestellt werden (Glaser/Strauss). In diesem forschungslogischen Vorgehen ist zentral, daß mit den Erhebungs- und Auswertungsschritten fortgesetzt generative Fragen in Form von abduktiv entwickelten Arbeitshypothesen herausgearbeitet werden. Das *abduktive Forschungsverfahren* (Kallmeyer/Peirce/Schütze/Strauss) besagt, daß aus dem Datenmaterial bzw. dem Forschungsgegenstand heraus, unter Einbezug der schon vorliegenden Kategorien, bei steter Rückbindung aufs Datenmaterial theoretische Strukturierungen, Hypothesen und Kategorien entwickelt werden. Bei dieser Anforderung an das Analyseverfahren ist grundgelegt, daß sich die zu erfordernden Kategorien im empirischen Material selbst befinden und nicht von außen an dieses herangetragen werden.

Im Forschungsablauf der Studien wird deutlich, daß sich bei den VerfasserInnen durch Design und Logik ihrer Forschungsprojekte alle zentralen Merkmale der Grounded Theory durchziehen: der Fall wird als eigenständige Untersuchungseinheit betrachtet, sozialwissenschaftliche Interpretation wird als Kunstlehre gehandhabt, die Kontinuität von alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Denken wird gewahrt und es ist eine Offenheit in der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung fortgesetzt beibehalten worden.

Im Folgenden sollen aus den drei zugrundeliegenden Studien einige Aspekte herausgestellt werden, die für die Professionsforschung in besonderer Weise von Interesse sein könnten.

So weist Gerhard Riemann mit seiner Studie *die* Untersuchungsebenen auf, die in Professionalisierungsforschungen zur sozialen Arbeit erkenntnisfördernd sind und zukünftig vermutlich zunehmend im Fokus stehen werden:

- Das *Beziehungsgeschehen* zwischen Professionellem und Klienten stellt eine der

zentralen Untersuchungsebenen dar – hierbei insbesondere die Bedeutsamkeit und die Wirkweisen der professionell (mit)bestimmten Beziehungsgeschichte für die Biographiegestaltung und die Identitätsentfaltung sowie für die Entfaltung des handlungsschematischen Vermögens der Verlaufskurvenbearbeitung auf seiten der KlientIn.

- *Fallarbeit* – als eine der klassischen Methoden der Sozialen Arbeit – stellt in der Geschichte (Case-Work; Richmond) wie im Professionalisierungsdiskurs für die Sozialarbeit eine ihrer zentralen sozialwissenschaftlichen Fundierungsformen dar, weil mit diesem Erkenntnisverfahren allgemeine Merkmale sozialer Prozesse in individuellen Einzelfällen und deren Besonderheit in allgemeinen Begrifflichkeiten erfaßt werden können.

Anhand der Abfolgelogik des *Arbeitsbogens* (Strauss) lassen sich systematisch die sequentielle und die interaktive Ordnung professioneller Arbeit erfassen, insbesondere die Hintereinanderschaltung der verschiedenen Handlungsschemata im Ablauf der Fallanalyse und der Fallbearbeitung sowie die entsprechenden Arrangements der Arbeitsteilung in einem Team.

Indem professionstheoretische Sozialforschung die grundlegenden Merkmale der Logik dieser Erkenntnisfiguren weiter erschließt, bietet sie dem Sozialwesen-Professionellen ein Instrumentarium zur eigenständigen analytischen Untersuchungsarbeit.

- Eine weitere Untersuchungsebene stellt *das Erfassen der systematischen Schwierigkeiten bei der Arbeit* dar, wie Kernprobleme und Antinomien in diesem Arbeitsfeldtypus, aber insbesondere die Analyse der Paradoxien des professionellen Handelns und das daraus resultierende Fehlerpotential der Arbeit.
- Sozialarbeit wird heute in der Regel durch spezifische Formen der *selbstvergewissernden erkenntnisgenerierenden Verfahren* zwecks systematischer Reflexion der eigenen Arbeit ihrer Fehlerhaf-

tigkeit und ihrer kreativen Handlungspotentiale begleitet (z.B. Supervision; Fallbesprechungen). Ein Wissen um Gesetzmäßigkeiten der Prozesse dieser arbeitsbezogenen sozialen Arrangements und erkenntnisgenerierenden Verfahren stellt eine weitere wichtige Untersuchungsebene der professionsbezogenen Sozialforschung dar.

Marianne Pieper macht mit ihrer Studie auf Erscheinungen der Deprofessionalisierung der medizinischen Schwangerschaftsbegleitung aufmerksam. Einige dieser Erscheinungen sollen hier zusammengetragen werden:

- So setzt die technisch erzeugte Paradoxie einer Diagnostik ohne vorhandene Therapiepotentiale und die Zugzwänge eines auf den Weg gesetzten Ablaufmusters dieses medizinischen Verfahrens eine Diagnose- und Beängstigungsspirale frei, die teilweise die emotionalen Ressourcen der Frauen übersteigt. Auf ärztlicher Seite wird – so die Studie – dieser Diagnose- und Beängstigungsspirale in der Regel nicht mit einem umsichtigen *professionellen Beratungs-, Begleitungs- und Psychotherapiehandeln* entsprochen.
- Die Untersuchung komplexer professioneller Arbeitsabläufe hat mit dem theoretischen Konzept des Arbeitsbogens aufgezeigt, woher in Arbeitsprozessen die Logik des intentionalen Handelns bezogen wird und welche Bedeutung das Zusammenwirken und Zusammengehen der einzelnen Komponenten dieses Arbeitsbogens für das Gelingen eines Arbeitsprozesses hat. In der Schwangerschaftsbegleitung unter dem Vorzeichen der invasiven Pränataldiagnostik erfolgt zunehmend eine *Zerstückelung des Arbeitsbogens* – und zwar in Teilarbeitsschritte der schwangerschaftsbegleitenden Gynäkologen, der Sonographiespezialisten, der Humangenetiker und derjenigen Gynäkologen, die den Schwangerschaftsabbruch durchführen.
- Der Einsatz des invasiven Diagnoseinstrumentariums dient bei den Medizinnern auch als ‚Beruhigungsmittel‘<sup>⊙</sup> bezüglich ihrer Angst vor Haftungsansprüchen bei der Geburt behinderter Kinder und damit auch als ärztliche Risikoprävention. *Ärztliches Handeln wird* zunehmend durch versicherungsrechtliche Gesichtspunkte und Erwägungen *fremdbestimmt*.
- Die invasive Pränataldiagnostik führt dazu, daß ÄrztInnen stets mitdenken (müssen), daß dieses Verfahren zwar Diagnosen für zukünftige Erkrankungen oder Behinderung des Fötus liefert, ohne allerdings dabei nennenswerte Heilungschancen anzubieten. Viele Mediziner schrecken dennoch nicht vor einer *euphemistischen Darstellung* des diagnostischen Verfahrensganges ab – und lenken damit von dem eigenen professionsethischen Dilemma ab, vor dem sie bei der Anwendung eines diagnostischen Ermittlungsverfahrens mit *selektionslogischen Zerstörungspotential* stehen.
- Eine klare Adressierung an eindeutig identifizierbare individuelle Klienten gehört zu den Kernprinzipien einer jeden Profession und somit auch zum Kernbestand der professionellen Standesethik der Ärzteschaft. In der Schwangerschaftsbegleitung ist die Ärzteschaft stets von einer Klientengemeinschaft zwischen der werdenden Mutter und dem von ihr ausgetragenen Kind ausgegangen. Dieses Selbstverständnis löst sich im Verfahrensprozeß der invasiven Pränataldiagnostik auf, da der Mutter andere vitale Patienteninteressen zugerechnet werden als dem Fötus. Damit kommt es zum künstlich hergestellten *Adressatendilemma* professionellen Handelns, mit dem sowohl die Ärzte als auch die betroffene Schwangere nur schwer umgehen können
- Das Grundprinzip der Kernwidersprüche bzw. Paradoxien professionellen Handelns besteht darin, daß die systematischen Schwierigkeiten und Dilemmata im Arbeitsablauf trotz intensiver fachwissenschaftlicher und professioneller Bemühungen nicht aufhebbar

und nicht umgehbar sind (Gildemeister/Schütze). Sie gehören sozusagen zum Wesen professioneller Berufsarbeit in einer modernen arbeitsteilig organisierten Gesellschaft. Der Versuch, Handlungsformen zu erstellen, um diese *Paradoxien* des alltäglichen beruflichen Handelns aufzuheben bzw. aufzulösen, führt zu weiteren Paradoxien. Die Grundwidersprüche in der professionsethischen Aufgabenstellung der Ärzteschaft in der Schwangerschaftsbegleitung werden oftmals nicht persönlich fokussiert und reflektiert. Statt dessen werden sie durch organisatorische Vorkehrungen und verfahrensrechtliche Konditionierung als irrelevant gesetzt und systematisch ausgeblendet.

- Nach Everett C. Hughes zeichnet sich eine Profession u.a. dadurch aus, daß sie von der Gesellschaft die *Lizenz* zum Praktizieren sowie das *Mandat* zur Verrichtung spezifischer Leistungen der Problembewältigung zum Wohle des Mandanten erhält. Laut Studie von Pieper gibt es zunehmend ÄrztInnen, die relativ distanzlos das von ihnen angenommene bzw. interpretierte Interesse der gesellschaftlichen Kollektivität vertreten – so z.B. des Vorbehalts Frauen gegenüber, die ein Austragen des behinderten Kindes erwägen oder versicherungstechnische Überlegungen. Hier opfern die MedizinerInnen teilweise ihr professionelles Mandat, indem sie quasi die Instanz einer sozialen Kontrolle einnehmen.

Mit der Studie von Ulrike Nagel liegt eine besondere Perspektive bezüglich des Zusammenhangs von Biographie und Profession vor. Sie weist mit den Mitteln der qualitativen Sozialforschung nach, daß sich in der retrospektiv-narrativen Darstellung der Berufseinmündungsphase in die Sozialarbeit alle Kernprobleme der Verberuflichung exemplarisch auffinden lassen. In der Studie ist herausgearbeitet worden, welche Relevanz das Berufsnoviziat für die Biographiegestaltung hat und was SozialarbeiterInnen mit ihrem Beruf an biographischer Identitätsarbeit verbinden.

Indem im Folgenden noch einmal einige Aspekte der Studie von Ulrike Nagel angeführt werden, soll exemplarisch aufgezeigt werden, wie ertragreich es ist, wenn sich sozialwissenschaftliche Professionsforschung zur sozialen Arbeit, bei der Analyse einer bestimmten berufsbio-graphischen Phase auf die dort aufscheinenden Kernprobleme konzentriert.

Ulrike Nagel expliziert, daß eine Analyse-, Reflexions- und Handlungsbereitschaft im Sinne eines Berufshabitus bereits in der Berufseinmündungsphase durch eine entsprechende Situationsdefinition der Statuspassage vorbereitet wird. Diese Situationsdefinitionen der Berufseinmündungsphase sind strukturbildend für eine Berufskonzeption. Die berufliche Einmündungsphase stellt dem Novizen ein forderndes biographisches Aufgabenprofil bereit und ist nachweisbar von besonderer biographischer Relevanz. Diese Phase birgt eine heuristische Qualität, die durch methodische Selbstreflexion, Selbsterkundung und Selbstvergewisserung in besonderer Weise zur professionellen Identitätsfindung genutzt werden kann.

Für den Berufshabitus als engagierte Rollendistanz – sowohl als individuelle biographische Leistung als auch als kollektive Berufskultur – bedarf es einer engagierten und abstrahierenden Einstellung zum beruflichen Handeln bzw. zur Hilfssituation. Die Voraussetzung dafür ist wiederum eine entsprechende Reflexionskultur, insbesondere bezüglich der Fehler bei der Arbeit.

Die vorliegenden Forschungsstudien verdeutlichen, daß das Einbeziehen bzw. das Nichteinbeziehen der systematischen Formen der Reflexivität beruflichen Handelns von zentraler Relevanz für die Professionalisierung – sowohl der ‚bescheidenen‘ (wie die der Sozialarbeit) wie auch der ‚stolzen‘ Professionen (wie die der Medizin) – ist. Es liegt der Gedanke nahe, daß die intensive Pflege der Reflexion und der biographischen Selbstvergewisserung bezüglich der Problemlagen der Gesellschaft und der Handlungsbedingungen im Beruf die Profession der Sozialarbeit in eine Vorreiterrolle bei

der reflektierenden, selbstvergewissernden Durchforschung und Selbstkritik bringt. Die ‚stolzen‘ Professionen scheinen zunehmend mit Handlungsproblemen zu kämpfen zu haben und möglicherweise stößt die Medizin als Profession zunehmend an Grenzen ihres Paradigmas. Die ‚bescheidenen‘ Professionen, die eher im gesellschaftlichen Zwischenbereich operieren, können sich womöglich – aufgrund der bereits im beruflichen Alltagshandeln zunehmend genutzten institutionalisierten Reflexion ihres beruflichen Handelns (qua Supervision; Fallbesprechungen; Teamsitzungen; kollegiale Beratungsformen; systematische Selbsterfahrung) – besser auf gesellschaftliche Herausforderungen einstellen.

Die Forschungsstudien könnten somit einerseits zu einem wichtigen Katalysator für die gegenwärtigen Anstrengungen im Sozialwesen zur kollektiven Selbstreflexion und Selbstvergewisserung als Profession werden, andererseits einen Diskurs um die Auswirkungen des zunehmenden Einsatzes hochtechnologischer Verfahren auf die medizinische Profession neu beleben – z.B. bezüglich der medizinisch-professionellen Gestaltung des Schwangerschaftsablaufs. Wie in den Forschungsprojekten aufgezeigt, kann die qualitative Sozialforschung hierzu einen maßgeblichen Beitrag leisten.  
*Arnold Otten, Karl-Bertling-Str. 6, 37124 Volkerode*

## Regina Lorenz-Krause

*Rezension: Anselm Strauss/Juliet Corbin: Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. London, New Dehli: Sage 21998. Preis: \$ 29,95*

In der Einleitung des vorliegenden Buches von Anselm Strauss und Juliet Corbin wird betont, daß die Überarbeitung der 2. Ausgabe des Buches „Grundlagen der qualitativen Sozialforschung“ – Techniken und schrittweises Vorgehen in der Entwicklung der Grounded Theory durch wissenschaftlichen Diskurs beider Autoren über Jahre gemeinsam entstanden ist.

Mit dieser Veröffentlichung wird ebenfalls dem plötzlichen Tod von Anselm Strauss am 6. September des Jahres 1996 Rechnung getragen. Es ist nun das Vermächtnis der Sozial- und Pflegewissenschaftlerin dieses gemeinsam revidierte neue Werk allein in seinem Namen eigenverantwortlich zu editieren. Diese Ausgabe wendet sich – wie die erste – an ForscherInnen aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Insbesondere während und nach der Datenerhebung bzw. -analyse sieht sich der/die qualitativ ausgerichtete Sozialforscher/in vor z.B. folgende Fragen gestellt:

Wie kann ich einen roten Faden bzw. einen Sinn in meiner Analyse finden? Wie kann ich zu einer theoretischen Interpretation gelangen, wenn ich immer noch im Dialog mit einerseits meinem empirischen Material und andererseits der empirischen Realität stehe? Wie kann ich eine Validität und Reliabilität meines qualitativen Materials garantieren? Wie kann ich meine vorgefassten Meinungen, meine eigenen stereotypen Perspektiven ablegen, um möglichst unvoreingenommen an die Daten heranzugehen?

Insbesondere mit Blick auf einen scheinbar unübersichtlichen „Wust von Daten“ will dieses Buch die analytische Vorgehensweise systematisieren helfen. So ist es sehr klar und verständlich geschrieben und bietet zuerst ein solides Grundlagenwissen sowie Wissen über Vorgehensweisen an, um interessierte SozialforscherInnen zu ihren ersten Forschungsprojekten im Rahmen der Grounded Theory und hier insbesondere bei

der Entwicklung einer substantiven Theorie zu unterstützen.

Das vorliegende Buch bietet ebenso Vorschläge und Analysetechniken für diejenigen SozialwissenschaftlerInnen, die zwar keine neue Theorie entwickeln, jedoch erst einmal eine systematische Analyse von qualitativen Daten lernen wollen. Diejenigen, die eine neue Theorie über einen bestimmten „Gegenstandsbereich“ im z.B. Sozial- und Gesundheitswesen entwickeln wollen als auch die „Fortgeschrittenen in der Grounded Theory“ bekommen ebenfalls wertvolle Anregungen – auf einer abstrakteren Ebene – für ihre deskriptive, konzeptuelle Forschungsarbeit sowie für ihre Lehrtätigkeit und Weitervermittlung der Grounded Theory.

Im Teil II des Buches werden spezifische Analysetechniken und –verfahren präsentiert, die hier von den Autoren entworfen worden sind, um eine Theorienentwicklung vollziehen zu können. Dieser zweite Teil des Buches umfaßt Kap. 5 bis 14. Zuerst geht es in Kapitel 5 um den Analyseprozess, dann zeigt Kapitel 6 die grundlegenden Operationen der Analysearbeit, nämlich die vergleichende Analyse und das Fragenstellen an das Datenmaterial auf. Kapitel 7 stellt die Idee bzw. grundlegenden Gedanken der Analyseinstrumente in einer Weise vor, daß unterschiedliche Theoretikerinnen hiermit sowohl ihre analytische Arbeit als auch die eigentliche „Entdeckung“ ihrer angestrebten Theorie vorantreiben können. In den Kapiteln 8 bis 10 werden die verschiedenen Kodierverfahren vom offenen über das axiale bis zum selektiven Kodieren erläutert.

Im 11. Kapitel legen Juliet Corbin und Anselm Strauss ihre Sichtweise über die Bedingungen und Konsequenzen ihrer Analyseergebnisse dar und erläutern eine Matrix mit Hilfe derer man die Lücke zwischen den Bedingungen und Konsequenzen als auch zwischen der Mikro- und Makroebene schließen kann.

Ein Überblick über das sogenannte theoretische Sampling findet sich im Kapitel 13. Anschließend werden im Kapitel 14 Methoden zum Anfertigen von Diagrammen und Memowriting präsentiert, die die Theorienbildung unterstützen.

Teil II, der Kapitel 15 bis 17 umfaßt, erläutert allgemeine Forschungsinteressen aller engagierten ForscherInnen. Es werden weiterhin Anregungen für den darauffolgenden Verwertungsprozess gegeben, wie z.B. Monografien und Fallbeispiele geschrieben und angefertigt werden können. Anschließend werden im Kapitel 16 sodann Kriterien zur Evaluation des eigenen Forschungsprozesses vorgestellt.

Eine Zusammenfassung des gesamten Buches finden Sie in Kapitel 17; hier finden sich auch typische Fragestellungen, wie sie oft von Studierenden und PraktikerInnen hinsichtlich der Vorgehensweisen und Validität dieser Erhebungs- und Analysemethoden gestellt werden.

Besonders gelungen in diesem Buch sind die systematischen Darstellungen über die verschiedenen Kodierverfahren während der Analyse. Bereits nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches hat sich sein Nutzen insbesondere für die Lehre der qualitativen Analyse gezeigt. Darüber hinaus können Personen aus dem vorliegenden Werk einen wertvollen Nutzen insbesondere für ihre Lehre der qualitativen Analyse ziehen sowie Anregungen für eine neue analytische Perspektive und „kaleidoskopische“ Sichtweise der Phänomene in der sozialen Realität. Es wird sowohl der Fall als eigene Untersuchungseinheit, die möglichen Vorgehensweisen der soziologischen Interpretation als „Kunstlehre“, die notwendige Offenheit und Unvoreingenommenheit in der sozialwissenschaftlichen Analyse und Begriffsbildung sowie eine für die Entwicklung einer Grounded Theory spezifischen Denkweise veranschaulicht, die jedoch durch eine alltagsweltliche Perspektive gelenkt wird. So werden beispielsweise von den Autoren grundlegende Ratschläge zur Präsentation und Berichterstellung von mit der Grounded Theory gewonnenen Ergebnissen gegeben. Das hier besprochene Buch ist nicht nur reich an Definitionen und illustrativen Beispielen aus der Forschungs- und Analysearbeit, sondern bietet auch Möglichkeiten zur kritischen Beurteilung der eigenen Analysearbeit. Aus diesem Grund kann das vorliegende neu überarbeitete

Werk als „ein wertvoller Meilenstein“ für das Erlernen qualitativer Methoden im Forschungsgebiet der Grounded Theory betrachtet werden.

Bemerkenswert ist die im Hintergrund wirkende „Theorie-Praxis-Verküpfung“, wodurch die Einzigartigkeit der Umsetzbarkeit dieser praktikablen Forschungsstrategie deutlich wird. Dieses Buch kann nicht nur als Überarbeitung der Methode der Grounded Theory betrachtet werden, sondern muß vor dem Hintergrund ihrer eigenen Historie als ein Instrument begriffen werden, das es erlaubt, sich ständig wandelnde soziale Bedingungen zu erklären. „ich entwickle mich weiter, die realen, sozialen Bedingungen verändern sich und somit muss sich auch die Methode der

Grounded Theory weiter entwickeln!“ Diesen Ratschlag möchte ich den Lesern des vorliegenden Buches mitgeben, da ich ihn selbst Anfang September 1996 von Anselm Strauss, kurz vor seinem Tod und seinen letzten Federstrichen an diesem Werk, erhalten habe. In diesem Sinne zitiert Anselm Strauss selbst einen seiner Lehrer, John Dewey: „If the artist does not perfect a new vision in his process of doing, he acts mechanically and repeats some old model fixed like a blueprint in his mind.“ (John Dewey, *Art as Experience*, 1934, p. 50)

*Prof. Dr. Regina Lorenz-Krause, Fachhochschule Münster, Fachbereich Pflege, Röntgenstr. 7-9, 48149 Münster*

## Bernhard Boschert

*Rezension: Erich Renner/Sabine Riemann/Ilona K. Schneider/Thomas Trautmann (Hrsg.): Spiele der Kinder. Interdisziplinäre Annäherungen. Weinheim: Deutscher Studienverlag 1997. 278 S. Preis: 58,- DM*

„Die liebste und intensivste Beschäftigung des Kindes ist das Spiel“, schreibt Freud in seinem Aufsatz „Der Dichter und das Phantasieren“ aus dem Jahre 1908. Und wer Freud kennt, wird ahnen, daß dieses besondere Interesse des Kindes am Spiel von seinen unbewußten Wünschen geleitet wird. Wünsche, deren Vielfalt und Facettenreichtum sich Freud zufolge gleichwohl in einem zentralen Wunsch bündeln lassen, dem Wunsch des Kindes nämlich, „groß und erwachsen zu sein“.

Wenn Freuds Vermutung zutrifft, so liegt die besondere Bedeutung und Rolle, die das Spiel deshalb für die Erziehung und Entwicklung des Kindes, für seine Integration in die Erwachsenenwelt und Gesellschaft haben muß, auf der Hand. Das mag wiederum die Erklärung dafür sein, warum die Pädagogik ein so großes Interesse an der Spielthematik entwickelt und dieses Thema eines ihrer Klassiker ist.

Der vorliegende Band über die „Spiele der Kinder“ kann also auf eine lange Tradition, der pädagogischen Beschäftigung mit dem Spiel aufbauen, deren Spuren sich bis in die Antike zurückverfolgen lassen. Vor allem aber die Neuzeit, das beginnende 18. Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung, das den Entwicklungs- und Fortschrittsgedanken, den Gestaltungs- und Selbsterzeugungswillen des Menschen ins Zentrum seines Weltbezuges stellt, hat sich in ihren pädagogischen Entwürfen vom Spiel und seinen Möglichkeiten faszinieren lassen.

Was die jüngere Geschichte betrifft, so wird man auf diesem Hintergrund nicht verwundert sein, daß sich mit den großen Debatten um die Reform der Bildungssysteme, Bildungsziele und angemessenen Erziehungsformen Ende der 60er Anfang der 70er Jahre auch die Auseinandersetzung um die pädagogischen Möglichkeiten

und Grenzen des Spiels einen gewaltigen Schub erhalten mußte.

Gegen die Vorurteile der Anfangsdiskussion, die im Kontext einer auf Effizienz und Effektivität bauenden Industrie- und Arbeitsgesellschaft, dem Kinderspiel den Stempel des Unnützen, Kindlichen, den Ernst des Lebens verfehlendes Treibens aufdrücken will, und die Haltung zum Spiel gleichsam zu einem ideologischen Glaubensbekenntnis zur Arbeitsgesellschaft stilisiert, brauchte die in dem hier vorliegenden Band dokumentierte Tagung am Institut für Grundschulpädagogik und Kindheitsforschung der Pädagogischen Hochschule Erfurt freilich längst nicht mehr anzukämpfen. Die positive pädagogische und entwicklungspsychologische Bedeutung des Spiels – der Vortrag von Sabine Riemann beschäftigt sich näher mit dieser Thematik – scheint heute fraglos. Eher schon gilt es, wie Thomas Trautmann in seinem Beitrag deutlich macht, übertriebene Erwartungen und unkritische Idealisierungen bezüglich der Wirkungsweisen des Kinderspiels zu dämpfen und falschen Nostalgien entgegen zu treten, die in einer rückwärtsgewandten Utopie gegen die modernen, medialen Spielvarianten umstandslos die guten alten Spieltraditionen in Stellung bringen wollen. Fraglos erscheint heute aber auch, daß Verständnis und Erklärung des Kinderspiels für die Wissenschaften alles andere, das Wortspiel bietet sich an, als ein Kinderspiel darstellt. Das Spiel erscheint vielmehr als ein vielschichtiges Kulturphänomen, dessen Deutung und Verständnis für die Wissenschaft trotz zahlreich vorliegender Spieltheorien und einer kaum überschaubaren Menge von Publikationen nach wie vor eine Herausforderung darstellt. Dies um so mehr als für die Gegenwartsgesellschaft das Spielelement an Bedeutung noch gewonnen zu haben scheint. Dazu genügt schon ein flüchtiger Blick auf die Entwicklungen des Kinderspiels im Bereich der Computer- und Videospiele – mit ihnen beschäftigt sich der Beitrag von Johannes Fromme näher – oder auf die wie Pilze aus dem Boden schießenden Spielshows im Televisionsbereich.

Allerdings scheinen sich diese Veränderungen und Entwicklungen gerade nicht rein quantitativ oder sektoral beschreiben zu lassen. Vielmehr kann man beobachten, daß das Spielelement die Gesellschaft im Ganzen mehr und mehr zu durchdringen und für die Formen moderner Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung eine konstitutive Funktion zu übernehmen scheint. Das reicht bis in die Theoriebildung über Gesellschaft selbst hinein, wenn man an die Implikationen denkt, die mit dem Begriff der Postmoderne verbunden sind oder wenn man beispielsweise die Entwicklungen auf der Ebene moderner Identitätsbildung beobachtet, wo von Bastelbiographien im Zusammenhang zunehmender Individualisierung die Rede ist.

Dieser Komplexität und Vielfalt des Spielphänomens im allgemeinen und des Kinderspiels im besonderen trägt der vorliegende Sammelband durch einen interdisziplinären Zugang Rechnung. Ethnologen, Psychologen, Soziologen, Literatur-, Theaterwissenschaftler und Pädagogen beleuchten aus der ihnen je eigenen Perspektive in 18 Beiträgen auf insgesamt 278 Seiten die Eigenarten und Besonderheiten des Kinderspiels bzw. verknüpfen ihre eigenen Überlegungen mit Theorieangeboten aus einem weitgefächerten Spektrum von Wissenschaftsdisziplinen.

Die Herausgeber haben das dadurch zwangsläufig breit geratene Tableau der in dem Sammelband behandelten Themen in vier Kapitel unterteilt, und diese mit dem vorsichtigen und tastenden Begriff der theoretischen, empirischen, ethnologischen und regionalen Annäherungen überschrieben. Fragt man nach der Gemeinsamkeit, die die einzelnen Kapitel verbinden, so scheint es ein doppelter Bezug zu sein, den die Autoren versuchen, im Auge zu behalten. Zum einen die systematische Verbindung des Kinderspiels mit der jeweiligen Gesellschaft und Kultur, in der es gespielt wird, und zum anderen der Bezug, der zwischen dem jeweiligen Beobachter, seinen Wertungen und Intentionen und dem Beobachteten, dem Kinderspiel als Analysegegenstand besteht. Mit den üblichen Vorbehalten gegen solche

holzschnittartigen Verallgemeinerungen könnte man deshalb davon sprechen, daß es den Autoren um eine soziologisch, historisch und erkenntnistheoretisch reflektierte pädagogische Betrachtung des Kinderspiels geht. Dies alles selbstverständlich, wie könnte das anders sein, wenn sich aus vorwiegend pädagogischer Perspektive des Themas angenommen werden soll, auf dem Hintergrund eines anderen zentralen Gesichtspunktes, der Frage nämlich nach den erzieherischen Möglichkeiten und Gefahren, die mit dem Kinderspiel verbunden sind bzw. anders ausgedrückt, der Frage nach den Wirkungen und Impulsen, die vom Spiel auf diejenigen ausgehen können, von denen es gespielt wird.

Beide Aspekte werden schon in den Aufsätzen deutlich, die sich unter der Rubrik der regionalen Annäherungen allerdings weniger mit dem Kinderspiel als mit dessen bevorzugtem Medium, dem Spielzeug beschäftigen. Hans Baiers zeichnet am Beispiel der Puppenherstellung in Thüringen die Entwicklung und Voraussetzungen einer industriellen Spielzeugproduktion nach. Dabei macht er in einem historischen Überblick deutlich wie eng nicht nur die Herstellungs- sondern auch die ästhetischen Erscheinungsformen der Puppen und ihre kulturellen Verwendungsweisen mit den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen und Moden korrespondieren.

Sabine Riemann berichtet in ihrem Beitrag von der Einrichtung der ersten thüringischen Ludothek, einer Spielzeugtauschbörse für Kinder und beleuchtet dabei die psychologischen und spielpädagogischen Aspekte des Tauschens für die Kinder.

Unter der Rubrik der ethnologischen Annäherungen befaßt sich Tora Korsvold mit einer spezifisch norwegischen Erscheinungsform der Freizeitgestaltung, den sogenannten Spielparks und erklärt deren große Verbreitung mit der besonderen Bedeutung, die dem freien Spiel in der unberührten Natur traditionell in der norwegischen Gesellschaft beigemessen wird.

Sigrid Paul verläßt dagegen die westliche europäische Hemisphäre und wendet sich dem afrikanischen Kontinent zu. In

einer Ethnographie des afrikanischen Kinderspiels hebt sie dessen allgemeine kulturrintegrative und sozialisierende gesellschaftliche Funktionen hervor.

Mit autobiographischen Texten und Aussagen indianischer Autoren setzt sich Erich Renner in ethnopädagogischer Perspektive auseinander. Er untersucht die Wirkung, die Western-Filme auf das indische Kinderspiel haben und macht deutlich, daß die von den indianischen Kindern entwickelten Identifikationsmuster sich als Modellierungen der jeweilig gewählten filmischen Vorbildfiguren darstellen, die erst in der komplexen Wechselwirkung mit ihrem kulturellen Wahrnehmungshintergrund verständlich werden.

Daß das Kinderspiel nicht einfach eine direkte Abbildung oder bloße Imitation der Alltagswelt darstellt, sondern Modifikationen und kreative Abweichungen enthält, aus denen sich nicht nur Anpassungs- und Sozialisationseffekte, sondern auch Distanzierungsmöglichkeiten und Freiheitspotentiale ergeben, macht der Beitrag von Fritz Seidenfaden über das Kinderspiel in traditionellen Gesellschaften deutlich.

Solche Eigenständigkeit und relative Autonomie der Spielwelt der Kinder in Bezug auf die Erwachsenenwelt und die Ausbildung eines spezifischen Gruppen-Ichs in der Gleichaltrigengruppe arbeitet Ute Meisers an Hand ihrer Feldforschung in Tonga heraus und verdeutlicht damit die Wechselwirkung und Korrelation von sozio-ökonomischen Strukturen, Spielformen und kulturellen Lebensmustern.

So können die ethnologischen Forschungsarbeiten zeigen, daß andere Kulturen und Gesellschaftsformen ganz andere Vorstellungen über Kindheit und entsprechend auch ganz andere Spielformen und -inhalte entwickeln und wie ein Verfremdungseffekt hinsichtlich der ethnozentristischen Sichtweisen und Wahrnehmungsformen des Kinderspiels mit ihren vermeintlichen Selbstverständlichkeiten und Gewißheiten gelesen werden.

Gewissermaßen als eine Rückwendung des ethnologischen Blicks auf die eigene Gesellschaft kann man deshalb den unter der

Rubrik der theoretischen Annäherungen aufgeführten Text von Burkhard Fuhs verstehen, der darauf hinweist, daß Kindheit in der europäisch-westlichen Kultur eine Erfindung erst der jüngeren Geschichte ist, der Diskurs über das Kinderspiel historischer Veränderung unterliegt, das Kinderspiel selbst im Kräftefeld sozialer Normalisierung und kultureller Zivilisierung steht und mit historisch sich wandelnden pädagogischen Erwartungshorizonten verbunden ist.

Die Vorträge von Gerold Scholz und Rainer Ruland können in je eigener Perspektive gleichwohl deutlich machen, daß das Kinderspiel einen Eigenweltcharakter besitzt, eine eigene, spezifische Realität entwirft, die in einem komplexen, teilweise widersprüchlichen und spannungsreichen Verhältnis zu der sie umgebenden gesellschaftlichen Alltagswelt steht und dadurch für die Kinder, wie auch Ilona K. Schneider in ihrer empirischen Untersuchung zeigt, im doppelten Sinne des Wortes Spielräume und Möglichkeiten zum selbständigen Gestalten, Probedenken und zur eigenen Identitätsfindung bereitstellt.

Die Eigenständigkeit der Spielwelt wird dabei von einem spezifischen Deutungsrahmen verbürgt, der wie eine unsichtbare Grenze das Spiel aus dem Alltagskontext heraushebt und als eine Verstehens- und Verhaltensanweisung die differente Welt und Handlungslogik des Spiels konstituiert. Daß das mitunter zu Fehldeutungen auf der Ebene außenstehender Betrachter führt, macht Hans Oswald am „rough and tumble play“ klar, das häufig auf der Erwachsenenenseite als bloßes aggressives Verhalten mißverstanden und entsprechend abgelehnt wird. Bei genauerer Betrachtungsweise stellt sich jedoch heraus, daß es sich dabei zwar um eine rauhere Form des Spiels handelt, das aber gleichwohl kontrolliert und geregelt ist und deshalb besondere handlungsstrategische Erfahrungsmuster und Lerngelegenheiten bereitstellen kann, die komplementär zu den

durch Kooperationsverfahren gekennzeichneten Interaktionsmustern stehen.

Die entwicklungs- und identitätsfördernde Dimension des kindlichen Spiels wird auch in der empirischen Arbeit von Stefanie Bissigkummer-Moos und Judith Pasquale thematisiert, die an biographischen Materialien aus der Perspektive der Kinder zeigen, welche Bedeutung das Spiel als Medium von Selbstdefinition und Abgrenzung hat. Im Spiel kann die eigene Identität gleichsam aufgeführt werden, was besonders in der Darstellung von sozialen Hierarchien und Geschlechtsunterschieden augenfällig wird.

Die Darstellung des kindlichen Spiels in der Kinderliteratur seit der Aufklärung verfolgt Karin Richter. Schließlich untersucht Kristin Wardetzky unter dem Titel *theatre imaginaire Phantasiegeschichten von Schulkindern*. Dabei werden in ihrer vergleichenden Studie von ost- (noch zur DDR-Zeit) und westdeutschen Kindern sowohl unterschiedliche Heldendarstellungen und fiktive Welten als auch unterschiedliche dramaturgische Erzählparadigma sichtbar.

Selbstverständlich können die Beiträge an dieser Stelle nicht in der ihnen gebührenden Ausführlichkeit besprochen werden. Dennoch dürfte auch in dieser kurzen Skizzierung der thematischen Schwerpunkte der einzelnen Aufsätze schon deutlich geworden sein, daß es sich hier um ein interessantes und mit Gewinn zu lesendes Buch handelt, das nicht unbedingt zu neuen Erkenntnissen kommt, was die Spielforschung im allgemeinen betrifft, aber für das Thema des Kinderspiels mit reichhaltigen Informationen, originellen Beiträgen und erhellenden Materialanalysen aufwarten kann und deshalb jedem nützlich sein wird, der sich näher mit der Thematik des Kinderspiels befassen möchte.

*Bernhard Boschert, Freie Universität Berlin, Institut für Sportwissenschaft, Schwendener Str. 8, 14195 Berlin*

## Ursula Rabe-Kleberg

*Rezension: Andrew Abbott: The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor. Chicago and London: The University of Chicago Press, 1988. 435 S. Preis: \$ 22,50*

„In typical Chicago fashion (...) this book grew out of my experiences as a participant observer. That the book's evidence is mostly historical should not obscure its fieldwork origins.“ schreibt Andrew Abbott im Vorwort seiner Studie. Aber dieser Text, der von ihm einen „Essay“ genannt wird, durchbricht die fallspezifischen Grenzen einer Feldstudie und entdeckt hinter vielfältigen historischen Einzelercheinungen die grundsätzliche Frage, nämlich „how modern societies institutionalize expertise“.

Hierbei geht es ihm aber nicht um ein allgemeingültiges Erklärungsmodell, vielmehr darum, „to show the professions growing, splitting, joining, adapting, dying.“ Dabei weist er Vorstellungen, dass sich Professionen nach einem bestimmten Schema oder nach bestimmten Regeln entwickeln als empirisch nicht haltbar zurück. Er kann an vielfältigen Beispielen deutlich machen, dass Entwicklungen von Professionen aus Wettbewerb und gar Kriegen („wars“) zwischen ihnen erklärt werden können. Dabei geht es aber nicht um Privilegien, Positionen oder gar Marktanteile, sondern um die professionell zu erbringende Arbeit und die Kontrolle über diese Arbeit.

Verschiedene Professionen konkurrieren um ihren Anteil an der Zuständigkeit für ein drängendes, existentielles Problem. Die erfolgreiche Profession muß gesellschaftlich plausibel machen und institutionell durchsetzen, dass sie mit ihrem Wissen und ihren Methoden für die Lösung und Bearbeitung der anstehenden Probleme die beste ist.

Der hier nur in aller Kürze skizzierte Ansatz wird im Text anhand vieler empiri-

scher und historischer Beispiele erläutert. Gegenüber der vor allem in der deutschsprachigen Diskussion üblichen Trennung zwischen eher berufssoziologisch orientierten Arbeiten zu Professionalisierungsprozessen und der Analyse der Spezifik professionellen Handelns bietet die Arbeit von Abbott den Vorteil, dass er diese beiden Argumentationslinien zusammenbindet. Profession ist danach als ein gesellschaftlicher Prozess zu denken, in dem es darum geht, Akzeptanz für das Besondere des professionellen Handelns zu gewinnen. Inner- und interprofessionelle Machtkämpfe um das gültige professionelle Handlungsparadigma lassen sich ebenso erklären wie gesellschaftliche Auseinandersetzungen mit bürokratischen Institutionen um Zuständigkeit („jurisdiction“) für bestimmte Problembereiche und Handlungsmöglichkeiten.

Abbott ist in der deutschsprachigen Professionsdiskussion auch mehr als 10 Jahre seit der Veröffentlichung kaum bekannt. Eine Übersetzung wäre sicherlich hilfreich. Vielleicht aber ginge bei einer Übertragung in akademisch-akzeptiertes Deutsch viel von der essayistischen Eleganz dieses (trotzdem) theoretisch präzisen Textes verloren. Das wäre schade, denn es ist Eliot Freidson in seiner Kritik zuzustimmen: „The System of Profession is a brilliant book“.

*Prof. Dr. Ursula Rabe-Kleberg, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Franckeplatz 1, Haus 4, 06099 Halle/ Saale*